BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, August Wilhelm <<von>>,

Charakteristiken und Kritiken

Bd.: 1

Königsberg 1801

L.eleg.g. 354 o-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574601-4

L. eleg. g. 354°
Schlegel

<36613598540015

S

<36613598540015

Bayer. Staatsbibliothek

Hist lit part. Germ. 956.
~~C. III.~~

Charakteristiken und Kritiken.

Von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Erster Band.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius,
1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Unsre kritischen Bemühungen und Grundsätze haben einige Aufmerksamkeit bei dem Publicum erregt. Doch haben wir keine Ursache vorauszusetzen, daß diese uns geschenkte Aufmerksamkeit überall mit einer gründlichen Bekanntschaft verbunden gewesen sei. Wir wünschen sie bei allen denen, die ein ernstliches Interesse an der deutschen Litteratur nehmen, zu befördern und das ist der Zweck dieser Sammlung, welche außer einigen neuen Versuchen auch eine

Auswahl von ältern in Zeitschriften zuvor einzeln gedruckten kritischen Abhandlungen enthält.

Da jeder der einzelnen Versuche seinen Zweck und Standpunct selbst klar genug bestimmt, so ist nur noch übrig anzuzeigen, wo die ältern Aufsätze gestanden haben, damit wer die Vergleichung anstellen will, nach der Auswahl, den Abkürzungen, Aenderungen und Zusätzen beurtheilen kann, ob wir bloß gegen andre oder auch gegen uns selbst strenge sind.

Die Recens. des Woldemar erschien zuerst im Journal Deutschland. Georg Forster und der Anfang des hier vollendeten Aufsatzes über Lessing im Lyceum. Die Recens. des philosophischen Journals, und alle Beurtheilungen, wie auch die Charakteristiken und einzelnen Bemerkungen im 2ten

Theile sind aus der Jenaischen A. L. Z. Manche andre Rec. aus dieser von A. W. Schlegel, welche der Aufnahme eben so würdig schienen, als die wirklich aufgenommnen, erlaubte der Raum nicht, in diesen beiden Bänden drucken zu lassen.

Die Charakteristik des Meister hat im 1sten Bande des Athenaeums gestanden, und der Aufsatz über Romeo so wie die Briefe über Poesie und Sylbenmaaß in den Horen. Sie stehen hier als ein Beitrag und Document zur Theorie des Verfassers über Sprache und Rhythmus, weil sich mehre der ausführlichen Beurtheilungen auf diese Theorie beziehen und gründen, welche er immer noch nicht systematisch darstellen konnte. Aber eben deswegen wird die Erinnerung nicht überflüssig sein, daß der Verfasser den Gang der Untersuchung in jenen Briefen selbst

einseitig und nicht rational genug findet, indem die psychologische Erklärung von der Entstehung des Rhythmus mit der physiologischen hätte verbunden werden sollen.

Neu ist der Beschluß des Lessing, die Kritik des Bürger und die Notiz von den Werken des Boccaz.

Inhalt

des ersten Bandes.

I. Recension von Jakobi's Woldemar nach der Ausgabe von 1796 Seite 1

II. Recension der vier ersten Bände des philosophischen Journals herausg. von Niethammer — 47

III. Georg Forsters Schriften — 88

IV. Charakteristik des Wilhelm Meister — 132

V. Ueber Lessing — 170

Alle diese Aufsätze sind von Friedrich Schl.

VI. Ueber Shakspeare's Romeo und Julia, von Aug. Wilh. Schl. S. 282

VII. Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache von demſ. — 318

Charakteristiken und Kritiken.

Erster Theil.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

I.

Recension von Jakobi's Woldemar nach der Ausgabe von 1796.

„Daß es ein Vermögen der Göttlichkeit (II. 251.) im Menschen gebe, wiewohl er bis tief in das Innere seines Wesens abhängig und gebrechlich ist, und sein mußte; daß Gott kein leerer Wahn sei;" ist das große Thema dieses philosophischen Romans, der bis in seine zartesten Theile von dem leisesten sittlichen Gefühl, von dem innigsten Streben nach dem Unendlichen beseelt ist. Das Dasein eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe zu enthüllen, ist Hauptabsicht oder Nebenabsicht mehrerer Werke Jakobi's, der kein Philosoph von Profession, sondern von Charakter ist. In diesem, theils abhandeluden, theils darstellenden Werke offenbart er nun, wo nicht den besten, doch einen gros

ßen Theil von allem, was er je über den Charakter jener freien Kraft, ihre möglichen und natürlichen Verirrungen, und über ihre einzig wahre Richtung wahrgenommen, empfunden, gedacht und geahnet hat, denen, die das Genie der Liebe und der Tugend haben — den Geistersehern, (Ergieß. Horen. 95. VIII. Samml. S. 4.)

Wahr ists, man kann niemand Freiheit eingießen, der den Keim dazu nicht in sich trägt. Aber der Keim bedarf eines äußern Anstoßes, der ihn mächtig reize, seine Hülle zu zersprengen; er bedarf Pflege und Nahrung. Wo könnte er diese besser finden, als in Werken, in welchen das göttliche Princip des Menschen in lebendiger Wirksamkeit, ja in seinen individuellsten Aeußerungen dargestellt wird? In Werken, wo die Dichtung die Ideen nur wie eine leichte Hülle zu umschweben scheint, und den unsichtbaren Geist allenthalben durchschimmern läßt? Ein solches Werk ist Woldemar!

Es ist ein großes Verdienst dieser und mehr oder weniger aller Jakobischen Schriften, daß sie dem Unglauben an Tugend und an allen Ideen so kräftig entgegen streben. „Jede Erhabenheit des Charakters kommt von überschwenglicher Idee (Allw. 268.);“ und praktische Kraft und Gültigkeit der

Ideen ist unnachläßliche, vorläufige und subjektive Bedingung aller Philosophie. — Es ist nicht zu ändern, daß alle, die ganz an der Erde kleben, glauben, man wolle sie zum besten haben, wenn man ihnen von Ideen redet, wie der alte Hornich, wenn man sein Gefühl in Anspruch nahm. (I. 4.) Ein andrer Unglaube ist aus der Philosophie entsprungen, und hat selbst diejenigen, welche zwar der höchsten Begeisterung fähig sind, aber jede Ueberspannung hassen, mißtrauisch und furchtsam gemacht. Die Majorität der Vernünftler war nämlich durchaus unfähig, sich nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen zu Ideen zu erheben. Sie leugneten, was über ihren Horizont war; und consequente Denker, die auf einem zu niedrigen Standpunkt standen, und doch nichts unerklärt lassen wollten, bahnten ihnen den Weg. So gelang es ihnen, die Gemeinheit einigermaßen zu systematisiren und zu sanctioniren, indem sie alle Mittelmäßigen zu einer unsichtbaren Kirche vereinigten. Die Häupter der Gemeinde gehen nun wie Feuerherren umher, und wo sie etwas wittern, was wie Enthusiasmus aussieht, schreien sie: Mystizismus! Schwärmerei! — Durch Gründe die Angriffe des entschiednen Skeptikers vollständig zu besiegen, maßt sich Jakobi gar nicht einmal an: aber

ein Werk, wie Woldemar, wird jeden, der fähig ist, das Höchste zu lieben und zu wollen, durch die That lebendig überzeugen, daß diese Liebe kein Gedicht und kein Traum sei. Wenn dadurch auch nur einer jener edlen Mistrauischen Zuversicht gewinnt, so ist das kein kleiner Gewinn für die Menschheit.

Jakobi's lebendige Philosophie ist ein reifes Resultat seiner individuellen Erfahrung, und eine entschiedene Gegnerin jener todten Philosophie, welche nur mit Buchstaben, den „Gespenstern des ehemals Wirklichen," (I. 245.) ein Gewerbe treibt, eine Form, welche ihren Geist überlebt hat, der Schlamm und die Grundsuppe menschlicher Erkenntnis ist, und „aus dem geilsten Misbrauch des Vermögens willkürlicher Bezeichnung entsprang" (Allw. S. 16.). — Die gänzliche Trennung und Vereinzelung der menschlichen Kräfte, welche doch nur in freier Vereinigung gesund bleiben können, ist die eigentliche Erbsünde der modernen Bildung. Der allgemein verbreitete und ungeheure Unfug kalter Vernünftler ohne Sinn, Herz und Urtheil liegt am Tage, und selbst unsere größten Denker sind nicht ganz frei von Abgötterei mit der Vernunft. Gegen solche despotische Eingriffe nimmt Jakobi die Rechte des Herzens in Schutz, und macht die große Wahrheit

einleuchtend, daß „die Tugend sich nicht erklügeln lasse" (I. 126.). In dieser polemischen Rücksicht können Jakobi's Schriften sehr günstig wirken, da die Natur ohnehin dafür gesorgt hat, daß sein Vernunfthaß in unserem Zeitalter wenigstens keine allgemeine Epidemie werden kann.

Diese neue Ausgabe des Woldemar ist ein erfreulicher Beweis, wie empfänglich das deutsche Publikum für Ideen ist, und eine Bestätigung, wie sorgfältig der Verfasser seine Werke zu feilen, wie geschickt er sie auszubilden versteht; denn alle seine Aenderungen sind auch Verbesserungen.

Gleich vorn sind die vielen Motto's, die sich sonst vor dem Eingange des Heiligthums drängten, wie Schweizer an der Pforte eines Schlosses paradiren, sämtlich verabschiedet. So auch das Statt Vorrede zum 2ten Theil, und die Dedication „an den alten Freund, an den Mächtigen, der ihm einst liebend, zürnend, drohend zurief: nicht länger zu gaffen; sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft." Die hinzugekommene, vorläufige Charakteristik Woldemars (S. 14—16.) ist voll der wichtigsten Aufschlüsse nicht blos über ihn, sondern über den Geist und die Entstehung des ganzen Werks. „Heftig ergriff sein Herz alles, wovon es

berührt wurde, und sog es in sich mit langen Zügen. Sobald sich Gedanken in ihm bilden konnten, wurde jede Empfindung in ihm Gedanke, und jeder Gedanke wieder Empfindung. Was ihn anzog, dem folgte seine ganze Seele; darin verlor er jedesmal sich selbst" u. s. w. „So kam er seinem Gegenstande immer näher; so entfernte, in gleichem Maße, sein Gegenstand sich immer mehr von ihm." Durch eine zweckmäßige Versetzung, (S. 45 —— 76. der neuen Ausg. u. 36 ; 63. d. alt.) durch die Erklärung und Geschichte von Hornichs Haß gegen Woldemar, welcher sich beim Tokadille zuerst entwickelt, (S. 41.) und auf Veranlassung eines kalekutischen Hahns (S. 106.) die höchste Blüthe erreicht, und durch das Tischgespräch bei Dorenburg ist das Ganze ungleich deutlicher, runder und vollständiger geworden: hätte der Künstler dazu nur nicht solcher Figuranten bedurft, wie den widerlichen Alkam und den unbedeutenden Sidney. Dieser Engländer ist durchaus nichts, als ein Schüler des treflichen Thomas Reid und Ferguson's, durch dessen Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft Woldemar zuerst zur „Feuertaufe" gelangte, (S. 80.) „da ihn bisher nicht nur die neuern Weisheitslehrer, sondern auch die großen Alten nur mit Wasser getauft hatten." Sehr merk-

würdig hingegen ist der Charakter Hornichs, der, wiewohl ihr entschiedener Gegenfüßler, doch nicht ohne Familienähnlichkeit mit der heiligen Gemeinde ist. Auch dieser alte Wechsler ist auf seine Weise besessen: er schwärmt für das Philisterthum, und seine knechtische Vergötterung des Buchstabens möchte sich auch gern aufschwingen. — Daß Henriettens Thränen bei Vorlesung von Woldemars Brief, (S. 27. d. alt. Ausg.) das mehrmalige Wechseln ihrer Farbe, und die endlich bleibende Blässe weggelassen sind, ist gut, aber nicht hinreichend. Denn wiewohl die großen Beiden ihren erhabenen Abscheu, sich

„Wie es im Menschengeschlecht der Männer
und Weiber Gebrauch ist,“

zu vereinigen, beständig im Munde führen; so sind doch nicht wenig Züge stehen geblieben, welche diesen Betheurungen widersprechen, und nur aus Geschlechtsliebe entspringen und auf Ehe abzielen können. -- Vieler kleiner Aenderungen nicht zu erwähnen (I. S. 194. 208. 218. 254. 273. II. S, 13. 14. 74. 100. 136. 220. 221.), wird im 2ten Bande, außer einigen für die Deutlichkeit vortheilhaften Zusätzen (S. 157. 160. 186.) auch der Plutarch in den Familienconvent, wo über das Herz des gefallnen Woldemar eine medizinische Consultation gehalten wird, mit etwas mehr Vorbereitung eingeführt.

(S. 187 — 190.) Da Biederthal glücklicherweise eine Abschrift von Woldemars Auszug besitzt, so braucht die arme Henriette, die nur eben ohnmächtig war, und während der ganzen Sitzung eine lange Rede nach der andern aus dem Stegreife gehalten hat, das dicke Buch nicht mehr so lange auf dem Schooße zu haben.

Es gehört eine vertraute Bekanntschaft mit dem Buche dazu, um alle Widersprüche, um die Vermischung des Vortreflichen mit dem Schlechten und Widrigen darinn ganz einzusehn, obgleich von beidem auch auf den ersten Blick so manches auffällt. Nothwendig ist es, das eine vom andern strenge zu scheiden: denn mit dem bloßen Streben nach dem Unendlichen ist die Sache doch gar nicht gethan. Ein Werk kann bei dieser hohen Tendenz dennoch durch und durch unlauter und verkehrt sein, und wer, was er als Unphilosophie und Unschicklichkeit erkennt, zu beschönigen sucht, ist unwürdig, daß man auf sein Urtheil achte, oder weiß nicht, was er will. So gern man auch schonen möchte, darf man sich hier doch durchaus keine Halbheit erlauben: denn es sind eben nur die Würdigsten, welche ein genialisches Werk wie Woldemar verführen und an den Rand des Abgrunds locken kann. Spott über den Unzusammenhang des Ganzen, und

das Ungeschick im Einzelnen kann niemand beleidigen, der das Werk aus der Nähe betrachtet, und fest ins Auge gefaßt hat.

Man geräth in nicht geringe Verlegenheit, wenn man sich über den eigentlichen Charakter, die höchste Absicht und das endliche Resultat des Ganzen strenge Rechenschaft geben will. Und doch kann man es nicht richtig würdigen, ohne hierüber im Reinen zu sein. Betrachtet man es, nach einem Wink in der Vorrede über den Unterschied desselben vom Allwill, als ein poetisches Kunstwerk: so fehlt es an einem befriedigenden Schluß, und Woldemar's reuige „Zerknirschung läßt immer noch einen ganz unerträglichen Nachgeschmack" zurück. Was kann empörender sein, als seine Selbstverachtung, sein Schwindel vor den Tiefen seines Herzens? Die Erzählung endigt mit einer unaufgelösten Dissonanz. Woldemar's Innres und Aeußres ist unheilbar zerrüttet. Nach einer solchen Reue kann er sich wohl zum Gehorsam eines guten Knechts, aber nie zur Würde eines freien Mannes erheben. Sein Verhältnis mit Henrietten ist eigentlich zerrissen. Sie ist nicht seine Freundin mehr: er hat eines andern Vertrauten über sie nöthig, als sie selbst, und wirft sich an Biederthals Busen (II. 299.). Die Freundschaft, mit der W.'s Gemüths-

ruhe steht und fällt, muß vollends brechen oder verhallen. Nicht zu erwähnen, wie peinlich, häßlich, und also unpoetisch fast alle dargestellten Situationen, Charaktere und Leidenschaften sind: so wäre das Unnatürliche der Hauptbegebenheit, welches wir jeden Augenblick empfinden, in einem Gedicht eine unersetzliche Störung. Woldemar's und Henriettens Misverständnis konnte gar nicht statt finden, wenn nur so viel Zutrauen, so viel Delicatesse in ihnen wäre, als zu dem Bestehen auch des gemeinsten blos gesellschaftlichen Verhältnisses erforderlich ist. Sie reden zwar unaufhörlich von hohen Idealen der Freundschaft, und erörtern das förmlich, worüber sich wahrhaft delicate Menschen stillschweigend verstanden haben würden — die eigentliche Natur ihres Verhältnisses: wo hingegen die schnellste Offenheit nothwendig war, bei scheinbaren oder wahren Beleidigungen brüten sie einsam, und schmollen mistrauisch. Die gegenseitige Aufklärung kann sie nicht geheilt haben, sie muß ihre Empfindlichkeit nur noch wunder machen: seine leidenschaftliche Aengstlichkeit und ihre jungfräuliche Zurückhaltung sind eine unversiegliche Quelle neuer Misverständnisse, und werden endlich auch die arglose Allwina anstecken müssen. Auch Henriette und Allwina müssen früher oder später zu Grunde gehen.

Für W. konnte es nicht schwer sein, die Freundschaft für Henrietten mit der Neigung für Allwinen zu vereinigen. Ein Weib zu lieben, gleich als wäre sie ein Mann; von einem Freunde geliebt zu werden mit weiblicher Nachsicht und Anbetung: das war es eben, was sein verzärteltes Herz begehrte, und wobei es in seinem Falle keiner besondern Reinheit und Festigkeit der Gesinnung bedurfte. Diese fielen allein auf das Theil jener beiden. Er achtete nicht auf die Möglichkeit, daß die Natur seinem Eigensinne entgegen arbeiten, und sich in irgend einer spätern Stunde höhere Ansprüche, andere Wünsche in den Busen seiner beiden Geliebten regen könnten. Er gab es zu, daß Henriette einen Theil ihres Selbsts vernichtete, um sein Ideal ganz zu erfüllen. Denn was soll nun Henriette eigentlich sein? Was können wir anders annehmen, als daß sie eigentlich dazu organisirt war, unter der gefälligen Gestalt eines Weibes geschlechtslos zu sein; und wen mag sie dann noch interessiren? — Oder daß sie Eines entbehrt, um das Andere zu genießen. Es sei, daß dieser Zustand nicht Spannung war: aber wird er darum dauernd sein? Ein Augenblick kann sie die Entbehrung schmerzlich empfinden lassen. Ich rede hier nicht von einer schnellen Einwirkung der Leidenschaft oder der Sinne. Aber

wenn Henriette wirklich Weib ist, so kann sie der Sehnsucht, ein eignes Kind an die Brust zu drükken, um so weniger entgehn, da sie täglich Zeuge von mütterlicher Glückseligkeit sein muß; sie kann am ersten von ihr überrascht werden, bei dem Anblick eines Kindes auf Allwinens Schooß: hier muß das Mitgefühl ahnen, daß es an eignes Gefühl nicht reicht. Wird ihr forthin nicht die bisherige Wonne ihres Lebens unfruchtbar dünken? — Wenn wir so manche Züge, die in Henrietten auf das Mädchen deuten, ihre Betroffenheit über W's. Lachen, ihr Verschweigen, ihre Schüchternheit, ihre sie so ganz überwältigende Angst zusammenrechnen, so erscheint sie in der That als ein Opfer W's. — Und Allwina? Es ist vorauszusehn, daß sie sich ausbilden, ihr Geist sich stärken, und Bestimmtheit gewinnen wird. Ihr kindliches Hinaufschauen zu Henrietten muß sich mit den Jahren in Gleichheit verlieren. Bisher hatte sie von der Hand ihrer Freunde alles genommen, wie sie es ihr gaben; sie hätte sich wol durch ihre Unschuld selbst zur Unnatur verleiten lassen: aber eben ihr unbefangner Sinn wird bald ahnen, daß Woldemar ihr, wie es zulezt wirklich geschieht, etwas verbergen muß, und ihr reiferes Gefühl, das nothwendig mit erhöhtem Bewußtsein verknüpft ist, dagegen auflehnen. Wenn dann auch

eigentliche Eifersucht fern von ihr bleibt, muß sich nicht Mistrauen und Unruhe ihrer bemächtigen?

Natürlich müssen sich viele Widersprüche aus einem Verhältnisse ergeben, welches in seiner ersten Anlage durchaus ein Widerspruch ist, den alle Kunst des Verfassers nicht heben, ja nicht einmal verstekken konnte. Henriettens Freundschaft soll keine Liebe sein, und ist doch offenbar nichts anders. Das schüchterne, bescheidne Mädchen, „welches zu „seinem eigensten Dasein bisher nicht hatte gelan„gen können, und es nun im fortgesetzten, vertrau„lichen Umgange mit einem erfahrnen, in sich schon „bestimmten Freunde erwirbt, der ihren besten Ideen „und Empfindungen — den einsamen, verschlossenen „— Freiheit, Bestätigung, unüberwindliche Gewiß„heit verschaffte" (I. S. 67.) — hat eine starke Anlage zur Ehe, ist aber zur Freundschaft, welche sich nicht auf gegenseitige Abhängigkeit gründen darf, und von jeder Beziehung auf Bedürfnisse so rein als möglich erhalten werden muß, nicht selbstständig genug. Ihr ganzes Wesen wird durch ein Bedürfnis angezogen, und an den Mann gefesselt, der ihr Haltung, Richtung und Einheit geben, und wieder von ihr nehmen soll. Ihre Seele sucht ihn zu umfassen, wird sich auf ihn beschränken, und kann nur in der innigsten Vereinigung mit ihm vollstän-

dige Befriedigung finden. Jenes Streben ist eigentliche, weibliche Liebe, und diese innigste Vereinigung durch alle himmlischen und irdischen Bande, wo zwei durch gegenseitige Bedürfnisse und Abhängigkeit ein Ganzes werden und bleiben, (II. 38.) nichts anders als Ehe. Ein Weib, welches einen Mann „über alles liebt;" — „aus ihm ihr bestes Dasein — alles Dasein nimmt;" — „ohne ihn nicht leben möchte — und — nicht leben könnte;" (IIr Th. S. 186.) ist in ihrem Herzen seine Gattin.

Um Woldemar's Freundin sein zu können, ist Henriette zu sehr — Weib und Mädchen. Zwar könnte es wohl eine Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau geben, die durch ihre Leidenschaftlichkeit der eigentlichen Liebe ähnlich schiene, und doch wesentlich von ihr verschieden wäre. Nur müßte der Mann, um einer solchen Freundschaft fähig zu sein, kein sinnlicher, eitler, durch und durch gebrechlicher Woldemar, sondern Herr seiner selbst sein. Die Frau müßte sich nicht nur über den Horizont der Weiber, die nur in ihrem Geliebten und in ihren Kindern leben, erheben können, und fähig sein, Ideen thätig zu lieben, nicht blos müßig darüber zu räsonniren; denn Freundschaft ist ja eben eine gemeinschaftliche Liebe, Wechselbegeistrung; sondern auch reif und sicher über die Be-

dürfnisse und Besorgnisse des Mädchens erhaben sein. — Henriette ist so sehr Jungfrau, daß die bloße Magie ihres Umgangs sogar die beiden muntern, jungen Weiber wieder in Jungfrauen verwandeln kann (Th. I. S. 9.); so wie ein rechter Prophet alles, was er berührt, in Offenbarungen und Seher umbildet (Ergieß. S. 5. 6.). Henriette verschweigt Woldemar'n das Versprechen, das sie sich hat abnöthigen lassen. Sehr jungfräulich mag das sein; aber es ist ganz und gar nicht freundschaftlich, und man muß Woldemar'n Recht geben, daß er sich dadurch von ihr „getrennt fühlt."

Mit „Bruder Heinrich" hätte selbst der mistrauische Woldemar zu solchen Misverständnissen nicht kommen können. Sie sind selbst für den Zuschauer so quälend, daß er sich wol jedes Mittel gefallen ließe, welches ihnen auf einmal ein Ende machen könnte, wäre es auch nur jenes populäre, welches schon die Homerische Circe dem Odysseus vorschlägt:

„Auf dann, stecke das Schwerdt in die Scheide dir;
laß dann zugleich uns
Unser Lager besteigen, damit wir, beide vereinigt
Durch das Lager der Liebe, Vertraun zu einander gewinnen."

Ohne Gewalt würden sie freilich wol alle beide nicht dahin zu bringen sein, da sie jeden, der ihnen nur von fern ansinnt, zu thun, was ihnen Blutschande und Sünde wider die Natur scheint, so schnöde anlassen und so innig bemitleiden. „Der Nebel" (Th. II. S. 75.) wäre dann wohl zerstreut, aber zugleich auch der ganze Roman eher geendigt, als er noch angefangen hätte. Auf W's. und H's. gegenseitiger Unheiratbarkeit (bei einer so außerordentlichen Sache darf man sich auch wol ein außerordentliches Wort erlauben) beruht das Ganze: mit ihr steht und fällt die Einzigkeit ihres Einverständnisses und Misverständnisses. Da der Dichter sie nicht motiviren konnte, war er genöthigt, sie zu postuliren, und durch schneidende Machtsprüche die Fragen, welche er nicht zu beantworten vermochte, abzuweisen. Ein leidiger Nothbehelf! Denn er mag auch einen noch so hohen Trumpf darauf sezzen, so wird ihm doch niemand aufs Wort glauben: „daß die Freuden der Gattin und Mutter sich im Mitgefühl höher schwingen, als im eignen" (Th. I. S. 9. 10.). — Schade ists, daß H's. Liebenswürdigkeit unter ihrer Einzigkeit sehr leiden mußte! Es fällt dadurch ein Schein von gemeiner Prüderie auf sie. Vorausgesetzt, daß Henriette Woldemar'n wirklich liebt: so ist die Art, mit der

sie ihm entsagt, und ihr Entschluß, „den Tanten zum Exempel zu leben," (Th. I. S. 279.) sehr liebenswürdig und auch sehr weiblich: denn daß ein Mädchen von zarter Seele, bei der geringsten Veranlassung, eben aus Liebe dem Besitz ihres Geliebten entsagt, ist gar nicht unnatürlich.

Woldemar hat sehr Recht, wenn er sagt: „Wir wurden Freunde, wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können" (Th. II. S. 49.); wenn er aber hinzusetzt: „und Personen von verschiedenem es vielleicht nie waren;" so ist das nur eine leere Anmaßung, wozu ihn allein die Wuth, einzig zu sein, verführen konnte. Die Tendenz, ihr Wesen, ihre Thaten und ihre Verhältnisse für sich und unter einander außerordentlich, seltsam, sonderbar und unbegreiflich zu finden, ist eine charakteristische Familienähnlichkeit der Jakobischen Menschen. Keiner ist aber von diesem Hange so ganz besessen, wie Woldemar. Er kann auch nicht einmal einen umgeworfenen Korb mit seiner Freundin aus dem Quark heben, ohne sich in Anbetung ihrer (und also auch seiner) Einzigkeit zu ergießen. — Wahrlich, es vergeht nicht leicht ein Tag, an dem nicht solche Freundschaften unter Personen von verschiedenem Geschlecht zu ganzen Hunderten angefangen, vollendet, oder auch durch frem-

de und eigne Schuld gestört werden: denn nichts ist gemeiner, als eben diese Mischung von Kraft und Schwäche, von reiner Liebe und reiner Selbstsucht. Auch jene Freiheit mordende, grenzenlose Hingebung, welche Jakobi so oft, bald unmittelbar bald mittelbar, als die schönste weibliche Tugend anpreiset, wiewohl eben sie die Wurzel der Tugend selbst vernichtet, ist gar nichts seltnes; die gewöhnliche Eigenschaft aller Frauen, die gutgeartet sind, ohne sich zur Selbstständigkeit erheben zu können. Das ist es, was W. von seinem Freunde wie von seiner Gattin verlangt; und sein angeblich unerhörtes Ideal von Freundschaft wird nur zu oft in gemeinen Ehen realisirt; innigste Vereinigung auf Kosten der Selbstständigkeit: man könnte es eine übertriebene Ehe nennen.

Nichts ist ungeschickter „Vertrauen auf die Macht der Liebe" einzuflößen, als Woldemar's Beispiel: denn in einem solchen Herzen muß die Liebe, ihr Gegenstand sei welcher er wolle, ihre edle einfache Natur verwandeln, und ein fressender Schaden werden. Die erste der beiden Sentenzen, mit denen das Werk schließt, kann also durchaus das nicht sein, wofür sie doch so deutlich gegeben wird, Resultat des Ganzen. Aber auch die zweite: „Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor;"

ist keine richtigere Folgerung, als die Nutzanwendung so mancher äsopischen und unäsopischen Fabel: obgleich so vieles unmittelbar, das übrige wenigstens mittelbar sich auf sie zu beziehen, und um ihrentwillen da zu sein scheint. Sollte sie auch nur rhetorisch bewiesen werden, so mußte W. Kraft haben, und blos aus Selbstgenügsamkeit fallen. Der Fall eines Menschen, dem man die Gebrechlichkeit so bald ansieht, befremdet und betrübt uns nicht sonderlich. „Woldemar kann,“ auch uns Lesern, „das nicht ersparen, daß wir ihn verachten müssen,“ und seine Strafe gerecht finden, ohne darum besser von der Knechtschaft zu denken.

Es wird zwar mit unter viel übels von W. gesagt: aber ohne daß es dem Künstler damit ein rechter Ernst gewesen sein kann; denn er hat uns Achtung und Theilnahme für ihn geben wollen, und beides ist er nicht werth. Dorenburg nennt W.'n einen geistigen Wollüstling. So ist es auch mit ihm, aber in einem höhern Grade, als Jakobi es gewollt haben kann: denn jene feine Wollust macht ihn zum groben Egoisten. So genießt er Allwinen, die Lais seiner Seele, liebt sie nicht: es ist wirklich empörend, wie er sich noch freuen darf, daß er sie nur besitze, ohne von ihr besessen zu werden. (Th. II. S. 73.) So braucht er Hen-

rietten, „daß sie ihm seinen alten Traum von Freundschaft deute" (Th. II. S. 38.), zur „Bestätigung, daß seine Weisheit kein Gedicht sei" (Th. II. S. 182.); liebt sie nicht. So steht er da, hingegeben der Befriedigung, die beide ihm gewähren, und läßt sich anwehen von erquickenden, balsamischen Lüften im geistigen, wie im physischen Sinn. Diese Beschaffenheit W.'s verbreitet ihren widrigen Einfluß auf das Schönste im Buch. Das zarteste selbst wird undelicat, weil es uns seine selbstische Befriedigung malt: so die schöne Schildrung von Allwinens Liebe und Hingebung; so die Art, wie beide Freundinnen sich bemühn, dem Weichling das Leben zu versüßen, und ihm jeden Anstoß aus dem Wege zu räumen. Wir können nicht umhin, zu glauben, daß es demjenigen an wahrer Kraft fehlt, der andre so viel für sich thun läßt, der eines solchen Zauberkreises bedarf, um darinn zu existiren. — Seine Lieben, die so viel Noth mit ihm haben, tragen indessen auch in etwas die Schuld. Warum bestehen sie so hartnäckig darauf, ihn zu vergöttern, da sie doch wissen, daß eitel Hochmuth und Lüste in ihm sind? Es ist ein großes Uebel, wenn ein Mensch zum Schooßkinde der ihn zunächst umgebenden geworden ist; oft hat er es nur seinen Unarten zu danken, und es vermehrt diese dann.

Eigentlich nimmt der Verfasser selbst Antheil an diesem Verzärteln: Woldemar ist auch sein Liebling, und der gemeinschaftliche Mittelpunkt, um den sich alles dreht, mehr als der Zusammenhang des Ganzen erfordern, oder auch nur erlauben dürfte. Alle übrigen scheinen nur um seinetwillen da zu sein; wenn sie nicht für ihn handeln oder leiden, so rathschlagen sie über sein Seelenheil. Wie müßte die Kenntnis davon, die man dem, den sie betrifft, nie ganz entziehn kann, einen gesunden Menschen stören, ihm so lästig fallen? Woldemar'n würde sie nur in seiner Eitelkeit bestätigen, und noch tiefer in Speculationen über sich selbst verwickeln, zu denen er schon so geneigt ist. Dieses Grübeln ist das beste Mittel, einen ohnehin kranken Geist ganz zu schwächen und zu verderben, wie beständiges Medizíniren den Körper entnervt. Kein Wunder, wenn der Patient zuletzt so gefährlich wird, daß die berathschlagende Familie sich stillschweigends permanent erklären muß, wie ein Senat, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Das pedantische dieser Scene würde recht anschaulich werden, wenn man eine Zeichnung dazu machen wollte: man nähme die Figuren und setzte sie um einen Tisch, wie im Orbis pictus, über den ein Auge im Dreieck schwebt.

Vielleicht erläuterte dieses sogar manche Dunkelheiten.

Ein entscheidender Beweis für W.'s Schwäche ist die Leere des Mannes, die in seinen Briefen, dem schwächsten Theile des Werks, vorzüglich sichtbar wird. Was sich vom Genuß der schönen Natur „einsalzen und in Rauch aufhängen läßt, ist so schwach und so schwindelnd!" Woldemar aber, der nur da rastlos thätig erscheint, wo man nicht den geringsten Widerstand findet, in den Räumen der Einbildungskraft, macht sich ein angelegentliches Geschäft daraus, seine Gefühle aufs sorgfältigste zu registriren. Er geht in seinen häufigen Naturbeschreibungen gleichsam auf die Jagd nach himmlischen Empfindungen aus. Sein armes Herz kann nur im Irrthum genießen. Mühsam muß er erst das Todte um sich her beleben, um durch eine künstliche Täuschung seine Empfindungen hervorzulocken, die doch nur trübe und tropfenweise rinnen. Er ist genöthigt, die Einzelheiten der schönen Natur so aufzuzählen, daß die Darstellung eines Tages, eines Auftritts oft mehr die Geschichte des Wetters, als des Herzens ist: überall tritt ihm nur ein leerer Begriff des Unendlichen entgegen, dessen eingebildeter Genuß so undarstellbar ist, als es selbst. Durch das lange Ausspinnen einer einförmigen

Verzückung mußte auch ein genialischer Schriftsteller in gemeine Empfindelei versinken: denn nur diese kann „Pappeln das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung durchfahren," und den „Unermeßlichen zu sich ins Gras lagern" lassen (Th. II. S. 19. 20.). Welche innre Fülle offenbart sich dagegen in Werthers Verkehr mit der Natur; er mag sie nun mit der warmen Liebe eines jungen Künstlers umfassen, oder das Drängen seiner Brust an ihrem Busen aushauchen, oder für seine Leidenschaften gefährliche Nahrung aus ihr saugen!

Ein so verfehlter Held, wie W., thut sehr wohl, sich lieber unter das Joch irgend eines Gehorsams zu beugen, als sich kraft seines sittlichen Genies zum allgemeinen Gesetzgeber für die Kunst des Guten zu constituiren. Daraus ergiebt sich denn die Nutzanwendung: „Wer sich auf ein eigensinniges, verzärteltes Herz verläßt, ist ein Thor."

Das Poetische ist im Woldemar offenbar nur Mittel: denn wenn ein Werk nicht selten die höchsten Erwartungen des Schönheitsgefühls und des Kunstsinnes befriedigt, öfter aber und grade in der Zusammensetzung des Ganzen die ersten Gesetze des Geschmacks beleidigt, so darf man voraussetzen, daß Schönheit und Kunst hier nicht vernachlässigt, sondern einem höhern Zwecke mit Bedacht

aufgeopfert sei; auch nennt Jakobi die Absicht des Werks eine philosophische. Betrachten wir nun den Woldemar nach dieser Andeutung als ein philosophisches Kunstwerk: so ist die Häßlichkeit des Hauptcharakters, die folternde Peinlichkeit der Situationen, und die Dissonanz am Schluß kein Tadel; selbst die Unwahrscheinlichkeit der Hauptbegebenheit ist verzeihlich, wenn dies nur auf die Evidenz des endlichen Resultats keinen Einfluß hat: denn der Naturkündiger braucht keinen Ekel zu schonen, und der Wißbegierige muß auch den Anblick secirter Cadaver ertragen können: aber wir erwarten dann auch eine vollständige philosophische Einheit, welche nur aus der durchgängigen Beziehung auf ein befriedigendes philosophisches Resultat entspringen kann. Danach sucht man im Woldemar vergebens; und da die Art durch die Einheit und den letzten Zweck bestimmt wird, so ist er streng genommen, kein philosophisches Kunstwerk; denn jene triviale Bemerkung kann doch unmöglich für ein philosophisches Resultat gelten. Wie könnte sie überhaupt das Ziel einer solchen Laufbahn sein? Wie einen solchen Aufwand von Tiefsinn, Scharfsinn, Geist, Beobachtung und Studium lohnen? Es wäre, als wollte man eine Feder durch einen Krahn mühsam emporwinden. — Die große Ungleichheit

des Werths der einzelnen philosophischen Stücke bestätigt die Vermuthung, daß auch die Philosophie hier nur als Mittel gebraucht werde. Findet man in einem und demselben Werke neben Stellen, die des größten Denkers würdig wären, Misverständnisse, Uebereilungen, Verworrenheiten, die man einem gemeinen nur gesunden Kopfe nicht verzeihn würde: so muß man voraussetzen, daß Wahrheit und Wissenschaft hier nicht letzter Zweck sei, sondern einer höhern Absicht mit Bedacht aufgeopfert werde.

Aber welche Art von Einheit ist denn nun in dem sonderbaren Werk, welches sich unter keine Kategorie bringen läßt, in dem man indessen doch einen gewissen Zusammenhang so unleugbar fühlt?

Offenbar nur eine Einheit des Geistes und des Tons; eine individuelle Einheit, welche um so begreiflicher wird, je mehr man mit dem Charakter und der Geschichte des Individuums, das sie hervorbrachte, bekannt ist. Daß die vom Verfasser selbst sehr bestimmt aufgestellte angeblich philosophische Absicht: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, aufs gewissenhafteste vor Augen zu legen;“ so objectiv klingt, darf uns nicht irre machen: denn wenn es auch nicht der erste Blick auf das Werk selbst lehrte, so würde es schon

aus der Erläuterung, und Entstehungsgeschichte jener Absicht in der Vorrede zum Allwill erhellen: daß hier unter „Menschheit" nur die Ansicht eines Individuums von derselben verstanden werde; und daß es also eigentlich heißen sollte: „Friedrich-„Heinrich-Jakobiheit, wie sie ist, erklärlich „oder unerklärlich, aufs gewissenhafteste vor Augen „zu legen."

Wer also den Geist des Woldemar verstehen will, so weit dies möglich ist, muß Jakobi's sämtliche Schriften, und in ihnen den individuellen Charakter, und die individuelle Geschichte seines Geistes studiren. — Vielleicht findet man hier noch mehr, als man suchte; sichere Auskunft nämlich über eine Einheit der Tendenz im Woldemar, auf die man zwar, so lange man ihn isolirt betrachtet, einigermaßen rathen, aber auch nur rathen kann. Es ist, als ob das Buch gegen das Ende dem Leser verstohlen zuwinkte, und sich gleichsam zu ihm neigte, um ihm „das rechte — ins Ohr zu sagen" (Allw. S. 100.); oder auch nur mit bedeutendem Blick und leisem Fingerzeig auf einen geheimen einzig sichern Pfad nach „jener Freistäte der Weisheit, wo der Mensch dasselbe will, und nicht will," deute, wohin „keine offene Heerstraße" führen kann (Th. II. S. 175.).

Zwar pflegen Jakobi's Werke überhaupt, wenn sie den Uneingeweihten durch mancherlei Irrwege endlich bis an die Schwelle des Allerheiligsten geführt haben, sich gern in ein räthselhaftes Schweigen zu verlieren, oder einige in ein imposantes Dunkel gehüllte Worte hinzuwerfen; doch hat er einigemal, vorzüglich in polemischen Schriften, wenigstens mit mehr Klarheit und Umständlichkeit die letzten Resultate seiner Philosophie enthüllt: denn gleich jenem alten Proteus scheint auch er nur gezwungen Rede zu stehn, und zu weissagen. So viel er aber auch noch verschweigen mag, so hat er sich doch über die erste Veranlassung seines Philosophirens so offenherzig, und über die letzten Gründe seiner Philosophie so bestimmt geäußert, daß über das herrschende Prinzip derselben gar kein Zweifel übrig bleibt.

Die erste subjektive Bedingung alles ächten Philosophirens ist — Philosophie im alten Sokratischen Sinne des Worts: Wissenschaftsliebe, uneigennütziges, reines Interesse an Erkenntnis und Wahrheit: man könnte es logischen Enthusiasmus nennen; der wesentlichste Bestandtheil des philosophischen Genies. Nicht was sie meinen, unterscheidet den Philosophen, und den Sophisten: sondern wie sie's meinen. Jeder Denker, für den

Wissenschaft und Wahrheit keinen unbedingten Werth haben, der ihre Gesetze seinen Wünschen nachsetzt, sie zu seinen Zwecken eigennützig misbraucht, ist ein Sophist; mögen diese Wünsche und Zwecke so erhaben sein, und so gut scheinen, als sie wollen.

Der elastische Punkt, von dem Jakobi's Philosophie ausging, war nicht ein objectiver Imperativ, sondern ein individueller Optativ. — Schon in seiner Kindheit konnte er sich mit Vorstellungen von Ewigkeit und Vernichtung bis zur Ohnmacht und Verzweiflung ängstigen (Br. üb. die Lehre des Spin. 15 f. 328 folg.). Die Liebe zum Unsichtbaren, Göttlichen war der herrschende Affect im Busen des feurigen und eben so weichherzigen Jünglings; die Seele seines Lebens. Ohne diese Liebe schien es ihm unerträglich zu leben, auch nur Einen Tag (Allw. S. XIII. XIV. Ideal. S. 72.). Das Unsichtbare war ihm nicht Triebfeder und Leitfaden wackrer Thätigkeit: sondern „der volle wirkliche Genuß des Unsichtbaren" (Allw. S. 294.) war das Ziel seines ganzen Wesens. Von Natur geneigt, in sich zu versinken und in eignen Vorstellungen zu schwelgen, konnte er zuerst nur durch Mistrauen in seine Liebe und Zweifel an der Realität ihres Gegenstandes bewogen werden, sich aus sich selbst

herauszureißen, und nach außen hin thätig zu sein, wo man jeden Schritt vorwärts erkämpfen muß. Er kann die Schwierigkeiten, die er dabei fand, nicht schlimm genug beschreiben (Ideal. S. 68 - 93.); und auch nachher war es fast immer ein Angriff (wie bei den Briefen über Spinoza, dem Idealismus ꝛc.) oder eine Aufmunterung von außen (An G. Wold. vor. Ausg.) wodurch er zu äußrer Thätigkeit gleichsam gezwungen ward. „Ursprüngliche Gemüthsart, Erziehung und Mishandlung herzloser Menschen vereinigten sich, ihm ein quälendes Mistrauen gegen sich selbst einzuflößen" (Spin. 16. Ideal. 70. 72.). Dieß mußte ihn in seinem Glauben irre, und über seine Lieblingsgegenstände ungewiß machen. — „Jene Liebe zu rechtfertigen," sagt er von sich selbst (Allw. S. XIV.), darauf ging alles sein Dichten und Trachten: und so war es auch allein der Wunsch, mehr Licht über ihren Gegenstand zu erhalten, was ihn zu Wissenschaft und Kunst mit einem Eifer trieb, der von keinem Hindernis ermattete. — Das klarste Geständnis, daß er die Philosophie nur brauchte; (wie W. Henrietten) zur Bestätigung: „daß seine Weisheit kein Gedicht sei," brauchte!

Wenn die wissenschaftliche Untersuchung nicht von der gerechten Voraussetzung, daß Wahrheit

sein soll, ausgeht, mit dem festen Entschluß und der Kraft, sie zu nehmen, wie sie gefunden wird, sondern von einer trotzigen Forderung, daß dies und jenes wahr sein soll: so muß sie mit Unglauben und Verzweiflung, oder mit Aberglauben und Schwärmerei endigen; je nachdem der Untersucher mehr Muth hat, der Erfahrung oder der Vernunft Hohn zu sprechen. Es ist kein Wunder, wenn das widersinnig endet, was widersinnig anfing. Wer von der Philosophie verlangt, daß sie ihm eine Julia machen soll, der wird früher oder später zu der sublimen Sentenz des Romeo beim Shakespeare:

„Hang up philosophy!“
„Unless philosophy can make a Juliet;“

kommen müssen.

Ist der Denker, während er sie suchte, seiner Julia untreu geworden, und hat die Philosophie selbst lieb gewonnen: so überwältigen ihn die Widersprüche, in die er sich verwickeln mußte; er wird ein Skeptiker, ein bedaurenswürdiger Märtyrer der Wahrheit. Liebt er aber seine Julia von ganzer Seele, und macht sich nichts aus der Wahrheit: so darf er nur durch einen dreisten Machtspruch den Zweifeln Stillschweigen gebieten; er wird glücklich, und hängt die Philosophie.

Jakobi mußte die philosophirende Vernunft hassen: da der consequente Dogmatismus, nach seiner Ueberzeugung, dem Gegenstande seiner Liebe sogar die Möglichkeit absprach; der kritische Idealismus hingegen, so wie er ihn verstand oder misverstand, demselben nur einen Schatten von Realität übrig ließ, mit dem er sich nicht begnügen konnte; und doch zeigte ihm die philosophirende Vernunft keinen andern Ausweg. Auch unterscheidet er den Glauben, welchen er als Fundament alles Wissens aufstellt, sorgfältig von jedem Fürwahrhalten aus Vernunftgründen; setzt diese wunderbare Offenbarung dem natürlichen Wissen entgegen. Er trennt die Philosophie von der herabgesetzten Vernunft, und behauptet, Philosophie überhaupt sei nichts anders, als was die seinige wirklich ist: der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Aber nur wenn Streben nach Wahrheit und Wissenschaft die Seele dieses Lebens ist, kann der Geist desselben philosophisch genannt werden, ohne jedoch darum eine Philosophie zu sein: keineswegs hingegen, wenn er, um einen Lieblingswunsch zu befriedigen, die constitutionellen Gesetze, denen sich jeder Denker durch die That (wie der Bürger durch den Eintritt in den Staat) unterwirft, und unterwerfen muß, ohne Scheu über-

tritt. — Der polemische Theil der Jakobi'schen Schriften hat großen philosophischen Werth: er hat die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht bloß dieses oder jenes Systems, sondern auch der herrschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist, und mit der hinreißenden Beredsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt; das letzte vorzüglich im Kunstgarten und in einigen Stellen des Allwill. Auch hat er, obgleich er sich nie über den Standpunkt der gemeinen Reflexion erhob, doch unbekanntere Regionen derselben betreten und beschrieben; und der kritische Philosoph, welcher das Vergnügen genießt, das Wahre, was seine Apokalypsen etwa enthalten, deduciren zu können, muß sich nur hüten, dies Verdienst nicht über die Gebühr zu schätzen. Seine positive Glaubenslehre aber kann durchaus nicht für philosophisch gelten. Wäre es ihm nicht bloß und allein darum zu thun gewesen, seine Liebe, gleichviel wie, zu befriedigen: so würde er gegen die Vernunft wenigstens das Mitleiden eines großmüthigen Siegers bewiesen haben, nachdem er auf ihre Unkosten zum Ziele gelangt war. Er hätte sich unmöglich bei Widersinnigkeiten, wie eine Anschauung des Unendlichen, und eine Anschauung, welche das Zeichen ihrer Objectivität mit sich führt, und also

gleichsam gestempelt sein muß, beruhigen können: beides liegt in der Thatsache des Unbedingten als dem Fundament des Wissens. (Die zweite Widersinnigkeit trifft eigentlich jede Elementarphilosophie, welche von einer Thatsache ausgeht. — Was Jakobi dafür anführt: „daß jeder Erweis schon etwas Erwiesenes voraussetze" (Spin. S. 225.); gilt nur wider diejenigen Denker, welche von einem einzigen Erweis ausgehn. Wie wenn nun aber ein von außen unbedingter, gegenseitig aber bedingter und sich bedingender Wechselerweis der Grund der Philosophie wäre?) Er hätte es nicht über sich gewinnen können, offenbare Widersprüche, Fehlschlüsse und Zweideutigkeiten durch genialischen Tiefsinn in einzelnen Stellen, durch die vortheilhafteste Beleuchtung, und sogar durch Autoritäten vor seinen eignen und vor fremden Augen zu verstecken und zu beschönigen. War es etwa Furcht, was ihn zurückhielt, weiter zu forschen? sonst wäre es fast unbegreiflich, wie die Bemerkung: „daß die sogenannte Offenbarung nur in Absicht auf uns unmittelbar sei, weil wir das eigentliche Mittelbare davon nicht erkennen;" (Ideal. S. 53.) ihm nicht Veranlassung wurde, sich auf einen höhern Standpunkt der Reflexion zu erheben. — Solche Mittel, ein so unversöhnlicher Haß gegen die philosophirende

Vernunft, verrathen schon Mangel an Zuversicht. Auch scheint ihm der Grund alles Wissens etwas gar Ungewisses (Ideal. S. IV. — VI.); und er vermochte seine Zweifel nur zu zerschneiden, durchaus nicht zu lösen (Allw. S. 202 — 308. Ideal. S. 108. Spin. S. 237. S. 252. folg.). Die Wahrheit läßt sich nun einmal nicht ertrotzen; und wer seine Vernunft betäubte, um nur glauben zu dürfen, was sein Herz begehrte, endigt, wie billig, mit Mistrauen gegen die geliebte Wahrheit selbst (Allw. S. 300. folg.). Wer alle Hoffnung auf die unmittelbare Thatsache einer reinen Liebe in seinem Innern baut, muß in Unglauben, Verzweiflung und Ekel ohne Maaß versinken, so oft Leidenschaft oder Trägheit dem göttlichen Theil seines Wesens etwas hartnäckiger widerstreben; so oft er auch nur die allgemeine menschliche Beschränktheit erwägt; ja so oft er übler Laune, sich und andre anzuschwärzen geneigt ist.

Die allmählich entstandne Gedanken-Masse eines so beschaffnen, mit dem Herzen gleichsam zusammengewachsnen Kopfes konnte durchaus nur darstellend mitgetheilt werden (Allw. XV.); und diese Darstellung gerieth im Ganzen genommen so vortreflich, daß sie leicht mehr werth sein dürfte, als das Dargestellte selbst. Zwar ist der noch kein Dichter, welcher nur die Personen einer einzi-

gen Familie ähnlich portraitiren kann: durch die auch unter den größten Künstlern seltne Gabe, die Weiblichkeit in ihren zartesten Eigenheiten täuschend nachzuahmen, und die leisesten Regungen des sittlichen Gefühls tiefer, inniger und äußerst reizbarer Seelen rein und klar darzustellen, kann dieses so beschränkte, bloß nachbildende praktische Vermögen indessen doch wol den Nahmen eines poetischen Talents verdienen. Jakobi's ächt prosaischer Ausdruck aber ist nicht bloß schön, sondern g e n i a l i s c h; lebendig, geistreich, kühn und doch sicher wie der Lessingsche; durch einen geschickten Gebrauch der eigenthümlichen Worte und Wendungen aus der Kunstsprache des Umgangs, durch sparsame Anspielungen auf die eigentliche Dichterwelt eben so urban wie dieser, aber seelenvoller und zarter. Dieses Genialische entspringt aus eben dem innigen Verkehr der mit einander verwebten und in einander fließenden Empfindungen und Gedanken, welches eine sehr charakteristische Eigenschaft seines Wesens war, und sogar das lenkende Princip seines philosophischen Studiums wurde; indem er sich nur an diejenigen Denker anschloß, welche jene Lebendigkeit alles Geistigen und Geistigkeit alles Lebendigen entweder selbst besaßen, wie Hemsterhuis, Plato, und auf andre Weise auch Lessing und Spinosa, oder

durch ihre Meinungen begünstigten, wie Leibnitz. Denn was ist Genie anders, als die gesetzlich freie innige Gemeinschaft mehrerer Talente? — Aber freilich war die Verfassung seines Innern nicht ächt republikanisch: darum ist er auch nur genialisch, kein Genie. Das theologische Talent herrschte mit unumschränktem Despotismus über das philosophische und poetische, die ihm Sklavendienste thun mußten, und constituirte sich aus eigner Vollmacht zum allgemeinen Gesetzgeber, und Genie (Ergieß. S. 34.) — Jakobi's genialischer Ausdruck kann fragmentarisch scheinen. Er läßt oft den Leser eben dann im Stiche, wann seine Wißbegierde bis zum Heißhunger gereizt ist; grade, wann die Erzählung oder Untersuchung „dem Lichte nachzieht, welches sich selbst, und auch die Finsternis erhellt," wird es nicht selten vor lauter Helligkeit so dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen sehen kann. Da regnets dann Gedankenstriche, Ausrufungszeichen, Absätze und vielfache Verschiedenheit der Schrift: aber wenn einer der größten Meister in Prosa seine Zuflucht zu dem Misbrauch nimmt, womit die Letzten des schreibenden Volks ihre Blöße zu bedecken pflegen: so vermuthe ich eher eine ohnehin wahrscheinliche absichtliche Verheimlichung des

Allerheiligsten, oder Unvollendung der Gedanken, als Unvermögen und Ungeschick der Darstellung.

Eben diese Lebendigkeit seines Geistes macht aber auch die Immoralität der darstellenden Werke Jakobi's so äußerst gefährlich. Es ist nicht bloß müßige Speculation, deren auch noch so immoralische Resultate dem wahrheitliebenden Philosophen nie zum Verbrechen gemacht werden können: denn Wahrheitsliebe ist die eigentliche Sittlichkeit des Denkers. Nein, in ihnen lebt, athmet und glüht ein verführerischer Geist vollendeter Seelenschwelgerei, einer grenzenlosen Unmäßigkeit, welche trotz ihres edlen Ursprungs alle Gesetze der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit durchaus vernichtet. Die Gegenstände wechseln; nur die Abgötterei ist permanent. — Aller Luxus endigt mit Sklaverei: wäre es auch Luxus im Genuß der reinsten Liebe zum heiligsten Wesen. So auch hier; und welche Knechtschaft ist gräßlicher, als die mystische? Jede förmliche Knechtschaft hat doch Grenzen: jene ist eine bodenlose Tiefe; unendlich, wie das Ziel, nach dem sie strebt, und die Verkehrtheit, aus der sie entspringt. — Andacht, ehrfurchtsvolles Vertrauen auf den Allgerechten, liebevoller Dank zu dem Allgütigen ist der reinste Erguß und der schönste Lohn höherer Sittlichkeit. Aber auch bei die-

sem, und ganz vorzüglich bei diesem Genuß, ist sparsame Mäßigung und strenge Wachsamkeit nothwendig, damit, was nur kurze Erfrischung nach gethaner Arbeit sein sollte, nicht in Müßiggang ausarte, und die natürliche Trägheit des Menschen die Willenskraft nicht heimlich umstricke, und unterjoche. — Zwar kann die Tugend, wie der Glanz des Lichts durch Spiegel, durch die Rückwirkung ihres eignen Products bestätigt und verstärkt werden: aber es ist doch schon äußerst gefährlich, Religion als Mittel der Sittlichkeit, und Krücke des gebrechlichen Herzens zu gebrauchen. Der Weichling vollends, welcher anbetende Liebe als das eigentliche Geschäft seines Lebens treibt, und kein andres Gesetz anerkennt, muß mit seiner bequemen Tugend, welche weder gerecht, noch thätig zu sein braucht, endlich allen Begriff von Willen verlieren und selbst vernichtet in die Knechtschaft fremder oder eigner Laune sinken.

Das Quantum seiner Glaubensfähigkeit bestimmt nach Jakobi's Lehre den Werth des Menschen; und Glaube ist Sympathie mit dem Unsichtbaren (Allw. S. 308.). Da er, troß der schönen Lobreden auf die angebliche Freiheit, den Willen leugnet; indem er ihn theils mit dem vernünftigen Instinkt für identisch (Spin. S. XXIX. XXXVIII,

Allw. S. XVIII. Anm.), theils für einen „Ausdruck des göttlichen Willens," für einen „Funken aus dem ewigen, reinen Lichte," für eine „Kraft der Allmacht," für einen „Abdruck des göttlichen Herzens in dem Innersten unsers Herzens" (Spin. S. XIV. S. 253. Allw. S. 300.) erklärt: so kann seine Sittlichkeit nur Liebe oder Gnade sein; auch scheint er von keiner Tugend zu wissen, welche Gesetze ehrte, und sich in Thaten bewiese.

Nur lasse man sich durch die scheinbare Anerkennung eines kategorischen Imperativs der Sittlichkeit (Allw. XIX. Anm.) nicht verleiten, von seiner Moral günstiger zu urtheilen: denn aus einem vernünftigen Instinkte, von dem dort allein die Rede ist, läßt sich durchaus nur ein kategorischer Optativ herleiten. Jener Ausdruck hat hier also einen ganz andern Sinn, als in Kants Schriften. Ueberhaupt muß der philosophische Kritiker sich durch einen Anschein von Aehnlichkeit im Jakobi mit dem, was er etwa für philosophische Orthodoxie hält, ja nicht täuschen lassen. Erlaubt man sich, einzelne Aeußerungen aus ihrem Zusammenhange zu reißen, so ist es nicht schwer, jedes System, welches man will, in ihm zu finden. Umfaßt man aber alle seine Aeußerungen, so dürfte wol die vereinigende Gewalt aller Spartanischen Harmosten, und die verbindende

Geschicklichkeit aller Homerischen Diaskeuasten nicht hinreichend sein, diese Gedankenmasse mit sich selbst, oder mit einem leidlich consequenten System in philosophische Uebereinstimmung zu bringen. — Nur eine Philosophie, welche auf einer nothwendigen Bildungsstufe des philosophischen Geistes ein Höchstes ganz oder beinahe erreichte, darf man systematisiren, und durch weggeschnittene Auswüchse und ausgefüllte Lücken in sich zusammenhängender, und ihrem eignen Sinn getreuer machen. Eine Philosophie hingegen, welche nicht etwa blos in ihrer Veranlassung, Ausbildung und Anwendung individuell und lokal, sondern deren Grund, Ziel, Gesetze und Ganzheit selbst nicht philosophisch sondern persönlich sind, läßt sich nur charakterisiren.

Sehr wichtig für die Charakteristik der Jakobi'schen Philosophie ist es, den Faden zu verfolgen, welcher sich durch alle Empfindungen und Gedanken, welche sein Innres nach einander regierten, hinschlingt; wie sie sich aus einander entwickelten, und an einander ketteten. Mit merkwürdiger Gleichförmigkeit kehrt derselbe Gang in allen darstellenden, und abhandelnden Werken Jakobi's wieder, wo er sich selbst folgte, und die Anordnung des Ganzen nicht durch die polemische Beziehung be-

stimmt ward; und selbst dann sieht man noch Bruchstücke und Spuren jenes natürlichen nur gestörten Ganges. Man vergleiche zum Beispiel nur die Gedankenfolge in der Abhandlung über die Freiheit mit der im Woldemar, wo der Faden freilich am sichtbarsten ist.

Hier nur einige Grundzüge. Das Streben nach dem Genuß des Unendlichen mußte gewiß einen Hang zur beschaulichen Einsamkeit erzeugen, der durch die Seelenlosigkeit der Umgebenden leicht verstärkt werden konnte. Versunken in sich selbst mußte der nach Ewigkeit Lechzende bald zum Bewußtsein eines göttlichen Vermögens, eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe in seinem Innern gelangen; seine Empfindungen davon in Begriffe auflösen, und diese Begriffe nach seiner ursprünglichen Unmäßigkeit, die immer Alles in Einem Wirklichen suchte, ins Unendliche erweitern. Daher die Lehre von der gesetzgebenden Kraft des moralischen Genie's, von den Licenzen hoher Poesie, welche Heroen sich wider die Grammatik der Tugend erlauben dürften. Gefährlicher Indifferentism gegen alle Formen. Mysticism der Gesetzesfeindschaft. Daher die Liebe zum Alterthum, an dem er nur die Natürlichkeit und den lebendigen Zusammenhang des Verstandes und des Herzens kennen und schätzen konnte: denn

für das Classische, Schickliche und Vollendete, für gesetzlich freie Gemeinschaft fehlte es diesem Modernen durchaus an Sinn. Daher ein Ideal von Freundschaft, welches bald Bedürfnis werden, und ihn in die Welt zurücktreiben mußte. Sie konnte einem solchen Herzen nicht anders als schrecklich erscheinen, etwa wie Silly sie darstellt. Hoffnung unbedingter Vereinigung. Vergötterung der Weiblichkeit, wegen der reinen Sittlichkeit der weiblichen Triebe, und des Hanges zu grenzenloser Hingebung; eben so empörend (Th. II. S. 170), wie vorher die Verachtung (Th. II. S. 39) wegen vermeinter Unfähigkeit zur Begeisterung der Liebe. Täuschung jener Hoffnung. Nichtigkeit aller menschlichen Liebe. Verzweiflung. Unendliche Verachtung (Th. II. S. 250.). Rückkehr zur Einsamkeit und Liebe zu Gott. Der allgemeine Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits giebt, ist Ueberspannung: eine Erweiterung jedes einzelnen Objects der Liebe oder Begierde über alle Grenzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Schicklichkeit ins unermeßliche Leere hinaus. — Das Streben nach dem Unendlichen sei die herrschende Triebfeder in einer gesunden, thätigen Seele: eine Reihe großer Handlungen wird das Resultat sein. Gebt ihr noch ein eben so mächtiges Streben nach

Harmonie, und das Vermögen dazu: so wird das Gute und das Schöne sich mit dem Großen und Erhabnen zu einem vollständigen Ganzen vermählen. Setzt aber jenes Streben nach dem Unendlichen ohne das Vermögen der Harmonie in eine Seele, deren Sinnlichkeit höchst rege und zart, aber gleichsam unendlich verletzbar ist: und sie wird ewig die glückliche Vereinigung des Entgegengesetzten, ohne welche die größte, wie die kleinste Aufgabe der menschlichen Bestimmung nicht erfüllt werden kann, verfehlen; sie wird zwischen der verschlossensten Einsamkeit und der unbedingtesten Hingebung, zwischen Hochmuth und Zerknirschung, zwischen Entzücken und Verzweiflung, zwischen Zügellosigkeit und Knechtschaft ewig schwanken.

Wenn man, was S. 250. Th. II. von dem überschwenglichen Gegenstande überschwenglicher Liebe gesagt wird, mit den beiden Sentenzen am Schluß vergleicht: so ist es, als würden sie durch ein plötzliches Licht von oben erhellt, oder vielmehr wie von einem heiligen Strahlenkranz umglänzt. Die Vergleichung mit allen andern Jakobischen Schriften setzt diese Vermuthung außer allen Zweifel: denn es herrscht in ihnen nicht etwa blos eine zufällige und bedeutungslose Vorliebe für die Terminologie der mattherzigen Mystik einiger affektirten Christianer,

sondern dieselbe ernstliche Tendenz auf eine unbedingte Hingebung in die Gnade Gottes.

Woldemar ist also eigentlich eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott (Ergieß. S. 34), und das *theologische Kunstwerk* endigt, wie alle moralischen Debauchen endigen, mit einem salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit.

II.

Recension der vier ersten Bände des philosophischen Journals, herausgegeben von Niethammer.

Der Reichthum dieser Zeitschrift an wichtigen Abhandlungen, welche jeder, der sich für die Fortschritte der Philosophie interessirt, selbst nicht blos lesen, sondern studiren muß, nöthigt den Rec., sich auch bei diesen nur auf das Wesentlichste und bloß in eignen Bemerkungen einzuschränken, manche andre hingegen, die nichts weniger als unbedeutend sind, ganz mit Stillschweigen zu übergehen: denn eine eigentliche Inhaltsanzeige würde doch, um nützlich zu werden, weitläuftiger seyn müssen, als sie hier statt finden darf. Theils der Kürze wegen, theils um allgemeinere Uebersichten zu erleichtern, wird Rec. oft von der chronologischen Ordnung ab-

weichen; da ja der Zweck und Werth dieser Sammlung ohnehin mehr als vorübergehend ist.

Dieser Zweck umfaßt nämlich nach dem Vorbericht des Hrn. Herausgebers beide Geschäfte, welche den Philosophen, wie kurz, aber einleuchtend auseinandergesetzt wird, obliegen: die Philosophie eines Theils so in sich zu begründen und in sich zu vollenden, daß sie als Wissenschaft im strengsten Sinne des Worts gelten könne; zugleich aber auch für eine zweckmäßige Anwendung ihrer Resultate auf einzelne Wissenschaften in einem deutlichen und, wo es der Gegenstand erlaubt, auch populärem Vortrage zu sorgen.

An den Vorbericht und die darinn entwickelte Behauptung, daß jene Anwendung der Philosophie auf andere Wissenschaften, mit der man keineswegen bis zu ihrer eigenen wissenschaftlichen Vollendung warten dürfe und könne, die einzige zweckmäßige Art sei, die Philosophie populär zu machen; daß sie aber auch nur dadurch gemeinnütziger werden, und auf den gemeinen Verstandesgebrauch Einfluß bekommen könne, schließt sich die erste Abhandlung des Herausgebers an: von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie. Dieser Aufsatz, der sich durch Präcision, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der An-

ordnung sehr vortheilhaft auszeichnet, muß als eine Einleitung der ganzen Sammlung beurtheilt werden. Aus dieser äußern Bestimmung erklärt sich's, daß der Verf. in Rücksicht auf denjenigen Theil des allgemeinen Plans, der eben am meisten vernachläßigt wurde, den Ton etwas hoch angiebt, und dem gemeinen Verstande gegen die Philosophie mehr einräumt, als billig ist. Diese Tendenz mußte bei einem Gerechtigkeitsliebenden Philosophen noch sehr durch das Gefühl verstärkt werden, daß er in diesem Rechtshandel zugleich Parthei und Richter sei; wenn er sich einmal den gemeinen Verstand und die Philosophie als streitende Partheien dachte. Daß man sie aber sich so denken dürfe, ist es eben, was Rec. bezweifelt. Versteht man unter dem gemeinen Verstande die gesunde Denkart verständiger Männer von allgemeiner Ausbildung, aber ohne Speculation: so dürfte er und die Philosophie wol gar keine positiven Foderungen an einander zu machen haben. Unstreitig aber haben sie die gegenseitige große Verpflichtung, sich nicht um einander zu bekümmern, und eins das andre in seinem Gebiete ungestört zu lassen. Die Philosophie, welche Zweck an sich sein soll, kann nicht ihre Bestimmung darin setzen, die Ansprüche des gemeinen Verstandes gegen den Skepticismus zu rechtfertigen, (S. 10.) oder zu dem

gegebenen Wissen die wissenschaftliche Einheit zu suchen (S. 11.), ohne ihre hohe Würde ganz zu verlieren. Versteht man aber unter dem gemeinen Verstande den Inbegriff der Meinungen, welche nicht bloß unmittelbaren Anspruch machen, allgemein zu gelten (denn welcher noch so individuelle Wahn thäte das nicht), sondern wirklich allgemein geltend sind: so kann der gemeine Verstand in diesem vermeinten Rechtshandel der Wahrheit auch nicht einmal Zeuge sein, der als solcher doch wenigstens eine eigne Stimme haben müßte; weil er keine Repräsentanten hat, und ihm also auch keine collective Persönlichkeit, geschweige Ansprüche, beigelegt werden kann. Mag er doch in diesem Sinne vielleicht der vollständige Text, der letzte Probierstein der Philosophie sein; immer ist er nur ein todtes Werkzeug in der Hand des Philosophen. Niemand kann weniger beurtheilen, ja niemanden interessirt es weniger, was der gemeine Verstand (in der letzten Bedeutung) eigentlich will und sagt, als den gemeinen Verstand (in der ersten Bedeutung) selbst. Die Aussprüche desselben nicht etwa zu deduciren, sondern nur aus allen übrigen zahllosen Aussprüchen auszusondern und vollständig anzugeben, ist kein leichtes Geschäft; aber nur der Philosoph vermag es, und zwar nur durch Philosophie. Dies

ist freilich ein Cirkel. Daher sagt denn auch der gemeine Verstand in jeder Philosophie etwas ganz anders, welches gewöhnlich mit dieser Philosophie vortrefflich übereinzustimmen pflegt. Wenn es möglich wäre, die Ansprüche des nicht speculirenden Verstandes auf dem allgemeinen Gebiet und in den besondern Fächern rein historisch zu bestimmen: so müßte die Nichtübereinstimmung seines Systems den ächten Philosophen zu der praktischen Voraussetzung nöthigen, daß der Fehler an ihm liege, und er sich nicht bei den Möglichkeiten, die sich immer anbieten, oder doch hoffen lassen, jene Nichtübereinstimmung, unbeschadet des Systems, leidlich zu erklären, beruhigen dürfe.

Ueber den zweiten Theil der Abhandlung (S. 23. folg.) hat Rec. nichts zu sagen; da der Verfasser, der bis jetzt zu den Schriftstellern gehört, deren letzte Schrift immer auch die beste ist, und der auch hier, wie der skeptische Ton gegen das Ende beweist, die Untersuchung keineswegs abschließen wollte (S. 27. 54.), sich, wie die Briefe über den Religionsindifferentismus beweisen, seitdem auf einen höhern Standpunkt erhoben hat. (S. 142. 143. folg.) Diese Briefe über Religionsindifferentismus sind ein Werk von großer Wichtigkeit für die Religionswissenschaft, um die sich

Hr. Niethammer schon durch die vortreffliche Entwicklung aller Bedingungen des Beweises, daß eine gegebene Urkunde wirklich Offenbarung sei, in seiner Schrift über Religion als Wissenschaft ein großes und unvergeßliches Verdienst erworben hat. Durch diese Briefe hat er zugleich ein in mehr als einer Rücksicht musterhaftes Beispiel aufgestellt, wie man die kritische Philosophie mit Geist anwenden und populär vortragen solle. Der Styl hat nicht nur alle Vorzüge, welche wir auch in der ersten Abhandlung bemerkten; er erhebt sich auch oft mit Wärme, doch ohne leidenschaftlich zu werden, der Erhabenheit der Gegenstände gemäß. Er ist überdem lebhaft dialogisirt; und die Gegner werden hier nicht blos pro forma redend eingeführt: sie sagen die tüchtigsten Gründe, die ihre Meinung hat, in den stärksten Ausdrücken. Belege für dies Urtheil können wir des Raums wegen nicht anführen; auch ist die ganze Schrift Beleg. Daß der Verfasser seine philosophischen Talente grade diesem Gegenstande widmete, darf selbst der entschiedenste Religionsindifferentist, dessen Meinungen doch theils hier widerlegt, theils berichtigt werden, nicht bedauern; wenn er nur ein Patriot ist. Denn der Zustand der Religion und Theologie, die nun einmal da sind, ist von dem ausgebreitetsten Einfluß auf die

deutsche Cultur überhaupt. Wenn bei keiner andern gebildeten Nation so viele Philosophen ursprünglich Theologen waren, und immer einen Anstrich davon behielten: so giebt's auch wol bei keiner andern so viele Theologen, die Philosophen sind. Schon der Protestantismus, und in unserm Jahrhundert, die Ausbildung der ächten Exegese und bib ischen Kritik sind Andeutungen, daß diese merkwürdige Seite der menschlichen Natur grade in Deutschland, wo der ausgezeichnete Tiefsinn und die Herzlichkeit der Nation die standhafte Erhebung zu Ideen begünstigt, vorzüglich ausgebildet werden solle. Selbst die mannigfachen, durch ihre Inconsequenz gew hnlich bei beiden Partheien verhaßten, Versuche der Neologen, die positive Religion philosophisch zu behandeln, beweisen doch wenigstens das Streben des Ganzen, zum Bessern fortzuschreiten. Wie nützlich ist es daher, wenn ein Philosoph von dem strengen Prüfungsgeiste des Verfassers, bei einer solchen Höhe des Gesichtspunktes, und mit diesem Interesse an seinem Gegenstande, seine Muße dem Anbau und der Aufsicht dieses Gebietes ausschließend widmet! Um so mehr, da Religion und Theologie wegen des selbst dem freien Glauben ursprünglich anklebenden Scheins der Objectivität der steten und scharfen Censur der kritischen Philosophen so sehr be-

dürfen. Schon das Wort Glauben hat die gefährliche Nebenbedeutung einer Ueberzeugung von der Wirklichkeit, dem Dasein des Gegenstandes. Auch übt der Verf. diese Censur wachsam, und erklärt sich schlechthin gegen jede theoretische Religion. (S. 130.) Wie sehr er in den Geist der Kantischen Moral eingedrungen sei, kann die Stelle S. 119. 120. beweisen, wo er sie eine Totalreform nennt; „ihr größter Vorzug bestehe darin, daß sie aus dem Begriff der moralischen Handlung alle Passivität verbannte.“ Ferner die vortreffliche polemische Stelle im sechsten Brief, gegen gewisse sehr verbreitete Vorstellungen von der Freiheit des Willens als einem absoluten Vermögen der empirischen Vernunft, der empirischen Willkühr. Man muß damit einige sehr merkwürdige Aeußerungen über denselben Gegenstand in Kants Einleitung zu den metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre vergleichen. — Doch wäre zu wünschen, daß der Verfasser seine eignen Behauptungen über die praktische Freiheit bei einer neuen Ausgabe seines Werks von neuem prüfen möchte, da sie nicht frei von Verwirrung und Mißverständniß zu sein scheinen. — Wenn, wie er behauptet, nur dem transcendentalen Subject absolute Freiheit beigelegt werden kann, die er dem empirischen mit dem vollsten

Recht und den bündigsten Beweisen abspricht; wenn die praktische Selbstbestimmung durchaus nur mittelbar seyn kann: so giebts überall keine Praxis, d. h. Bestimmung des Empirischen durchs Absolute. Eine durchaus nur mittelbare Selbstbestimmung enthält schon einen innern Widerspruch: es wäre gar keine Selbstbestimmung und kein Selbst. Alle Vermittlungen sind empirisch: man kommt dem Absoluten dadurch um nichts näher, und bleibt immer in den Schranken. Daraus würde folgen, daß die Schranken absolut wären, das Ich aber relativ. So ist es im theoretischen Gebiet. Giebt es ein praktisches Gebiet, und eine praktische Aufgabe, die nicht an das reine Ich ergehen kann (S. 152.), so muß es auch ein praktisches Ich geben: denn von dem empirischen Subject, als solchem, dessen Selbstthätigkeit durch Naturgesetze beschränkt ist, gänzliche Vernichtung aller Schranken absolut zu fodern, wäre widersprechend. Das praktische Ich ist das absolute, in so fern es das empirische bestimmt, oder umgekehrt. Die Möglichkeit dieser Bestimmung, die nur unmittelbar seyn kann, worauf es hier eigentlich ankommt, folgt von selbst, wenn das reine Ich, wie der Verfasser (S. 142. 143. 152.) zugiebt, absolut ist. Es giebt dann keine Schranken, als die es sich selbst gesetzt

hat, also auch wieder durch sich selbst muß aufheben können. Wird von der Zeit abstrahirt, wie in praktischer Rücksicht davon abstrahirt werden muß und soll: so ist die Macht des Willens unendlich. Ein einziger synthetischer Entschluß kann als erstes Glied einer unendlichen Progression von steten Freiheitserweiterungen die Ursache der gänzlichen Vernichtung aller Schranken seyn. Wie könnte die Kraft beschränkt seyn, deren Product absolut ist? Freilich aber darf man nicht, wie so häufig geschieht, was nur fürs praktische gilt, auch aufs empirische Subject übertragen. Der Verfasser hat es ins hellste Licht gesetzt, daß in diesem nichts absolut ist (S. 151.), und daß wir uns nicht, wie mit einem Schwerdtstreich, heilig machen können. Es giebt gewiß keinen größern Unsinn, als zu sagen: „So eben habe ich mich durch reine Vernunft selbst bestimmt.“ Selbst bei der Würdigung eines empirischen Subjects darf daher die Freiheit nicht als Erklärungsgrund vorausgesetzt werden: d. h. die Zurechnung ist in der Geschichte und in der Beurtheilung sittlicher Phänomene ganz unstatthaft. Die Reue ist als seinsollende Einsicht, daß wir anders hätten handeln können, zwar auch eine bloße Täuschung; läßt sich jedoch als praktisches Gefühl ver-

theidigen. Die Bedingung ihrer Sittlichkeit, wie aller Gefühle, ist die Schönheit.

Um noch weiter zu beweisen, daß Rec. nicht deshalb dem Verfasser Geist der kritischen Philosophie beigelegt habe, weil er etwa seine eigne Meinung durchgängig wieder fand, und um einen oder den andern Leser, und auch den Verfasser selbst vielleicht zu einer vielseitigern Prüfung des prüfungswürdigen Gegenstandes zu veranlassen: trägt er seine Zweifel auch gegen die Behauptung vor, welche der ganzen Untersuchung, ob Religion Pflicht sei oder nicht, als ausgemacht zum Grunde gelegt wird: daß nämlich die Religion willkührlich sei. Dem Recensenten scheint sie mehr eine beneidenswerthe Belohnung, als ein pflichtmäßiges Hülfsmittel der Tugend. Er ist vollkommen damit einverstanden, daß die Religion ein Product der Freiheit sei, und daß alles, was nicht Product der Freiheit ist, jenen Namen nicht verdiene. Ja er getraut sich den Satz zu behaupten: Je freier, je religiöser; wenn man den letzten Ausdruck nicht auf die Quantität der Religion, (an der die Menschen glauben, nie zu viel thun zu können) sondern auf die Qualität bezieht. Wenn aber die einzelne Religionsäußerung gar keine für sich bestehende Handlung, sondern ein wesentlicher Bestandtheil eines einzigen und unzertrennlichen Acts ist;

der gesammte religiöse Zustand eines Individuums hingegen durch das Maaß seiner wirklichen Moralität, durch den Grund seiner Annäherung zum Ziel der Sittlichkeit bestimmt wird: so ist es eben so widersinnig, sich einen Gott zu machen, das heißt erkünsteln zu wollen, als zu glauben, man könne die Religion für sich cultiviren und veredeln, oder durch sie den Menschen moralisiren; denn zähmen kann man ihn allerdings, so lange er noch ein knechtisches Halbthier ist, durch die Furcht vor einem allmächtigen Herrn und den Glauben an einen absoluten Buchstaben. In einem andern Sinne des Worts ist aber jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht macht, d. h. frei hervorbringt, sondern geben läßt, diese Vorstellung mag übrigens noch so sublimirt seyn, ein Abgott. Um das Sittengesetz zu erfüllen, weil es Gesetz ist, muß der Handelnde sich dasselbe als Gesetz im strengen Gegensatz gegen die Wünsche und Einfälle seiner Willkühr, d. h. als Gebot eines allmächtigen, allgerechten und allwissenden Gesetzgebers, denken; welches ein einziger untheilbarer Act ist. Soll diese Vorstellung den Menschen nicht zermalmen, und in Tugendtödtende Geistesknechtschaft stürzen: so muß er schon in dem Maaße selbstständig sein, daß er seine Menschheit auch gegen eine feindliche Allmacht kämpfend behaupten könnte. Soll

das Freiheitsgesetz nicht zum Naturgesetz für ihn werden: so muß seine Natur schon frei seyn. Ehe der Mensch also reif wird, seine Pflicht um der Pflicht willen zu thun, welches wohl noch nicht für den höchsten Gipfel der sittlichen Bildung gelten kann, muß er schon eine frühere Stufe derselben durchgegangen seyn, welches wohl nicht die erste seyn kann, da die Erfahrung im Großen und Kleinen lehrt, daß die Cultur zur Sittlichkeit mit der Zähmung der Thierheit den Anfang machen müsse. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser, der den Gedanken, daß der wirkliche Mensch nicht alle Schranken plötzlich überspringen, sondern nur Schritt vor Schritt überwinden könne, so befriedigend und lichtvoll entwickelt hat, hierin den allmählichen Gang der menschlichen Natur zu erforschen, und die wesentlichen Stufen der sittlichen Bildung zu bestimmen suchte. Es muß für jede derselben, wenn dieser Ausdruck nicht zu kühn ist, eine eigne Religion geben; d. h. es muß einer jeden auch eine Stufe der religiösen Bildung entsprechen. Nun es ist aber gerade eine Charakteristische Eigenschaft des Christianismus, der unserer Religionswissenschaft doch am nächsten liegt, und vielleicht eine wesentliche Eigenschaft jeder katholischen Religion, allen alles sein zu wollen, und für jede Stufe der sittlichen Cultur vom Halbthier bis zum

Weisen auf angemessene Art zu sorgen. Schon darum ist der Christianismus vorzüglicher als andre Religionen, welche ihren Ansprüchen auf Universalität nicht Genüge leisten konnten, weil sie aus zu einfachen Bestandtheilen entstanden waren. Auch wäre zu wünschen, daß der Verfasser in dem Fortgange seines interessanten Werks auch auf die etwanigen Einwürfe eines solchen Indifferentisten Rücksicht nähme, der es gar nicht gegen die Religion selbst, aber gegen alle öffentlichen Religionsübungen wäre, weil er die Mittheilbarkeit der ächten Religion bezweifelte.

Weißhuhn's Beiträge zur Synonymistik lassen den frühzeitigen Tod dieses feinen Kopfs, dem es gar nicht an eignem Geist fehlte, sehr bedauern. Wie viel Gutes hätte er nicht noch vielleicht für die Ausbildung einer wissenschaftlichen Grammatik, für deren Werth und Würde man in Deutschland, wo sich manche günstige Umstände dazu vereinigen, Sinn zu haben scheint, und welche unstreitig auch einer der Vorzüge ist, wodurch sich eine gebildete Nation von einer blos verfeinerten unterscheidet, leisten können! Welche Vortheile hätte ihm dazu die kritische Philosophie gewähren müssen, da er über dieselbe nicht verlernt hatte selbst zu denken, und sich um genaue Sachkenntnisse zu bemühen!

Er scheint hier ganz in seinem eigentlichen Felde gewesen zu seyn. Jedoch ist auch hier die allgemeine Einleitung schwächer als das Besondre. Und die Sätze und Gegensätze zur Grundlegung eines neuen Systems der Philosophie, im vierten Stück, sind im Ganzen genommen nur ein Beweis mehr von der Gewalt, die der herrschende Ton des Zeitalters auch über bessere Köpfe ausübt, indem er sie oft aus ihrer eigentlichen Sphäre zieht. Einzelne auch im Ausdruck sehr glückliche Stellen, wie S. 89. 90. 97. sind jedoch eine vollgültige Rechtfertigung der öffentlichen Bekanntmachung dieses Bruchstücks; und wenn der übrige Nachlaß ähnliche Stellen enthält, so kann die Mittheilung derselben nicht überflüßig scheinen.

Erhard's Apologie des Teufels empfiehlt sich sehr durch die leichte Behandlung. Nachdem der Verfasser in der Einleitung die Paradoxie seines Unternehmens nach der Denkart der feinen Welt betrachtet hat, wird S. 108. gesagt: die Allgemeinheit des Glaubens an den Teufel beweise wenigstens, daß, im Falle er auch nur eine Illusion wäre, er doch beinah eine dem Menschen eigenthümliche Illusion sein müsse; und nach S. 111. ist das Dasein positiver Bosheit bei dem gesunden Menschenverstande entschieden. Dieses wird weiter unten dahin ein-

geschränkt, daß die christliche Religion zuerst das Ideal der Bosheit richtig dargestellt habe. „Daher treffe man auch vor Christi Geburt bei keinem Volke einen Teufel an" (S. 129). Das Vorzüglichste in dem ganzen Aufsatze ist wohl die Entwicklung der Maxime des Teufels. Ueberhaupt fehlt es diesem Schriftsteller nicht an sinnreichen Einfällen; wohl aber an bündiger und strenger Methode. Daher würde eine zergliedernde und detaillirte Prüfung die Mühe nicht belohnen. Ueber die, dem Verfasser mit mehreren gemeinschaftlichen Vorstellungen von der praktischen Freiheit, hat Recensent nach dem, was Herr Niethammer in den Briefen über Religionsindifferentismus, und Kant in der Einleitung zur Rechtslehre, dagegen erinnert haben, nichts hinzu zu setzen. Die dem Verfasser ebenfalls mit vielen gemeinschaftliche Manier zu postuliren hat Schelling in den Briefen über Kriticismus und Dogmatismus ins hellste Licht gesetzt.

Das Resultat der Untersuchung ist: daß „die Existenz des Teufels für die praktische Vernunft gleichgültig; der Begriff des Teufels aber für die Moralität sehr wichtig sei" (S. 135. fg.). Durch den Beweis nämlich, daß nur ein Wesen mit Freiheit höchst boshaft seyn könne, entstehe ein Interesse der theoretischen Vernunft für die Maximen der prak-

tischen, indem diese allein von allen Menschen consequent befolgt werden können. Daraus entspringe der Begriff des Rechts, der seiner Möglichkeit nach von der Moral abhängig sei. Ist dies der Fall, so ist die Rechtslehre ein Theil der Moral, wenn anders alle Bestimmungen und Beschränkungen des ersten Grundsatzes einer Wissenschaft in den Umkreis derselben gehören, und die bloße Bedingung eines Positiven keine eigne Wissenschaft begründen kann. Die Trennung beider Wissenschaften ist alsdann bloß willkührlich, wie sie auch in Maimons gleich darauf folgendem Aufsatze über die ersten Gründe des Naturrechts im 2ten Hefte ist. Nach Maimon ist nämlich das Naturrecht die Wissenschaft von den, durch das Moralgesetz a priori bestimmten, nothwendigen und allgemein gültigen scheinbaren Ausnahmen von demselben (S. 142). Ueber das Scheinbare hat der Verfasser sich nicht weiter erklärt; auch verliert sich dieses Merkmal allmählich, je tiefer man in den Aufsatz hineinkommt. Wie es Ausnahmen von einem Moralgesetz geben könne, welches (nach S. 151.) ein kategorischer Imperativ ist, dem in keinem Falle zuwider gehandelt werden darf, dessen Möglichkeit sich jedoch (nach S. 142.) auf die Annahme eines Triebes im Menschen zur Allge=

meingültigmachung seines Willens gründet, ist nicht begreiflich. Ein einiges praktisches Gesetz, welches nicht erfüllt, (gebraucht ist ein sehr unschicklicher Ausdruck) werden kann, ohne zugleich übertreten zu werden, würde sich selbst annihiliren. Etwas anders wäre es freilich, wenn sich das Recht aus der gegenseitigen Beschränkung mehrerer coordinirter praktischer Gesetze ableiten ließe. Maimon hat also das Recht eben so wenig deducirt wie die neueren Rechtslehrer, denen er dies, vielleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne gehörige Belege, Schuld giebt (S. 143). Sehr auffallend zeigt es sich auch in dieser Zeitschrift an einer Menge der verschiedenartigsten Abhandlungen über Gegenstände der Rechtslehre, deren Vergleichungen dem Beobachter zu merkwürdigen Folgerungen Anlaß geben, wie sehr gerade dieses Gebiet jetzt ein vorzüglicher Tummelplatz der philosophirenden Vernunft ist. Aus dem akademischen Bedürfniß, oder dem herrschenden Ton eines revolutionären Zeitalters, läßt sich das Phänomen schon darum nicht allein erklären, weil die Thätigkeit und die Uneinigkeit sich gerade in dem Wissenschaftlichsten und Allgemeinsten, in der Deduction des Grundbegriffs, und besonders in der Gränzbestimmung der Wissenschaft, am stärksten äußert. Es scheint also eine

Indication zu seyn, daß hier mehrere Knoten des verschlungenen und verwickelten Gewebes der Philosophie zusammentreffen mögen. Aus der Vergleichung der verschiedenen Gränzbestimmungen des Naturrechts, in dieser einzigen Sammlung, erhellt wenigstens, daß die Selbstständigkeit und specifische Verschiedenheit dieser Wissenschaft noch keineswegs ausgemacht sei. Die Entstehungsgeschichte ihrer Form könnte auf den Gedanken leiten, daß sie wohl nur gar ein durch äußere Umstände und Bedürfnisse gebildetes wissenschaftliches Aggregat sei, wie so viele andre angebliche Wissenschaften (Vergl. Niethammers Bemerkungen über den Gebrauch der Ausdrücke theoretisch und praktisch im 2ten Heft S. 340), welche ein Philosoph, der sich auch für die Vollkommenheit der scientifischen Formen mit Rigorismus interessirte, doch einmal in ein Verzeichniß der Wissenschaften, welche keine sind, zusammentragen sollte. So lange die Philosophie noch die Episoden vom epischen Gedicht entlehnen muß, darf man wohl voraussetzen, daß sie mit ihrer Classification nicht im Reinen sei. Vielleicht aber, und dies ist wohl das Wahrscheinlichere, ist die Rechtslehre nur ein Theil einer andern, von der Moral aber verschiedenen, Wissenschaft: denn von

dieser wollen sie wenigstens alle trennen, wenn es gleich den meisten entschieden mislingt. — Es ist kein gutes Zeichen, wenn sich in dem Bezirk einer Wissenschaft häufig offenbar fremdartige Bestandtheile finden, andere offenbar verwandte ausgeschlossen bleiben. Wenn der Rechtsgrundsatz, wie Erhard behauptet, die Form der politischen Gesetze, aber nur diese bestimmen soll: so gehört die Theorie der Gesetzgebung zur Rechtslehre, enthält aber mehr als sie. Erhards erster Beitrag zur Theorie der Gesetzgebung im 8ten Heft kann wenigstens zur Genüge zeigen, wie unbestimmt und schwankend sie bleiben müsse, wenn man den Inhalt der Gesetze bloß moralisch oder technisch bestimmen will. Woher soll ihr nun aber der Inhalt kommen, wenn sie keine bloß technische Theorie ist? Dies leitet auf die Vermuthung, daß ihr Inhalt aus einer Wissenschaft bestimmt werden müsse, deren Theil die Rechtslehre sei. Die eigentliche Grundlage der sehr reichhaltigen neuen Deduction des Naturrechts im 4ten Heft des zweiten Jahrgangs, ist die Voraussetzung S. 181. §. 15. daß der Mensch „in einem Reich moralischer Wesen" sei. Diese Voraussetzung wäre also vor allen Dingen zu deduciren gewesen, welches aber hier eben so wenig ge-

schehen ist, als in Schaumanns Versuche im 11ten Heft S. 56. Dagegen ist die an sich scharfsinnige praktische Deduction des Lebens §. 8. 9. hier eine Episode. Die Moral scheint dem Verfasser für eine allgemeine praktische Philosophie zu gelten, deren specifische Verschiedenheit, mit Bestimmung ihrer Gränzen, zu erweisen war. Was sich gegen die Trennung der antithetischen Pflichtwissenschaft und Rechtswissenschaft sagen ließe, übergeht Recensent, da es ohne Zweifel mit höheren speculativen Meinungen des Verfassers zusammenhängt. Die Resultate dieser Indication, worin entweder alle, oder mehrere, und zwar vorzüglich scharfsinnige und sonst sehr verschiedene Schriftsteller über die Rechtslehre in diesem Journal übereinstimmen, sind in Kurzem folgende: 1) Der Rechtsgrundsatz ist unabhängig von der Moral; 2) Er ist nicht bloß technisch nützlich, sondern praktisch und absolut nothwendig; 3) Er ist nur die Bedingung und Beschränkung eines positiven Gesetzes; 4) Die Möglichkeit des Rechtsgesetzes beruht auf dem Begriff einer Gemeinschaft freier Wesen. Am bestimmtesten ist dieses gesagt in der Recension von Kant zum ewigen Frieden im 1ten Heft des zweiten Jahrgangs. S. 85. —

Das Wort Naturrecht hat allein in diesem

Journal drei ganz verschiedene Bedeutungen: 1) Naturzustandsrecht; 2) Menschennaturrecht; 3) Recht des Menschen über die Natur. Sollte es nicht gut sein, das Wort wenigstens aus philosophischen Schriften, die nicht zu akademischen Vorlesungen bestimmt sind, als Benennung der ganzen Wissenschaft zu antiquiren; da außer jener Vieldeutigkeit, die vielleicht auch die Sprachrichtigkeit in einigen Bedeutungen beleidigt, eine solche Abbreviatur des Ausdrucks für die Benennung einer strengen Hauptwissenschaft unschicklich ist? Das von Kant gebrauchte Rechtslehre ist wissenschaftlicher und sprachähnlicher.

Maimons Abhandlung im 5ten Heft: Ueber den Gebrauch der Philosophie zur Erweiterung der Erkenntniß, enthält nach einer allgemeinen Einleitung ein vorläufiges Bruchstück eines größern Werks, unter dem Titel: Vervollkommnung des Erfindungsvermögens durch die Mathematik (S. 18. folg.). In dieser allgemeinen Einleitung (S. 1 — 18.) wird das wissenschaftliche Genie mehr durch Scherze von der nicht feinen Art (S. 12. 15.) als durch Gründe herabgewürdigt, und behauptet, aber ohne Beweis, daß die in Belagerungsstand erklärte Philosophie, in der es überhaupt keine reale Erfin-

dungen gebe, mit ihrer Vertheidigung gegen die neueren Skeptiker zu sehr beschäftigt sei, als daß man Methoden zur Erweiterung unsrer Erkenntniß von ihr erwarten dürfe (S. 16.). Der Verfasser will hingegen die Erfindungsmethoden von der Mathematik und Physik abstrahiren, und auf die Art die Möglichkeit der Sache durch das Faktum selbst beweisen. Da er alles, was daraus gefolgert wird, schon in die willkührliche Definition des Erfindens (S. 7. 10.) hineingelegt hatte: so ist die Untersuchung eben nicht sehr lehrreich. Da er nur von einem analytischen Erfinden weiß: so glaubt er natürlich, daß man, wenn die Methode nur vollkommen wäre, das Genie würde entbehren können.

Skeptisches konnte Rec. in beiden Maimonschen Abhandlungen nichts finden; man müßte denn Einfälle und Machtsprüche, die das Verfahren andrer tadeln, oder das Erkenntnißvermögen selbst bloß beschränken sollen, für skeptisch halten. Schwerlich hätte man diesen Schriftsteller für einen Skeptiker gehalten, da doch die diagnostischen Zeichen seines Empirismus überall so sichtbar am Tage liegen, wenn das Bedürfniß nicht so äußerst dringend gewesen wäre. Darum gab eine Reihe oft mehr naiver als philosophischer Fragen und Zweifel hinreichenden Anspruch auf diesen Namen; wie

ehedem schon der häufige Gebrauch jener Lieblings-worte der Geisteshalbheit: Vielleicht, Beinahe, Ungefähr u. s. w. Recensent erwartet den Einwurf, daß jeder andre Skepticismus außer diesem neuen Skepticismus unsers Jahrzehends, Unsinn sei. So lasse man denn, nach dem Gesetz der Sparsamkeit, die überflüssige Benennung des Skepticismus gänzlich eingehen! Entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Auffallend war es ihm, daß der Recensent von Stäudlin's Geschichte des Skepticismus im 3ten Heft die merkwürdige Definition des Verfassers vom Skepticismus nur mit einem kurzen Machtspruch abfertigt. Sie hat freilich einen großen Fehler: aber es ist doch ein Gedanke, und grade der einzige bedeutende, der in der Recension citirt wird. Sie lautet: „der Skepticismus ist ein System von Grundsätzen, welches sowohl jedes System der Erkenntniß als auch sich selbst zernichtet (S. 278.)." Das Merkmal System hier in diesem Zusammenhange ist nun so einer von den Misgriffen, an denen man gleich den ganzen Mann erkennt. Indessen dürfte jemand, der hier rein historisch urtheilen wollte, die Definition auch nach dieser Verbesserung als nicht charakteristisch verwerfen, und sie auf jede schon vergangene Philosophie passend finden.

Schellings Briefe über Kriticismus und Dogmatismus im 7ten und 11ten Heft sind durch Gehalt und Form eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern philosophischen Litteratur. Um seinen hinreißenden Vortrag kennen zu lernen, mag der Leser, welcher bis jetzt versäumt, sich mit diesen Briefen bekannt zu machen, nur folgende auch in Rücksicht auf Gedanken und Geist sehr vortreffliche und charakteristische Stellen gegen abschließende Systematiker und Moralisten, die einen sehr niedrigen Standpunct für den höchsten halten, nachschlagen: St. 11. S. 185. 186. 209. — 213. Obgleich man in einigen Stellen noch zu sehr an Jakobi erinnert wird: so geht der Verfasser doch im Ganzen auch im Styl durchaus seinen eignen Gang. Die Seele seiner Philosophie ist jener Sinn, jene Begeistrung für ganzes, freies Sein, welche von je her die größten der merkwürdigen Menschen, die wir Philosophen nennen, charakterisirte. Mit der Foderung absoluten Daseyns, und der Realität des Wissens beginnt diese Philosophie, und nachdem der theoretisch unauflösliche Knoten rein praktisch aus Willkühr nach Gefühl durch die That zerhauen ist, endigt sie damit, daß sie der müßigen Speculation gänzlich entsagt, und ins thätige Leben zurückkehrt (s. das Ende der Br.). Da-

her der Geist der Fortschreitung und Freiheit, die Vorliebe für alles Handelnde und Lebendige. Daher die polemische Tendenz aus reiner, starker Antipathie, vorzüglich gegen Inconsequenz und Passivität, überhaupt aber gegen Beschränktheit jeder Art, und insofern sie das ist, auch gegen alle Theorie. Für den Kenner liegt es schon in dem Gesagten, daß diese Philosophie ganz im vollen Ernst recht paradox sei, und warum sie es sei. Es läßt sich denken, wie übel man das genommen hat, da für so viele schon das die ärgste Paradoxie ist, wenn jemand Geist und Charakter hat. Möchten sie doch nur einmal den Versuch machen, ohne Paradoxie nicht bloß zu räsonniren, sondern wirklich zu philosophiren. Rec. bekennt dagegen, daß er an einem Philosophen, der, wie Hr. Schelling, überall Gradsinn, scharfes Urtheil, bedeutenden Witz, und eine männliche Seele blicken läßt, Paradoxie für ein Zeichen der günstigsten Vorbedeutung hält. Wenn Recensent noch hinzufügt, daß jede neue Schrift des Herrn S. über seine eigentliche Philosophie bis jetzt die vorige an Gehalt und Ausdruck ungemein weit übertroffen habe: so wird wohl kein Unbefangner es zu viel gesagt finden, daß die deutsche Litteratur in ihm einen ihrer vorzüglichsten Schriftsteller erwarten dürfe. Es müßte sich einem

nur verständigen und billig denkenden Manne, wenn er auch für seine Person der Speculation noch so abgeneigt wäre, ganz klar machen lassen: daß nicht bloß die Philosophen paradox sind, (wie das Beispiel der größten beweist,) sondern daß die Philosophie selbst es sei. Wenn er nur zugiebt, daß die Anlage zur Philosophie eine eigne Kraft und nothwendige Seite, nicht bloß eine Krankheit und Verirrung der menschlichen Natur ist: so wird er, da es allen einleuchtet, daß jede Kraft nur durch sich selbst gebildet werden kann, auch den Satz zugeben müssen: je kräftiger, je einseitiger, je philosophischer, je paradoxer. Hoffentlich wird den Verfasser weder das bei einigen erregte Misfallen, noch irgend eine andre Rücksicht abhalten, seiner Individualität völlig freien Lauf zu lassen; wo möglich noch mehr als bisher. Denn mit dem Individuellsten würde er unfehlbar auch das Beste wegschneiden. Um jedoch nicht das Ansehen zu haben, als ob wir wider Gewissen und Amtspflicht dem Verfasser Vernachlässigung der Disciplin empföhlen, äußern wir den Wunsch, daß er in den angestrengtesten mannichfachsten Uebungen nicht ermüden möge, bis er alle Theile der unauslernbaren logischen Kunst, in der auch der größte Meister immer unvollkommen bleibt, einigermaßen in seiner Gewalt hat. Dann wird es

Zeit seyn, seine Philosophie im Einzelnen zu prüfen. Diese Kunst ist nicht an die Förmlichkeit dieser oder jener Methode gefesselt, wogegen Sch's Philosophie einen charakteristischen Indifferentismus äußert. Sie verträgt sich mit jeder, auch der individuellsten Form. Gewiß würde es für den Verfasser sehr unvortheilhaft seyn, wenn er in der praktischen Philosophie, welche für ihn doch nur der Geist der Praxis seyn kann, eine andre Form wählen wollte, als die freieste und individuellste.

Wenn Rec. im Betreff der Schmidischen Bruchstücke über die Philosophie und ihre Principien derselben im 10ten Heft, und Fichtes Vergleichung des darinnen aufgestellten Systems mit der Wissenschaftslehre im 12ten Heft freimüthig erklärt, daß er nach wiederholter Prüfung überzeugt sei, Hr. Fichte habe Hrn. Schmid vollkommen verstanden: so leuchtet von selbst ein, daß er in philosophischer Rücksicht, der einzigen, welche hier statt finden kann, über die erste Abhandlung und über den polemischen Theil der Gegenschrift nichts zu sagen habe. Die populäre Darstellung der Principien der Wissenschaftslehre (S. 286 — 315.), welche allen Freunden derselben so willkommen gewesen ist, vollständig prüfen, hieße beynahe die

Wissenschaftslehre selbst beurtheilen, die doch auch ein Gegner, wenn er nur ein Philosoph ist, unter die kleine Zahl derjenigen Producte des philosophischen Geistes rechnen wird, welche das anhaltendste und tiefste Studium erfodern und belohnen. Eine Beurtheilung aber bleibt eben deshalb immer ein schweres Geschäft, dessen leichtester Theil die Widerlegung der gewöhnlichen empiristischen Einwürfe, — der wichtigste aber die Prüfung des Einzelnen nach dem Zweck und Zusammenhang des Ganzen sein würde. — Die Untersuchung der einzigen Erklärung: „daß Kant dieselbe Frage (von der F. ausgeht) in ihrer ganzen Ausdehnung aufgenommen, sie beantwortet, und sie gerade so beantwortet habe, wie die Wissenschaftslehre thut" (S. 296); würde ein eignes Werk erfodern. Da eine sich selbst verläugnende Gerechtigkeitsliebe und aufrichtige Ueberzeugung, welche sich gewiß auf etwas Tüchtiges gründet, den Verfasser einmal zu dieser anticipirten und ganz exoterischen Behauptung veranlaßt haben: so kann Rec. nicht umhin, den Wunsch zu äußern, daß F. selbst, oder ein andrer Kenner der Wissenschaftslehre recht bald Muße und Neigung finden möchte, einen vollständigen Beweis dieser Behauptung darzulegen. Nicht etwa, um zu zeigen,

was vielleicht nicht schwer zu zeigen seyn mag: daß viele Kantianer, Kant wirklich nicht verstanden haben; noch auch um das Verständniß der Wissenschaftslehre durch den Gegensatz zu erleichtern: denn für die, welche sie verstehen sollen und können, ist sie wohl schon verständlich genug. Sondern um zu verhüten, daß die Auslegung Kants nach dem Geist, auf die sich jetzt wahrscheinlich viele legen werden, da sie's inne zu werden scheinen, wie übel ihnen die Auslegung nach dem Buchstaben bekommen sei, nicht gesetzlos und willkührlich werde. Eine solche Auslegung aber würde nicht bloß nach dem Vorurtheil des Pedanten, sondern auch nach dem Sinne des ächten Philosophen so gut als gar keine sein. Möchte uns Herr F. nur wenigstens seine Theorie über Geist und Buchstaben, die mit dem Innersten und Eigensten seiner Philosophie wesentlich zusammenhängen muß, bald mittheilen, damit sich ungefähr übersehen ließe, wie er den Beweis jener Behauptung nach diesen Grundsätzen führen würde! Diese Behauptung ist zwar bloß exoterisch und unwesentlich, weil die Wissenschaftslehre auf sich selbst beruht. Indessen ist es doch von der äußersten Wichtigkeit für das Interesse der Wissenschaftslehre, daß sich hier keine Autorität einschleiche; und daß auch nicht einer

sich für einen Anhänger derselben halte und ausgebe, der, um sie wahr zu finden, sie auch mit Kants Lehre in Harmonie bringen müßte. Jede Philosophie, und wenn sie auch ganz Geist wäre, ist, sobald sie sich ausbreitet, der Gefahr ausgesetzt, durch die Formularphilosophen in Buchstaben verwandelt zu werden. Nicht anticipirt wird die Frage von der Harmonie oder Disharmonie Kants und Fichte's erst dann heißen können, wenn eine philosophische Geschichte der Philosophie nicht bloß möglich, sondern auch wenigstens die Gesetze der historischen Kritik für dieselben wirklich entwickelt sein werden. Uebrigens zweifelt Rec. gar nicht, daß Kant gerade dieselbe Frage vor Augen gehabt hat, auf welche die Wissenschaftslehre die Antwort enthalten soll; wiewohl alle Philosophen, die den Namen verdienen, sie vor Augen gehabt haben. Gesetzt, es ließe sich zeigen: daß Kants Philosophie erst durch die Wissenschaftslehre Haltung und Sinn bekomme; daß jene die Principien dieser im Keim und implicite enthalte: so ließe sich dagegen immer noch einwenden: daß wir auch den Spinosa und Leibnitz jetzt besser verstehen können, als sie sich selbst verstanden; und zweifeln: ob Kant sich auch selbst gerade so verstanden habe? Es müßte also bewiesen werden, nicht etwa bloß: daß Kant auf den Weg gedeutet,

wo die Antwort zu suchen sei, und daß er, wenn er auf demselben weiter gegangen wäre, dahin gekommen seyn würde (welches doch nicht leicht zu beweisen seyn dürfte); sondern auch: daß er die Antwort selbst gefunden und samt ihrer Rechtfertigung bestimmt gesagt oder doch gewußt habe. Wenn die Methode auf den Charakter einer Philosophie besonders dann am sichersten schließen läßt, wenn sie entweder so eigenthümlich und geistvoll wie die Kantische, oder in ihrer Art so vollkommen, und ein gehorsames Werkzeug in der Hand des Meisters ist, wie die Fichtische: so deutet dies auf Verschiedenheit nicht bloß im Buchstaben, sondern im Geist. Auch läßt sich diese Verschiedenheit der Methode nicht allein aus der Verschiedenheit der Sphäre erklären: denn die Wissenschaftslehre hört zwar auf, wo die Kritik der reinen Vernunft anfängt, aber Fichte und Kant sind oft genug auf demselben Gebiete.

Man begnügt sich, diejenigen, welche die Wissenschaftslehre schon studirt haben, noch auf einige sehr charakteristische, wegen ihrer persönlichen Außenseite aber leicht zu übersehende Aeußerungen aufmerksam zu machen. Denn wenn auch das Förmlichste und Abstracteste, besonders in der practischen Philosophie, auch der größten Eklektiker gewöhnlich nur eine Darstellung ihrer Individualität ist: so giebt oft

das scheinbar Persönlichste in den Aeußerungen des ächten Idealisten tiefen Aufschluß über sein System. So ist z. B. die Appellation an die besten philosophischen Schriftsteller, und die Geschichte der Philosophie (S. 287—288.) bei einem Philosophen, wie F. ist, ein offenbarer Beweis, daß die ganze Entwickelung des eigentlichen Problems der Philosophie nicht als eine scientifische Propädeutik, als förmliche Prolegomena verstanden werden müsse; welches ganz gegen den Geist der Wissenschaftslehre wäre, die dergleichen nicht bedarf. Der einzige Anfang und vollständige Grund der Wissenschaftslehre ist eine Handlung der Totalisirung der reflexen Abstraction, eine mit Beobachtung verbundene Selbstconstruction, die innere freie Anschauung der Ichheit, des Sichselbstsetzens, der Identität des Subjects und Objects. Die ganze Philosophie ist nichts anders als Analyse dieser einigen in ihrer Bewegung aufgefaßten und in ihrer Thätigkeit dargestellten Handlung (S. 299—303.). Wer diese freie Handlung nicht zu handeln vermag, ist aus dem Umkreis der Wissenschaftslehre ausgeschlossen; und es ist ein wesentlicher Satz der Fichteschen Philosophie: „Es ist eben so wenig nothwendig, daß alle Menschen Philosophen seyn, als es nothwendig ist, daß sie Dichter oder Künstler seyn." Jene populäre Dar-

stellung des eigentlichen Streitpuncts ist also gar nicht um der Wissenschaftslehre selbst willen da. Der Vf., welcher, ohngeachtet ihm selbst die strengste Methode ganz geläufig ist, dem Leser gern, wo es sein kann, unnützen Schulzwang und Umschweife erspart, wollte damit nur diejenigen, welche die Wissenschaftslehre verstehen wollen und können, auf dem kürzesten und leichtesten Wege dahin führen. Es wäre also sehr unzweckmäßig, was bona fide gegeben ist, stricto jure nehmen zu wollen; wiewohl Rec. gar nicht zweifelt, daß das Resultat einer kritischen Untersuchung über den statum quo der Philosophie genau so ausfallen würde. Vielleicht wär' es gerade jetzt an der Zeit, der vollständigen Ausführung und Darlegung eine eigne Schrift zu widmen. Die Erklärung über die Entstehung dieses Aufsatzes S. 283. darf nicht übersehen werden. Man könnte leicht aus den häufigen veranlaßten Streitigkeiten des Wissenschaftslehrers, (die doch nur aus persönlicher Nothwehr, nicht aus Antipathie, wie bei Schelling, zu entspringen scheinen,) einen Fehlschluß auf eine charakteristische Streitsucht der Wissenschaftslehre selbst machen. Es ist aber so wenig im Geist derselben zu polemisiren, daß vielleicht schon jede Erwähnung fremder Philosopheme, sei es in dem Text oder in den Noten und der Vorrede, in ihr eine Episode ist.

Rec. wünscht, daß sie künftig einmal rein von allen solchen populären Beimischungen, wozu er auch die Einleitungen rechnet, aufgestellt werden möge; und daß jede zu erwartende neue Darstellung derselben sich durchaus nicht mehr nach dem bisherigen philosophischen Sprachgebrauch richten möge, „nach welchem sich die bisherige Darstellung nur zu sehr gerichtet hat.“ (S. 305.) S. 313 — 315 ist ein Muster, wie man über die sogenannten Aussprüche des gesunden Menschenverstandes mit Geist philosophiren soll. Die Vernichtung des gewöhnlichen Einwurfs, daß die Philosophie nicht über die unmittelbaren Thatsachen des Bewußtseyns hinausgehen dürfe, durch sich selbst, (S. 304.) ist stringent. Doch wäre um der vielen Schwachen willen mehr Ausführlichkeit zu wünschen.

Das bisher Gesagte ist wohl hinreichend, um jeden, der sich noch nicht durch eignes Studium von dem großen Werthe dieser Zeitschrift überzeugt hat, darauf aufmerksam zu machen, und zur eignen Untersuchung zu ermuntern. Jeder unbefangene Freund der Philosophie wird finden müssen, daß sie ihren bescheiden angekündigten, aber grossen und würdigen Zwecken mit seltner Treue, auch in Rücksicht des Vortrages entspricht. Es fragt sich also nur: ob eine gründliche Philosophie,

in liberaler Form, und wo es der Stoff erlaubt, mit männlicher Beredtsamkeit vorgetragen, in Deutschland noch viele warme Liebhaber erwarten dürfe?

Doch muß Rec. bekennen, daß die sämtlichen Recensionen und noch mehr die Revisionen nach seinem Urtheil den Abhandlungen sehr weit nachstehen. Er würde in Verlegenheit seyn, wenn er auch nur eine nennen sollte, welche allen Forderungen an eine gute Recension so sehr entspräche, wie ihnen in andern Fächern zuweilen entsprochen wird. Er ist weit entfernt, die Schuld daran dem Herausgeber beizumessen. In sehr vielen sieht man den geübten Denker; in mehreren erkennt man einen oder den andern unserer vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller. Einige sind sogar streng philosophisch: aber gerade diese sind am wenigsten Recensionen. Andere geben nützliche Notizen; aber von diesen kann man beinahe sagen: je literarischer, je weniger philosophisch. Der Grund scheint ihm tiefer und in der Sache selbst zu liegen. Rec. zweifelt nämlich überhaupt an der Möglichkeit eigentlich so zu nennender Recensionen im Gebiete der Philosophie. Er strebt dabei keinesweges nach dem ächt philosophischen Genuß, die Unmöglichkeit der Bewegung im besten Spazierengehen zu demonstriren. Die Behauptung, welche

keinem denkenden Beobachter der philosophirenden Vernunft parador scheinen kann, läßt sich ganz populär rechtfertigen. Was Kant schon 1783. (Prol. Vorr. S. 5.) sagte: „daß in diesem Lande in der That noch kein sicheres Maß und Gewicht vorhanden sei;“ gilt noch immer, und ist seitdem beinahe weltkundig worden. Rec. erlaubt sich eine kurze Ausführung dieses Gedankens, um alle Herausgeber jedes Journals, welches so streng philosophisch seyn soll, wie das gegenwärtige sonst ist, an seinem Theil zu veranlassen: daß sie dem bei der Form eines Journals so natürlichen Gedanken, von jeder philosophischen Neuigkeit Notiz geben zu müssen, gänzlich entsagen, und alles bloß Literarische aus dem Umkreise desselben vollends verbannen möchten. — Es läßt sich gar nicht bezweifeln, daß jeder Philosoph über jede philosophische Schrift wieder etwas Philosophisches schreiben könne, besonders um sie zu widerlegen. Ja das recensirende und producirende Vermögen scheint hier unzertrennlich verknüpft, und selten versäumt es ein Philosoph, in den Werken selbst seine Vorgänger und Nebenmänner hinlänglich zu recensiren. Aber das macht doch noch keine eigentliche Recension, deren ausschließlicher Zweck es seyn soll, nicht bloß den Inhalt, sondern auch den Charakter und

ganz vorzüglich den Werth eines Werks zu bestimmen. Je philosophischer, je systematischer ein Werk ist, um so weniger läßt sich sein eigentlicher Inhalt durch einen Auszug mittheilen, ohne den Zusammenhang und Geist zu zerreißen und zu tödten, eben so wenig wie der eines Gedichts. Wird der philosophische Werth einer Schrift durch den Grad ihrer Fortrückung zum Ziel der Philosophie bestimmt; so läßt sich darüber kein Urtheil anticipiren, ehe nicht wenigstens ein fester Punkt der Bahn erreicht ist. Selbst eine durchgängige Widerlegung entscheidet nicht wider den philosophischen Werth. Wer getraut sich jetzt nicht, die Systeme der großen Dogmatiker zu widerlegen? Und wer wollte ihnen darum den Werth, den sie vielleicht als nothwendige Fortschritte der stufenmäßigen Annäherung zum Ziel haben, im voraus absprechen? Wie sollte es ein Wissenschaftsurtheil geben, wo es noch keine Wissenschaft giebt? Zwar müssen auch alle übrigen Wissenschaften oscilliren, so lange es an einer positiven Philosophie fehlt. Indessen giebt es in ihnen doch wenigstens etwas relativ Festes und Allgemeingeltendes. In der Philosophie ist nichts ausgemacht, wie der Augenschein lehrt. Es fehlt hier noch aller Grund und Boden. Entweder postulirt nun der Beurtheiler ein System,

nach welchem er richtet, wo sichs dann von selbst versteht, wie das Urtheil ausfallen wird: oder er geht rein polemisch zu Werke. Das mag eine nützliche Uebung seyn, giebt aber kein Urtheil über den Werth des Werks, außer wenn dieser wirklich null ist; wo es sich dann wieder der Mühe nicht verlohnt. — Sollen gar keine Machtsprüche geschehen; soll nur nach Gründen und stricto jure geurtheilt werden: so dürfen der recensirende und der recensirte Philosoph nur in einem Satze verschieden seyn; und die Discussionen über denselben müssen nach unendlich vielen Richtungen ins Unendliche fortgehn, wenn nicht etwa vorher das System gefunden und vollendet wird. Auf diesem Boden ist jede noch so kleine Verschiedenheit t o t a l; und es giebt so viele Philosophieen, als es Philosophen giebt. Wo soll also eine philosophische Recension anfangen und endigen? —

Es bliebe noch übrig, dem Wissenschaftsurtheil vor der Hand ganz zu entsagen: dagegen aber den philosophischen Geist und die logische Kunst vorzüglicher philosophischer Meisterwerke genau zu charakterisiren und streng zu würdigen. Es ist historisch wahrscheinlich, daß eine sehr bedeutende Classe von Philosophen immer behaupten werde: man werde zum Philosophen geboren, es gehöre dazu ein

eigner Sinn und Geist, den man zwar nicht lernen kann, aber allerdings durch Studium der Urbilder und kritische Uebungen kunstmäßig ausbilden soll. Diese, und nur diese (denn Sinn und Geist ist ein Gut, dessen Mangel man nicht empfinden kann) werden die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines solchen philosophischen Kunsturtheils zugeben. Es ist Thatsache, daß die Philosophie bei dem gebildetsten Volk des Alterthums als Kunst getrieben ward; daß unsre neuere Philosophie, was sie nun auch sein mag, fast ganz ein Werk einiger wenigen außerordentlichen Genie's ist. Redlich gedacht wird man auch wohl bald Eins werden, wie selten der wirklich noch vorhandne Geist in der Philosophie kunstmäßig ausgebildet sei; wie schädlich diese Vernachlässigung, und wie häufig Fehler wider die Gesetze der logischen Kunst seien. Aber wo wird sich der logische Kenner finden, der sich so gut auf Philosophen verstände, wie mancher Kunstfreund auf Gemählde? Und wer wird sich für einen solchen geben wollen?

Ein naturforschender Beobachter der philosophirenden Vernunft endlich könnte vielleicht bloß als solcher, und unabhängig von jedem besondern System die Producte derselben classificiren, (wie der Pflanzenkenner, welcher den innern Grund der Natur-

eintheilungen seines Gegenstandes doch auch nicht zu deduciren vermag), ihre Krisen bestimmen, die Tendenz ihres Ganges und die Indication ihres Strebens auffassen und bezeichnen. Solche historische Andeutungen über Alles, was jeder in seinem Kreise Geist des Zeitalters nennt, sind es vorzüglich, was man als Präliminarien einer künftigen Geschichte in Uebersichten erwartet. Um jedoch für die Producte der philosophirenden Vernunft Sinn zu haben, müßte er selbst Philosoph sein. Wäre er aber das, so würde er uns doch wieder nur die Ansicht seiner individuellen Philosophie geben können: wenn er nicht auch mehr als Philosoph wäre, „welches" um uns eines Kantischen Ausdrucks zu bedienen, „mehr sagen will, als ein bescheidner Mann sich selber anmaßen wird."

III.

Georg Forster's Schriften.

Ueber nichts wehklagt der Deutsche mehr als über Mangel an Deutschheit. „Wir haben siebentausend Schriftsteller, sagt Georg Forster (kl. Schr. III. 362.), und noch giebt es in Deutschland keine öffentliche Meinung.' In der That, wenn die Sache nicht einmal in Regensburg in Anregung gebracht, und allen Unterthanen ein Nationalcharakter von Reichswegen befohlen wird; oder wenn es nicht etwa einem Sophisten der Reinholdischen Schule gefällt, die allgemeingültigen Principien der Deutschheit allgemeingeltend zu machen: so hat es allen Anschein, daß die Deutschheit noch geraume Zeit nur ein gutherziges Postulat, oder ein trotziger und verzagter Imperativ bleiben werde.

Alle wahre, eigne und gemeinschaftliche Bildung, welche noch irgend in Deutschland gefunden wird, ist, wenn ich so sagen darf, von heute und gestern,

und ward fast allein durch Schriften entwickelt, genährt, und unter dem Mittelstand, dem gesundesten Theil der Nation, verbreitet. Das allein ist Deutschheit; das ist die heilige Flamme, welche jeder Patriot, hell und stark zu erhalten und zu vermehren, an seinem Theil streben sollte. Jeder classische Schriftsteller ist ein Wohlthäter seiner Nation, und hat gerechte Ansprüche auf ein öffentliches Ehrendenkmal. Ein Denkmal: aber nicht eben in Erz oder Marmor; auch kein Panegyrikus. Das schönste Denkmal für einen schriftstellerischen Künstler ist: daß sein eigentlicher Werth öffentlich anerkannt wird; daß alle einer allgemeinen Ausbildung Fähige immer wieder mit Liebe von ihm lernen; daß einige die Eigenthümlichkeit seiner Geisteswerke bis auf die feinsten Züge durchforschen und verstehen lernen.

Es will verlauten: Wir hätten keine classischen Schriftsteller, wenigstens nicht in Prosa. Einige habens laut gesagt: aber tölpisch. Andere wollen dem gemeinen Mann das Untere der Charten nicht sehen lassen, und reden leise. Wenn wir nur recht viel classische Leser hätten: einige classische Schriftsteller, glaube ich, fänden sich noch wohl. Sie lesen; viel und vieles; aber wie und was? Wie viele giebt es denn wohl,

welche, auch nachdem der Reiz der Neuheit ganz vorüber ist, zu einer Schrift, die es verdient, immer von neuem zurückkehren können; nicht um die Zeit zu tödten, noch um Kenntnisse von dieser oder jener Sache zu erwerben, sondern um sich den Eindruck durch die Wiederholung schärfer zu bestimmen, und um sich das Beste ganz anzueignen? So lange es daran fehlt, muß ein reifes Urtheil über geschriebene Kunstwerke unter die seltensten Seltenheiten gehören. Daß einsichtsvolle Bemerkungen über Bilder, Gemälde und Producte der Musik verhältnißmäßig so ungleich häufiger sind, entspringt gewiß größtentheils daher, daß hier die Dauer des Stoffs und der lebendigere Reiz schon von selbst zur öfteren Wiederholung einladet.

Es soll Philosophen geben, welche glauben: wir wüßten noch gar nicht, was Poesie eigentlich sei. Dann könnten wir auch durchaus gar nicht wissen, was Prosa ist: denn Prosa und Poesie sind so unzertrennliche Gegensätze, wie Leib und Seele. Vielleicht auch nicht, was classisch. Und jenes unbesonnene Todesurtheil über den Genius der deutschen Prosa wäre also um vieles zu voreilig.

Zwar in einem gewissen Sinne, der wohl der eigentliche und ursprüngliche sein mag, haben alle

Europäer keine classischen Schriftsteller zu befürchten. Ich sage, befürchten: denn schlechthin unübertreffliche Urbilder beweisen unübersteigliche Gränzen der Vervollkommnung. In dieser Rücksicht könnte man wohl sagen: der Himmel behüte uns vor ewigen Werken. Aber die Menschheit reicht weiter, als das Genie. Die Europäer haben diese Höhe erreicht. Es kann fernerhin kein schriftstellerischer Künstler so nachahmungswürdig werden, daß er nicht einmal veralten, und überschritten werden müßte. Der reine Werth jedes Einzelnen wirkt ewig mit fort: aber die Eigenthümlichkeit auch des Größten verliert sich in dem Strome des Ganzen. Wenn wir aber unter classischen Schriften einer Nation nur solche verstehen, die in irgend einer nachahmungswürdigen Eigenschaft noch nicht übertroffen sind, bis dahin also Urbilder bleiben sollen: so haben die Deutschen deren so gut, wie die übrigen gebildeten Völker Europa's. Auch solche, die eigentlich der Nation angehören, und durch ihre Allgemeinheit in Gehalt und Geist ein eigenthümliches, bleibendes Gemeingut aller bildungsfähigen Mitbürger einer Sprache sind; wenn gleich weniger, wie andre Nationen. Sollen nämlich classische Schriften es nicht bloß für diese oder jene Zunft; sollen sie allgemeine Urbilder sein: so

muß die Bildung, welche sie mittheilen, nicht bloß eine einseitige, und bei gewissen Gränzen schlechthin stillstehende, oder wohl gar umkehrende, sondern eine ganz allgemeine und fortschreitende sein; so muß ihre Richtung und Stimmung den Gesetzen und Forderungen der Menschheit entsprechen.

Auch in Prosa. Ja, eigentlich künstlerische Schriften sind wohl in unserm Zeitalter weit weniger geschickt, ein gemeinsames Eigenthum aller gebildeten und bildungsfähigen Menschen zu sein. Zwar wirkt jene liebliche Naturpoesie, welche vielmehr ein freies Gewächs, als ein absichtliches Kunstwerk ist, auf alle, die nur allgemeinen Sinn haben, auch ohne besonders ausgebildetes Kunstgefühl; und auch der Roman geht darauf aus, die geistige, sittliche und gesellschaftliche Bildung wieder mit der künstlerischen zu vereinigen. Aber jene zarten Pflanzen wollen nicht auf jedem Boden wild wachsen, noch die Verpflanzung ertragen, oder in Treibhäusern gedeihen. Der höfliche Sprachgebrauch nennt auch vieles Poesie, was weder schönes Naturgewächs, noch schönes Kunstwerk, sondern bloße Aeußerung und Befriedigung eines rohen Bedürfnisses ist. Sie ist allgemein, aber nicht im guten Sinne; nämlich, sie arbeitet für die große Mehrheit der Bildungslosen. Und der Roman ist in der Re-

gel, wie ein lockrer Gesell, der unglaublich geschwind lebt, alt wird und stirbt. Ueberhaupt kann jede menschliche Kraft nur durch entschiedne Absonderung von allen übrigen zur Bildung gedeihen: jede solche Trennung des ganzen Menschen aber ist nicht für alle; sie erfordert mehr und leistet weniger, als zu einer allgemeinen Bildung nothwendig ist.

Unter allen eigentlichen Prosaisten, welche auf eine Stelle in einer Auswahl deutscher Schriftsteller Anspruch machen dürfen, athmet keiner so sehr den Geist freier Fortschreitung, wie Georg Forster. Man legt fast keine seiner Schriften aus der Hand, ohne sich nicht bloß zum Selbstdenken belebt und bereichert, sondern auch erweitert zu fühlen. In andern, auch den besten deutschen Schriften, fühlt man Stubenluft. Hier scheint man in frischer Luft, unter heiterm Himmel, mit einem gesunden Mann, bald in einem reizenden Thal zu lustwandeln, bald von einer freien Anhöhe weit umher zu schauen. Jeder Pulsschlag seines immer thätigen Wesens strebt vorwärts. Unter allen noch so verschiednen Ansichten seines reichen und vielseitigen Verstandes, bleibt Vervollkommnung der feste, durch seine ganze schriftstellerische Laufbahn herrschende Grundgedanke; ohngeachtet er darum nicht jeden Wunsch

der Menschheit für sogleich ausführbar hielt (S. Ans. I. 351. folg.).

Fesseln, Mauern und Dämme waren nicht für diesen freien Geist. Aber nicht der Name der Aufklärung und Freiheit, nicht diese oder jene Form war es, woran er hing. Er erkennt und ehrt in seinen Schriften jeden Funken vom ächten Geist gesetzlicher Freiheit, wo er ihn auch trifft: in unumschränkten Monarchien, wie in gemäßigten Verfassungen und Republiken; in Wissenschaften und Werken, wie in sittlichen Handlungen; in der bürgerlichen Welt, wie in der Erziehung und deren Anstalten. (Ans. III. 221. folg.). Er redet für die Oeffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege (Ans. III. 32.) so warm, wie gegen den gelehrten Zunftzwang und das Berufen auf das Wort des Meisters (Kl. Schr. IV. 369. 381. folg.). Auch das Vorurtheil sollte nicht mit Gewalt bekämpft werden. Mit edlem, männlichem Eifer widersetzte er sich in der köstlichen Schrift über Proselytenmacherei der verfolgungssüchtigen Beschränktheit handwerksmäßiger Aufklärer, welche selbst in der Dämmerung tappen. Ihm stand es an, zu sagen (Kl. Schr. III. 226. folg.): „Frei sein, heißt Mensch sein.“

Bei jener rührenden Schilderung in den Ansichten (II. 233.), wie er, nach einer Trennung von

zwölf Jahren, das Meer, gleich einem alten Freunde, zum erstenmale wieder begrüßt habe, sagt er die merkwürdigen Worte: „Ich sank gleichsam unwillkürlich in mich selbst zurück, und vor meiner Seele stand das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte, und die mein ganzes Schicksal bestimmten.“ — Für seinen Geist war die Weltumseglung vielleicht die wichtigste Hauptbegebenheit seines Lebens: dagegen die Trennung von Deutschland auf seine letzten Schriften keinen bedeutenden Einfluß gehabt hat; wohl aber, wider Recht und Billigkeit, auf die Beurtheilung selbst der früheren. — War seine Reise mit Cook wirklich der Urkeim, aus welchem sich jenes freie Streben, jener weite Blick vielleicht erst später völlig entwickelte: so möchte man wünschen, daß junge Wahrheitsfreunde, statt der Schule, häufiger eine Reise um die Welt wählen könnten; nicht etwa nur, um die Verzeichnisse der Pflanzen zu bereichern, sondern um sich selbst zur Lebensweisheit zu bilden.

Eine solche Erfahrung bei solchen ursprünglichen Anlagen einer offnen Empfänglichkeit, einem nicht gemeinen Maaß analytischer Vernunft, und stetem Streben nach dem Unendlichen, mußte in der Seele des Jünglings den Grund zu jener Mischung und steten Verwebung von Anschauungen, Begriffen

und Ideen legen, welche die Geisteswerke des Mannes so merkwürdig auszeichnete. Immer achtete er den Werth einer universellen Empfänglichkeit (Kl. Schr. V. 27.), und lebendiger Eindrücke aus der Anschauung des Gegenstandes (Vorr. der Kl. Schr.) ganz so hoch, wie er es verdient. Wenn in seiner Darstellung gleich die Ordnung oft umgekehrt ist: so war für seinen Geist doch immer eine äußre Wahrnehmung das Erste, gleichsam der elastische Punkt. Er geht vom Einzelnen aus, weiß es aber bald ins Allgemeine hinüberzuspielen, und bezieht es überall aufs Unendliche. Nie beschäftigt er die Einbildungskraft, das Gefühl oder die Vernunft allein: er interessirt den ganzen Menschen. Alle Seelenkräfte aber in sich und andern gleich sehr und vereinigt auszubilden, das ist die Grundlage der wahren Popularität, welche nicht bloß in consequenter Mittelmäßigkeit besteht.

Dieses Weitumfassende seines Geistes, dieses Nehmen aller Gegenstände im Großen und Ganzen giebt seinen Schriften den umfassenden und beinahe erhabnen Charakter. Nur freilich nicht für diejenigen, welche das Erhabne allein in heroischen Phrasen erblicken können. Stelzen liebte Forster nicht, brauchte sie auch nicht. Er

schreibt, wie man in der edelsten, geistreichsten und feinsten Gesellschaft am besten spricht.

Seine Werke verdienen ihre Popularität durch die Sittlichkeit, welche sie athmen. — Viele deutsche Schriften handeln von der Sittlichkeit: wenige sind sittlich. Wenige vielleicht in höherm Maaß, wie Forsters; in ihrer Gattung wenigstens, keine. Zwar strengere Begriffe zu haben, ist wohlfeil, wenn es bloß Begriffe sind. Was er wußte, meinte und glaubte, war in Saft und Blut verwandelt. Wie in allen Stücken so auch in diesem wird man Buchstaben und Namen ohne den Geist in Forsters Schriften vergeblich suchen. Ueberall zeigt sich in ihnen eine edle und zarte Natur, reges Mitgefühl, sanfte und billige Schonung, warme Begeisterung für das Wohl der Menschheit, eine reine Gesinnung, lebhafter Abscheu alles Unrechts. Wenn sein Unwille sich zuweilen bei geringen Anlässen unverhältnißmäßig lebhaft äußert: so kann doch das seltne Uebermaaß sittlicher Reizbarkeit an einem Erdensohne immer noch für einen schönen Fehler gelten. Dabei findet man seine Denkart fester, strenger und männlicher, als die beinahe weibliche Milde seines Wesens, die gleich beim ersten Blick so sehr auffällt, vermuthen ließ. Ein lebendiger Begriff von der Würde des Menschen ist

Bayerische Staatsbibliothek München

in seinen Schriften gleichsam überall gegenwärtig. Dieser, und nicht jenes lügenhafte Bild des Glücks, das so lange am Ziele der menschlichen Laufbahn stand, „ist ihm die oberste Richtschnur aller sittlichen Urtheile und der ächte Wegweiser des Lebens" (Kl. Schr. VI. 316.); wie sich doch von dem Ton des Zeitalters und der ausländischen Philosophie, in dem, und durch die er seine wissenschaftliche Bildung zuerst empfing, erwarten ließ. Nach diesem sittlichen Grundbegriff betrachtete er auch die Gegenstände der bürgerlichen Welt. Zwar könnte er nach einzelnen Stellen besonders etwas früherer Schriften (z. B. Kl. Schr. I. 191. folg.) zu behaupten scheinen, allgemeine Beglückung sey der Zweck des Staats. Nimmt man seine Gedanken aber, wie man überall bei ihm thun muß, im Großen und Ganzen: so ergiebt sich, daß nichts seinem Kopfe und Herzen mehr widerstehen konnte, als die Lehre, der einsichtsvollere Herrscher dürfe die Unterthanen zwingen, nach seiner Willkühr glücklich zu werden. Dieses erhellt besonders aus dem Aufsatz über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit. Er ist fest überzeugt, daß auch die edelste Absicht unrechtmäßige Gewalt nicht beschönigen könne (Kl. Schr. VI. 214.). Den freien Willen der einzelnen Bürger erklärt er, als

nothwendige Bedingung ihrer sittlichen Vervollkommnung, für das Heiligste (kl. Schr. III. 6.).

Freilich treibt er die Sittlichkeit nicht so handwerksmäßig, wie manche Erziehungskünstler und Meister der reinen Vernunft, welche sich nun einmal mit der ganzen Schwere ihres Wesens darauf gelegt haben. Der gesellschaftliche Schriftsteller, welcher die gesamte Menschheit umfassen soll, darf eine einzige wesentliche Anlage derselben nicht so einseitig auf Unkosten der übrigen ausbilden, wie es dem eigentlichen Sittenlehrer und Sittenkünstler von Rechtswegen erlaubt ist. Forster erkennt einen Werth, auch jenseits der Gesetze des Katechismus, und hält Größe, troß aller Ausschweifungen, für Größe. Der erste Keim dieser natürlichen, aber seltnen Urtheilsart, lag schon in seiner allgemeinen Vielseitigkeit, scheint sich jedoch erst später ganz entfaltet zu haben.

Seine Anbetung unerreichbarer und in ihrer Art einziger Vortrefflichkeit kann schwärmerisch scheinen. Ja, man könnte ihm wirkliche Grundsätze der geistigen Gesetzlosigkeit aufzeigen; wenn jeder Zweifel, jeder Einfall, jede Wendung (wie Kl. Schr. VI. 96.) ein Grundsatz wäre. Nur darf man nicht jeden übertriebenen Ausdruck gleich für ein Kennzeichen weichlicher Hingebung erklären; wiewohl

er sich dem Genuß der schönen Natur leidend (Anf. III. 190.) hingab, und hier die Zergliederung des Eindrucks für des Genusses Gränze hielt. Vielleicht nicht mit Unrecht. Seine bestimmte und bedingte Würdigung großer Menschen und Menschenwerke aber, die man nicht wie Natur genießen soll, ist ein Beweis von selbstthätiger Rückwirkung. Es darf nicht für Schwärmerei gelten, demjenigen einen unbedingten Werth beizulegen, was nur diesen oder gar keinen haben kann; oder an menschliche Größe überhaupt zu glauben, und zum Beispiel die Sittlichkeit der übergesetzlichen Handlungen des Brutus (Kl. Schr. IV. 367.) und Timoleon (Kl. Schr. VI. 298.) anzuerkennen.

Auch muß man nie über einzelne Worte mit ihm mäkeln. Leser, welche nicht dann und wann durch einen Hauch beleidigt werden, sind gewiß auch für die Schönheiten von der feineren Art stumpf. Nur soll man nicht alle Gegenstände durchs Mikroskop betrachten. Man sollte sich kunstmäßig üben, eben sowohl äußerst langsam mit steter Zergliederung des Einzelnen, als auch schneller und in einem Zuge zur Uebersicht des Ganzen lesen zu können. Wer nicht beides kann, und jedes anwendet, wo es hingehört, der weiß eigentlich noch gar nicht zu lesen. Man darf mit Grund voraussetzen, daß Forster oft

auch mit polemischer Nebenabsicht gegen die herrschende Mikrologie und Unempfänglichkeit für genialische Größe den Ton hoch ausgab. Denn bei seiner Vielseitigkeit konnte ihm die „Rückseite des schönen Gepräges" (Ans. I. 68.) selten ganz entgehen. Er kannte zum Beispiel die Grenzen von Gibbons Werth recht wohl (Kl. Schr. II. 289.), ohngeachtet er seine Verkleinerer so unwillig straft. Denn nichts konnte ihn mehr aufbringen, als eine solche Verkennung des Verdienstes, welche neben der Beschränktheit und Verkehrtheit auch üblen Willen verräth. Wenn er diese Saite berührt, so bekommt seine sonst so friedliche und milde Denkart und Schreibart ordentlich schneidende Schärfe und polemischen Nerv. Edler, rühmlicher Eifer für alles Große, Gute und Schöne! Und ohne alle einseitige Vorliebe für eine Lieblingsgattung. Bereitwillig huldigte er dem Genie jeder Art. Franklin und Mirabeau, der Schauspieler Iffland und der Sokratische Hemsterhuys, Raphael und Cook fanden in einem und demselben Manne einen doch nicht oberflächlichen Bewundrer.

Wenn die sittliche Bildung alle Wollungen, Begehrungen und Handlungen umfaßt, deren Quelle und Ziel die Foderung ist, alles Zufällige in uns und außer uns durch den ewigen Theil unsers Wesens zu bestimmen, und demselben zu verähnlichen: so gehört

dazu auch vornehmlich diejenige freie Handlung, durch welche der Mensch die Welt zur Gottheit adelt. Auch bei Forster ging der gegebne Glaube voraus, und veredelte sich erst später in einen freien, dem er aber nie untreu ward. Er verabscheute auch hier die Geisteskncchtschaft, und haßte die geistliche Verfolgungssucht, samt ihrem gehässigen Unterschiede zwischen Orthodoxie und Heterodoxie (Ans. I. 95—98.). Der gänzliche Mangel an Schönheitsgefühl (Ans. I. 134.), und die marklose Schwäche des Charakters (Ans. I. 209.), welche sich in der Frömmigkeit nur allzuvieler Gläubigen zeigt, konnte ihm keine Achtung einflößen. Er hielt das Schwelgen in himmlischen Gefühlen sehr richtig für entmannende Seelenunzucht (Ans. I. 29—32.); aber er glaubte standhaft an die Vorsehung. Es ist nicht bloß die unendliche Lebenskraft der allerzeugenden und allnährenden Natur, über die er sich oft mit der Begeistrung ihrer geweihtesten Priester, eines Lukrez oder Büffon, in Bewunderung ergießt. Auch die Spuren von dem Endzwek einer allgütigen Weisheit verfolgt er in der umgebenden Welt und in der Geschichte der Menschheit mit wahrer Liebe und mit einer nicht bloß gesagten, sondern tief gefühlten Andacht.

Aber nicht bloß diese und jene Ansicht, sondern die herrschende Stimmung aller seiner Werke ist

sittlich. Sie ist es von der jungfräulichen Scheu vor dem ersten Fehltritt und der erbaulichen Nutzanwendung in Dodds Leben, welches man nicht ohne das Lächeln der Zuneigung über seine jugendliche Arglosigkeit lesen kann, bis zu seinen merkwürdigsten Empfindungen und Gedanken über die furchtbarste aller Naturerscheinungen der sittlichen Welt, welche, außer dem Anschein der größten weltbürgerlichen Wichtigkeit, schon durch ihre Einzigkeit und an Ausschweifungen jeder Art ergiebige Größe, die vollste Theilnahme seines Beobachtungsgeistes an sich ziehn mußte, in den Parisischen Umrissen, und in den letzten Briefen.

Was soll man an diesen Briefen mehr bewundern und lieben? Den Scharfsinn? Den großen Blick? Die rührende Herzlichkeit des Ausdrucks? Die unerschütterliche Rechtlichkeit und Redlichkeit der Denkart? Oder die sanfte, milde Aeußerung des tiefsten, oft Verzweiflung scheinenden Unmuths? — Am achtungswürdigsten ist es vielleicht, daß bei einem Anblick, wo hohle Vernünftler, wie der Pöbel, sobald es über eigne Gefahr und Klugheit hinausgeht, nur über das Unglück zu declamiren pflegen; wo Menschen, die nur gutartig, nicht sittlich sind, sich höchstens bis zum Mitgefühl mit der leidenden Thierheit erheben; er nur um die Menschheit trau-

ert, und allein über die sittlichen Greuel zürnt, deren Anblick sein Innres zerriß. Das ist wahre Männlichkeit.

Wenn die rückständigen Briefe diesen entsprechen: so wird die deutsche Literatur durch die vollständigere Sammlung der Forsterschen Briefe, zu der bei Bekantmachung der letzten Hoffnung gegeben ward, mit einem lehrreichen, erfreulichen, und in seiner Art einzigen Werke bereichert werden.

Man hat es unbegreiflich gefunden, daß die Parisischen Umrisse parisisch sind, daß sie Farbe des Orts und der Zeit verrathen; und unverzeihlich, daß der denkende Beobachter das Unvermeidliche nothwendig fand. Man glaubte Forsters Schriften nach seinen bürgerlichen Verhältnissen beurtheilen zu müssen. Eine heillose Verwirrung aller Principien! Aber wen darf sie wundern? Selbst von gebildeten, denkenden Männern erwartet man oft vergebens, daß ihnen der himmelweite Unterschied zwischen der Sittlichkeit eines Menschen und der Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen geläufig wäre. Man hat die Umrisse unsittlich, die letzten Briefe leichtsinnig gefunden. Und es ließ sich doch mit einem einzigen Blick auf den ganzen schriftstellerischen Forster erkennen, daß man hier

kein Wort genauer nehmen dürfe, als wir es im raschen Gedränge des Lebens und im lebhaften Gespräch zu nehmen pflegen. „Ist es nicht Thorheit, sagt er einmal in den Ansichten (III. 218.), die Schriftsteller richten zu wollen, wegen einzelner Empfindungen eines Augenblicks, wo man vielmehr ihre Offenherzigkeit, das Herz des Menschen aufzudecken, bewundern sollte? Die schnellen tausendfachen Uebergänge in einer empfänglichen Seele zählen zu wollen, die sich unaufhörlich jagen, wenn Gegenstände von außen, oder durch ihre lebhafte Fantasie hervorgerufen, auf sie wirken, wäre wirklich verlorne Mühe."

Für ein Lehrgebäude mag die gänzliche Freiheit auch von den geringsten Widersprüchen die wesentlichste Haupttugend sein. An dem einzelnen ganzen Menschen aber im handelnden und gesellschaftlichen Leben entspringt diese Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit der Ansichten in den meisten Fällen nnr aus blinder Einseitigkeit und Starrsinn, oder wohl gar aus gänzlichem Mangel an eigner freier Meinung und Wahrnehmung. Ein Widerspruch vernichtet das System; unzähliche machen den Philosophen dieses erhabenen Namens nicht unwürdig, wenn er es nicht ohnehin ist. Widersprüche können sogar Kennzeichen aufrichtiger Wahrheitsliebe sein, und jene Vielseitigkeit beweisen, ohne welche Forsters Schriften

nicht sein könnten, was sie doch in ihrer Art sein sollen und müssen.

Mannichfaltigkeit der Ansichten scheint flüchtigen, oder an Lehrgebäude gewöhnten Beobachtern gern gänzlicher Mangel an festen Grundbegriffen. Hier war es aber wirklich leicht, diejenigen wahrzunehmen, welche unter dem Wechsel der verschiedensten Stimmungen, und selbst bei entgegengesetzten Standpuncten, in den Umrissen wie in den Briefen, unveränderlich bleiben. Und welche Grundbegriffe sind es, an denen F. so standhaft aushielt? — Die unerschütterliche Nothwendigkeit der Gesetze der Natur, und die unvertilgbare Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen: die beiden Pole der höhern politischen Kritik! Sie herrschen allgemein in allen seinen politischen Schriften, welche deshalb um so mehr Werth für uns haben müssen, da auch viele unsrer besseren Geschichtskünstler nur wie Staatsmänner die Klugheit einzelner Entwürfe und Handlungen würdigen, zu wenig Naturforscher sind. Die gründlichsten Naturrechtslehrer hingegen sind oft im Gebiet der Erfahrung am meisten fremd, in deren Labyrinth man sich doch nur an dem Leitfaden jener Begriffe finden lernt.

In dem Wesentlichsten, dem Gesichtspunct, sind also diese hingeworfnen Umrisse ungleich histori-

scher, als manches berühmte und bändereiche Werk über die französische Revolution; im Ganzen noch immer das einzige verständliche und verständige Wort über jene große Epoche. Ueber einzelne Aeußerungen kann natürlich jeder, der die Zeitungen inne hat, jetzt Forstern eines Bessern belehren. Der Werth seiner treffendsten und feinsten Beobachtungen aber kann nur von wenigen erkannt werden, weil ihre Gegenstände zugleich sehr geistig und sehr umfassend sind. Ist seine Ansicht aber auch durchaus schief und unwahr: so ist sie doch nicht unsittlich. Dieselben Verbrechen und Greuel, welche dem beobachtenden Naturforscher mit Recht nur für eine Naturerscheinung galten, empörten sein sittliches Gefühl. Nirgends hat er nur versucht, sie wegzuvernünfteln; oft selbst in den Umrissen laut anerkannt. Auch konnte ihm wohl die leichte Bemerkung nicht entgehen, daß der stete Anblick vergossenen Menschenbluts, Menschen, die nur zahm, nicht sittlich sind, fühllos und wild mache. Nur mußte er es freilich beschränkt finden, daß so viele in der reichhaltigsten aller Naturerscheinungen nur allein das wahrnehmen wollten (Kl. Schr. VI. 383.). Hatte er so ganz Unrecht zu glauben, daß man vieles zu voreilig den Handelnden zurechne, was aus der Verkettung der Umstände hervorging (Kl.

Schr. VI. 347 385.)? Doch war er nicht von denen, welche die Naturnothwendigkeit bis zum Unsittlichen anbeten, und im dumpfen Hinbrüten über ein hohles Gedankenbild von unerklärlicher Einzigkeit endlich selbst zu forschen aufhören. Er unterschied das Zufällige, und sagt ausdrücklich: „Was die Lei enschaften hier unter dem Mantel der unerbittlichen Nothwendigkeit gewirkt haben mögen, wird der Vergeltung nicht entgehen“ (VI. 384). Welche Eigenschaften sind es denn, die er am meisten rühmt, deren Annäherung er wahrzunehmen glaubt, hofft oder wünscht? — Vaterlandsliebe (S. 358., allgemeine Entsagung, große Selbstverleugnung (S. 380.), Unabhängigkeit von leblosen Dingen (S. 355.) Einfalt in den Sitten (S. 356.), Strenge der Gesetze (S. 357.). — Darf man auf den endlichen Umsturz des allgemeinen herrschenden Egoismns (S. 351. 352.) auch nicht einmal hoffen? Oder ist vielleicht schon das ein Verbrechen, daß die französische Revolution samt allen ihren Greueln, Forstern den festen Glauben an die Vorsehung dennoch nicht zu entreißen vermochte? Daß er es, was von diesem Glauben unzertrennlich ist, mit der Beobachtung der Weltbegebenheiten im Großen und Ganzen hielt (Kl. Schr. VI. 365. 366.)?

Daß er auch hier die „Rückseite des Gepräges“

kannte, läßt schon jene Vielseitigkeit seines Geistes erwarten, womit er unter andern in der merkwürdigen Stelle einer frühern Schrift, nachdem er die engländische Verfassung so eben mit Wärme gepriesen hat, auf „den Gesichtspunct deutet, aus welchem ihre Vorzüge zu unendlich kleinen Größen hinabsinken" (Ans. III. 15. 160.). Die gleichzeitigen letzten Briefe beweisen es. Denn wahr ists, in den Umrissen sucht er alles zum Besten zu kehren. Auch nimmt er bis auf die geringsten Kleinigkeiten absichtlich die Person und den Ton eines französischen Bürgers an. Das letzte ist nur eine schriftstellerische Wendung, um lebhafter zu polemisiren: denn in den letzten Briefen redet ein Weltbürger, deutscher Herkunft. Ueberhaupt liebte er es auch in allgemeinen Abhandlungen nicht, allein zu lehren. Seine dramatisirende Einbildungskraft schuf sich gern Gegner, wenn er einen Gegenstand von mehr als einer Seite beleuchten wollte (Kl. Schr. VI. 262). Und nicht zum Schein: er lieh ihnen starke Gründe und lebhaften Vortrag. Diese Manier seines Geistes kann man unter andern auch in dem Aufsatz über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit studiren.

Wenn man nicht gar leugnen will, daß es für

einige Gegenstände verschiedne Gesichtspuncte gebe: so muß man auch zugeben, daß ein redlicher Forscher solche Gegenstände absichtlich aus entgegengesetzten Standorten betrachten dürfe.

In Rücksicht auf die alles zum Besten kehrende im Großen und Ganzen nehmende Art zu sehen und zu würdigen, sind, so paradox es auch klingen mag, die kritischen Annalen der englischen Literatur die beste Erklärung und Rechtfertigung der Parisischen Umrisse. Sie herrscht auch hier, und mit Recht; denn nichts ist unhistorischer, als bloße Mikrologie, ohne große Beziehungen und Resultate. Doch nie greift er zu solchen Licenzen, wie sich Philosophen der alten und neuen Zeit, und solche, die des Namens gewiß nicht am unwürdigsten sind, in der Erklärung heiliger Dichter und alter Offenbarungen erlaubt haben. Es war nicht Zufall. Er wußte recht gut um die „Lindigkeit, mit der er hier das kritische Zepter führte" (Kl. Schr. V. 199.). Man vergleiche nur einige seiner eigentlichen Recensionen mit den ungleich milderen Urtheilen in jenen allgemeinen Uebersichten; zum Beispiel die von Robertsons Werk über Indien. Viele sind mehr Anzeigen als Beurtheilungen; einige beweisen, daß er auch streng würdigen konnte, und daß er in jenen Jahr-

büchern nicht bloß aus Charakter, sondern aus Grundsatz, so mild urtheilt. Aus diesem Gesichtspunct muß man auch einige Aeußerungen über verschiedene Gegenstände der deutschen Literatur nehmen, deren schwache Seiten er übrigens sehr gut kannte (Kl. Schr. V. 31. 32. 41—63. folg.).

Solche kritische Annalen in einem großen freien Gesichtspunct wären eins der dringendsten, aber schwerer zu befriedigenden Bedürfnisse der deutschen Literatur. Die Deutschen sind ein recensirendes Volk; und in den sämtlichen Werken eines deutschen Gelehrten wird man eine Sammlung von Recensionen eben so zuversichtlich suchen, als eine Auswahl von Bonmots in denen eines Franzosen: aber wir kennen fast nur die mikrologische Kritik, welche sich mit einer mehr historischen Ansicht nicht verträgt. Die allzugroße Nähe des besondern Gegenstandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, sich concentrirt, verbirgt ihr auch des Ganzen Zusammenhang und Gestalt. Vielleicht sind beide Arten von Kritik gleich nothwendig; gewiß aber sind sie subjectiv und objectiv durchaus verschieden, und sollten daher immer ganz getrennt bleiben.

Eben so widersinnig ist es, wenn man ohne Vorkenntniß der einzelnen Schrift eines Autors re-

censirend zu Leibe geht, für den, vielleicht eben darum, weil er Character hat, nur durch wiederholtes Studium aller seiner aus und in einem Geist gebildeter Werke, der eigentliche Gesichtspunct gefunden werden kann, auf den doch alles ankommt. Auch ohne Leidenschaft oder üblen Willen muß das Urtheil dann wohl grundschief ausfallen. Nur das Gemeine verkennt man selten. Es wäre endlich Zeit, dem Gegenstand, welchen die Beurtheiler so lange nur seitwärts angeschielt haben, auch einmal von vorn grade ins Auge zu schauen.

Es ist das allgemeine und unvermeidliche Schicksal geschriebner Gespräche, daß ihnen die Zunftgelehrten übel mitspielen. Wie breit und schwerfällig haben sie zum Beispiel von jeher die Sokratische Ironie misdeutet und mishandelt, auf die man anwenden könnte, was Plato vom Dichter sagt: Es ist ein zartes, geflügeltes und heiliges Ding. Auch Forster ist nicht ohne Ironie, und von groben Händen wird sich der flüchtige Geist seiner geschriebenen Gespräche nicht reifen lassen. Denn das sind alle seine Schriften, fast ohne Ausnahme; ohnerachtet der Ausdruck noch lange nicht so abgerissen, hingeworfen und keck ist, wie in ähnlichen Geisteswerken der lebhafteren Franzo-

sen: sondern periodischer, wie es einem Deutschen ziemt.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, Forsters Schriften nicht zu verkennen. Wenige deutsche sind so allgemein geliebt. Wenige verdienen es noch mehr zu werden. Sie vollständig zergliedern, hieße den Begriff eines in seiner Art vortrefflichen gesellschaftlichen Schriftstellers entwickeln. Und in weltbürgerlicher Rücksicht stehen diese, deren Bestimmung es ist, alle wesentlichen Anlagen des Menschen anzuregen, zu bilden und wieder zu vereinigen, sehr hoch. Diese für das ganze Geschlecht, wie für Einzelne, unbedingt nothwendige Wiedervereinigung aller der Grundkräfte des Menschen, welche in Urquell, Endziel und Wesen Eins und untheilbar, doch verschieden erscheinen, und getrennt wirken und sich bilden müssen, kann und darf auch nicht etwan aufgeschoben werden, bis die Vervollkommnung der einzelnen Fertigkeiten durchaus vollendet wäre; das hieße, auf ewig. Sie muß mit dieser zugleich, als gleich heilig, und zu gleichen Rechten, verehrt und befördert werden; wenn auch nicht durch dieselben Priester. Weltbürgerliche, gesellschaftliche Schriften sind also ein eben so unentbehrliches Mittel und Bedingniß der fortschreitenden Bildung, als eigentlich wissen-

schaftliche und künstlerische. Hier suche man die eigentlichen Prosaisten; wenn wir nämlich unter Prosa die grade allgemeine Heerstraße der gebildeten Sprache verstehn, von welcher die eigenthümlichen Mundarten des Dichters und des Denkers nur nothwendige Nebenwege sind.

Die allgemeine Vorliebe für Forsters Schriften ist ein wichtiger Beitrag zu einer künftigen Apologie des Publicums gegen die häufigen Winke der Autoren, daß das Publicum sie, die Autoren nicht werth sei. Jeder, vom Größten bis zum Geringsten, meint auf das wehrlose Geschöpf unritterlich und unbarmherzig losschlagen zu müssen. Mehrere haben ihm sogar ins Ohr gesagt, was der Gottesleugner bei Voltaire dem höchsten Wesen: „Ich glaube, du existirst nicht." — Indessen stehn doch nicht bloß einzelne Leser auf einer hohen Stufe, wo sie der Schriftsteller nicht gar viele antreffen möchten; selbst das große, allgemein verachtete Publicum hat nicht selten, wie auch hier, durch die That richtiger geurtheilt, als diejenigen, welche die Fabricate ihres Urtheilstriebes öffentlich ausstellen. — Freilich mögen viele wohl nur blättern, um die Zeit zu tödten, oder um doch auch zu hören, und mitsprechen zu können. Die Gründ-

lickeren hingegen lesen [oft zu kaufmännisch. Sie sind unzufrieden mit einer Schrift, wenn sie nicht am Ende sagen können: Valuta habe baar und richtig empfangen. Kaum können Autoren, die sich nur durch bedingtes Lob geehrt finden, seltner seyn, wie Leser, die ohne Passivität bewundern, und dem in seiner bestimmten Art Vortrefflichen die Abweichungen und Beschränkungen verzeihen können, ohne die es doch nicht seyn würde, was es Gutes und Schönes ist, und sein soll.

Je vortrefflicher etwas in seiner Art ist, je mehr ist es auf sie beschränkt. Fodert von Forsters Schriften jede eigenthümliche Tugend ihrer Gattung; nur nicht auch die aller übrigen. An der vornehmsten kommt kein andrer deutscher Prosaist ihm auch nur nahe: an Weltbürgerlichkeit, an Geselligkeit. Keiner hat in der Auswahl der Gegenstände, in der Anordnung des Ganzen, in den Uebergängen und Wendungen, in Ausbildung und Farbe, so sehr die Gesetze und Foderungen der gebildeten Gesellschaft erfüllt und befriedigt, wie er. Keiner ist so ganz gesellschaftlicher Schriftsteller, wie er. Lessing selbst, der Prometheus der deutschen Prosa, hat seine genialische Behandlung sehr oft an einen so unwürdigen Stoff verschwendet, daß er scheinen könnte, ihn

aus Virtuoseneigensinn eben deswegen gewählt zu haben.

Wie in einem streng wissenschaftlichen und eigentlich künstlerischen Werke vieles seyn muß, was der gebildeten Gesellschaft gleichgültig oder anstößig ist: so darf auch das gesellschaftliche Werk nach jenem Maßstabe in Gehalt und Ausdruck vieles zu wünschen übrig lassen, und kann doch in seiner classisch, correct und selbst genialisch seyn.

Die meisten können sich das Classische gar nicht denken, ohne Meilenumfang, Zentnerschwere und Aeonendauer. Sie fodern die Tugend ihrer Lieblingsgattung auch von allen übrigen. Sie könnens nicht begreifen, daß ein Gartenhaus anders gebaut werden müsse, wie ein Tempel. — Einen Tempel baut man auf Felsengrund; alles von Marmor, aus dem gediegensten und vornehmsten Stoff; den festen Gliederbau des einfachen und großen Ganzen in Verhältnissen, welche nach tausend Jahren so richtig und schön sind, wie heute. Also auch umfassende Werke geschichtlicher Kunst, die einigen das Höchste scheinen, was der menschliche Geist zu bilden vermag. In einem solchen würde freilich der lose Zusammenhang des immer verwebten Besondern und Allgemeinen in Forsters Schriften schlaff und unwürdig scheinen. Manches, was hier an seiner

Stelle eben das beste ist, wie die Einleitungen zu Cook, der Entdecker, Bontanybay und dem Aufsatz über Nordamerika, würde dort ein unverzeihlich üppiger Auswuchs sein.

Noch eher leidlich ist jene Verkehrtheit wohl, wenn sie aus einseitiger Liebhaberei für eine besondre Art entspringt. Oft sind es aber gewiß die nehmlichen, die Forstern, als zu leicht für sie, zurückschieben, welche auch Winkelmanns und Müllers Meisterwerke wegen der Schwerfälligkeit vernachlässigen. Sie wollen Rosen vom Eichbaum pflücken, und wehklagen, daß man aus Rosenstöcken keine Kriegsschiffe zimmern könne:

— — unkundig dessen, was möglich
Sei, und was nicht: auf welcherlei Art die Gewalt einem Jeden
Sei umschränkt, und wie fest ihm die scharfe Grenze gesteckt sei.

Dem Vorurtheil, daß solche leichte gesellschaftliche Werke, deren Leichtigkeit nicht selten die Frucht der größten Kunst und Anstrengung ist, überhaupt nicht dauern könnten, widerspricht die Geschichte besonders derjenigen alten Urschriften, die immer noch neu sind. Die zarten Gewebe der Sokrati-

schen Muse zum Beispiel, an die wir uns in einer Charakteristik der Forsterschen Schriften wohl erinnern dürfen, haben viele Jahrhunderte wirksam gelebt, und sind nach einem langen Winterschlaf wieder zu neuer Jugend erwacht, während so manche schwere Arbeit in den Strom der Zeit untersank.

Aber ich möchte das doch zweifelhafte und ominöse Merkmal der Unsterblichkeit am liebsten ganz aus unserm Begriff vom Classischen entfernt wissen. Möchten doch Forsters Schriften recht bald so weit übertroffen werden, daß sie überflüssig, und nicht mehr gut genug für uns wären; daß wir sie von Rechtswegen antiquiren könnten!

Bis jetzt aber ist er in den wesentlichsten Eigenschaften eines gesellschaftlichen Schriftstellers noch nicht übertroffen; in andern kann er mit den besten verglichen werden. Jene Eigenschaften sind um so nachahmungswürdiger, da es dieselben sind, welche am sichersten allgemein wirken, und doch im Deutschen am seltensten und schwersten erreicht werden können. Forster bewies auch darin seine universelle Empfänglichkeit und Ausbildung, daß er französische Eleganz und Popularität des Vortrags, und engländische Gemeinnützigkeit, mit deutscher Tiefe des Gefühls

und des Geistes vereinigte. Er hatte sich diese ausländischen Tugenden wirklich ganz zugeeignet. Alles ist aus einem Stück in seinen Schriften, und hat deutsche Farbe. Denn er blieb ein Deutscher; noch zuletzt in Paris fühlte er seine Deutschheit sehr bestimmt.

Will man nur das Fehlerfrei correct nennen: so sind alle vom Weibe Gebohrnen nothwendig incorrect;

So ist es jetzt, so war es zuvor, und so
wird es stets sein.

Ist aber jedes Werk correct, welches dieselbe Kraft, die es hervorbrachte, auch wieder rückwirkend durchgearbeitet hat, damit sich Inneres und Aeußeres entspreche: so darf man in F's. Schriften auch nur jene gesellschaftliche Correctheit suchen, welche die glänzende Seite der französischen Litteratur und in ihr einheimisch ist. Man wird sie auch in F's Schriften nicht vermissen: er hatte sie an der Quelle studirt (Kl. Schr. V. 261. 266. 344. 345.). Sie ist es, die, wie sich auch an manchem Französischen Product bewährt, an eigentlich künstlerischen oder wissenschaftlichen Werken oft eben das Beste abschleifen würde. Einige deutsche Autoren hätten daher nicht versu-

chen sollen, was doch vergeblich war: sie da zu erreichen, wo sie nicht hingehört; denn Anmuth läßt sich nicht errechnen, noch eine ungesellige Natur durch Zwang plötzlich verwandeln.

Zwar verliert sich sein Ausdruck je zuweilen ins Spitzfindige und Geschrobene. Das ist nicht Affectation, wie es mir scheint: sondern, es entsprang lediglich aus dem arglosen und herzlichen Bestreben, sich ganz und offen mitzutheilen, und auch das Unaussprechliche auszusprechen. Wenn er hie und da seine Andacht lauter verrichtet, als es Sitte ist: so darf uns das wohl ein Lächeln abnöthigen. Nur beklage ich den, welcher diese liebenswürdige kleine Schwachheit von jener eigentlichen Schminke nicht unterscheiden kann, in der eine tief verderbte Seele auch vor sich selbst im Spiegel ihres Innern erscheinen muß! — Vorzüglich finden sich solche Gezwungenheiten, worin auch wohl sonst natürliche und nicht ganz unbeholfne Menschen im Anfange eines Gesprächs aus gegründeter Furcht vor dem Platten zu verfallen pflegen, in den Einleitungen und Eingängen, oder wo er seines Tons noch nicht ganz Meister war. So ist weit mehr Coquetterie in dem Aufsatz über Leckereien sichtbar, als in den Erinnerungen, die von ähnlicher Manier und Farbe der

Schreibart, aber ungleich vollendeter sind. Dieses Werk, in unserer Litteratur das einzige in seiner Art, übertrifft alle übrigen an Glanz des Ausdrucks, an feiner Ironie, und an verschwenderischem Reichthum überraschend glücklicher Wendungen. Und doch war es keine leichte Aufgabe, sich hier zwischen Scylla und Charybdis durchzuwinden, nie die Aufrichtigkeit zu beleidigen, und doch keine Schicklichkeit zu verletzen! — Gewiß aber ist in Forsters Schriften nur sehr Weniges, was nicht in der besten Gesellschaft gesagt werden dürfte. Der Ausdruck ist edel, zart, gewählt und gesellig. Er läßt uns oft wie ein heller Krystall auf den reinen Grund seiner Seele blicken.

Der Gehalt eines gesellschaftlichen Schriftstellers darf eben so wenig nach streng wissenschaftlichem und künstlerischen Maßstabe gewürdigt werden, wie der Ausdruck. Der gesellschaftliche Schriftsteller ist schon von Amtswegen gleichsam verpflichtet, wie ich weiß nicht welcher Magister seine Dissertation überschrieb, von allen Dingen, und noch von einigen andern, zu handeln. Er kann gar nicht umhin, ein Polyhistor zu seyn. Wer nirgends fremd ist, kann auch nirgends ganz angesiedelt seyn. Man kann nicht zugleich auf Reisen sein, und seinen Acker bestellen. — Auch wird

der freie Weltbürger sich schwerlich in eine enge Gilde einzunften lassen.

Kenner und Nichtkenner haben Forsters Kunsturtheile vielfältig, hart, und zwar im Einzelnen getadelt. Man hätte lieber kürzer und strenger geradezu gestehen sollen, daß ihm eigentliches **Kunstgefühl** für die Darstellungen des Schönen, welches einer isolirten Ausbildung durchaus bedarf, ganz fehle; auch in der Poesie. Keine Vollkommenheit der Darstellung konnte ihn mit einem Stoff aussöhnen, der sein Zartgefühl verletzte, seine Sittlichkeit beleidigte, oder seinen Geist unbefriedigt ließ. Immer bewunderte und liebte er im Kunstwerk den großen und edlen Menschen, die erhabene oder reizende Natur. Denn wie tief und lebendig das von jenem Kunstgefühl wesentlich verschiedene **Naturgefühl** in ihm war, davon geben viele unnachahmlich wahre Ergießungen in seinen Schriften vollgültiges Zeugniß. Auch für schöne dichterische Naturgewächse hatte er viel Sinn. Das beweist schon die Art, wie er eins der köstlichsten, die Sakontala auf vaterländischen Boden verpflanzte.

Als eigenthümliche Ansicht dagegen ist Forsters **Kunstlehre** sehr interessant; schon darum, weil sie so ganz eigen und selbst gefühlt ist; vornehm-

lich aber, weil sie ihren Gegenstand aus dem nothwendigen Gesichtspunct der gebildeten Gesellschaft betrachtet, welche es nie weit genug in der Kennerschaft bringen wird, um über den künstlerischen Werth die Gerechtsame und Foderungen der Sittlichkeit und des Verstandes zu vergessen. So wird der gesellschaftliche Mensch im Wesentlichen immer denken; und als die deutlich ausgesprochne Stimme einer so ursprünglichen und ewigen Classe hat F's Kunstansicht einen sehr allgemeinen Werth. Jenes allgepriesene Kunstgefühl aber dürfte ein Rigorist selbst bei vielen vermissen, die stets Gedichte schreiben; bei vielen, die, was jene gearbeitet haben, wenn es gedruckt ist, erläutern.

Die wesentlichen Grundgesetze derjenigen künstlerischen Sittlichkeit, ohne welche der Künstler auch in der Kunst sinken, und seine künstlerische Würde und Selbstständigkeit verlieren muß, hat F. nicht nur mit der Wärme eigner Empfindung vorgetragen, sondern auch, in so fern er selbst ein Künstler war, treu befolgt. Er durfte sagen: „Der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitete, ist kaum noch Bewunderung werth." (Ans. I. 127.). „Ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eignen Werken bereitet. Es muß

ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann!" (Ans. I. 84. 85. 176. 177.).

Auch von der Kunst selbst hatte er so hohe, würdige Begriffe, wie sich mit jener gesellschaftlichen Vielseitigkeit nur immer vertragen. Solche herrschen auch in dem Aufsatz: die Kunst und das Zeitalter. Die darin entworfene Ansicht der Griechen, die er vorzüglich von Seiten der urbildlichen und unerreichbaren Einzigkeit ihrer Kunst faßte, mag, im Ganzen genommen, unter den oberflächlichen leicht am richtigsten treffen. Bei seiner ursprünglich naturwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bildung, bei seinen herrschenden Grundgedanken von Fortschreitung und Vervollkommnung bleibt es eine herrliche Bestätigung seiner unglaublich grossen Vielseitigkeit, daß er die Begriffe von urbildlicher Schönheit, und unerreichbar einziger Vollendung so lebendig auffassen, und seinem Wesen gleichsam ganz einverleiben konnte; ohngeachtet er die lähmende Idee des Unverbesserlichen mit Recht verabscheute, und behauptete, „daß, wenn ein solches Unding, wie ein vollkommnes System, möglich wäre, die Anwendung desselben für

den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher als jedes andere werden müßte." — Das Einzelne aber in jener Ansicht der Griechen sollte man ihm um so weniger strenge auf die Wage legen, da es ohnehin eine allgemeine Liebhaberei der deutschen Autoren ist, die Geschichte des Alterthums zu erfinden; auch solcher, die in der gesellschaftlichen Natur ihrer Schriften durchaus keine Entschuldigung finden können. *) — Warum will man doch Alles von Allen fodern! — Soll die Philologie als strenge Wissenschaft und eigentliche Kunst getrieben werden: so erfodert sie eine ganz eigene Organisation des Geistes; nicht minder, als die eigentliche Philosophie, bei der man es doch endlich einzusehn anfängt, daß sie nicht für jedermann ist.

Unleugbar aber war Forster ein Künstler im vollsten Sinne des Worts, wenn man es nur überhaupt in seiner Gattung seyn kann. Selbst das wirkliche Gespräch kann ein Kunstwerk seyn, wenn es durch gebildete Fertigkeit zur höchsten Vollendung in seiner Art geführt wird, und in Stoff und Ge-

*) Auch solcher, die sich ausdrücklicher zu Alterthumslehrern aufwarfen. Moritz zum Beispiel würde vortrefflich über die Alten geschrieben haben, wenn er sie gekannt hätte: aber es fehlt nur wenig, daß er sie gar nicht kannte.

stalt ursprünglichen geselligen Sinn und Begeisterung für die höchste Mittheilung verräth. Ein Kunstwerk: eben so gut, wie das auch vorübereilende Schauspiel; der Gesang, welcher selbst verhallend nur in der Seele bleibt; und der noch flüchtigere Tanz. Von einem solchen Gespräch kann gelten, was F. so köstlich von der „Vergänglichkeit gesagt hat, welche der Schauspielkunst mit jenen prachtvollen Blumen gemein ist, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken" (Ans. I. 87. 88.). Wer es vollends versucht, dem schönen Gespräch, dieser flüchtigsten aller Schöpfungen des Genius, durch die Schrift Dauer zu geben, muß eine ungleich größere Gewalt über die Sprache, dieses unauslernbarste und eigensinnigste aller Werkzeuge besitzen, indem er die Nachhülfe der mitsprechenden Gebehrde, Stimme und Augen entbehrt. Auch muß er, um die Bestandtheile, die er aus dem Leben nahm, oder die in seiner dramatisirenden Einbildungskraft von selbst entstanden, zu ergänzen und zu ordnen, mehr oder weniger auch erfinden, absichtlich darstellen, dichten.

Wenn aufrichtige und warme Wahrheits- und Wissenschaftsliebe, freier Forschungsgeist und stete

Erhebung zu Ideen; wenn ein großer Reichthum der verschiedenartigsten Sachkenntnisse, die vielseitigste Empfänglichkeit und rückwirkende Selbstthätigkeit eines hellen Verstandes, feine Beobachtungsgabe, Entwicklungsfertigkeit, gesunde Vernunft, ein nicht bloß kühn, sondern auch treffend verbindender Witz, bei einem hohen Maß geistiger Mittheilungsfähigkeit; kurz, wenn die wesentlichsten Vorzüge der Lebensweisheit auf diesen schönen Namen hinreichende Ansprüche geben: so war Forster ein Philosoph.

Seine Gründlichkeit in den Naturwissenschaften, wo er wohl die ausgebreitetsten und genauesten Sachkenntnisse besitzen mochte, überlasse ich der Beurtheilung der Kenner. Seine hervorspringendsten Eigenschaften, die große Uebersicht (Kl. Schr. I. 410.), der Blick ins Ganze, der feine Beobachtungsgeist, glänzen hier unstreitig nicht minder, wie überall sonst. Durch seine weltbürgerliche und geistvolle Behandlung und Darstellung hat er die Naturwissenschaften in die gebildete Gesellschaft eingeführt. Durch vielfache Verwebung mit andern wissenschaftlichen Ansichten hat er sie, wo nicht erweitert, doch verschönert; wie hinwiederum das Interessante seiner politischen Schriften durch ihren naturwissenschaftlichen Anstrich ungemein erhöht wird. F. hat auch das Verdienst um deut-

sche Cultur, daß er zur Verbreitung einer zweckmäßigen Lectüre in Reisebeschreibungen, die im Ganzen genommen doch ungleich nahrhafter ist, als die der gewöhnlichen Romane, so viel wirkte. —

Indessen würde es mir doch eine unerklärliche Ausnahme vom Charakter seines Geistes scheinen, wenn er grade nur hier die Fähigkeit einer ganz wissenschaftlichen, durchgreifenden und streng durchgeführten Methode besessen hätte, die sich sonst nirgends zeigt. Denn so voll seine Schriften auch sind von geistigen Keimen, Blüthen und Früchten: so war er doch kein eigentlicher Vernunftkünstler; auch würdigte er die Speculation aus einem kosmopolitischen Gesichtspunct (Kl. Schr. II. 9.). Er ist nicht von denen, die mit schneidender Schärfe, in senkrechter Richtung, grade auf den Mittelpunct ihres Gegenstandes losdringen, und, ohne zu ermatten, auch die längste Reihe der allgemeinsten Begriffe fest an einander ketten und gliedern können.

Ihm fehlte das Vermögen, sein Innres bestimmt zu trennen, und sein ganzes Wesen wiederum in eine Richtung zusammenzudrängen und ausdauernd auf einen Gegenstand beschränken zu können; ja überhaupt die gewaltige Selbstständigkeit der schöpferischen Kraft, ohne die es unmöglich ist, ein

großes wissenschaftliches, künstlerisches oder geschichtliches Werk zu vollenden.

Doch möchte ich darum das Genialische seinen Schriften nicht absprechen, wenn diejenigen Producte genialisch sind, wo das Eigenthümlichste zugleich auch das Beste ist; wo alles lebt, und auch im kleinsten Gliede der ganze Urheber sichtbar wird, wie er, um es zu bilden, ganz wirksam seyn mußte; wie bei F.'s Werken so offenbar der Fall ist. Denn Genie ist Geist, lebendige Einheit der verschiedenen natürlichen, künstlichen und freien Bildungsbestandtheile einer bestimmten Art. Nun besteht aber das Eigenthümliche eben nicht in diesem oder jenem einzelnen Bestandtheil, oder in dem bestimmten Maß desselben: sondern in dem Verhältniß aller. Grade diese ursprünglichen und erworbenen Fähigkeiten mußten in diesem Maß und in dieser Mischung zusammentreffen, damit unter dem beseelenden Hauch des Enthusiasmus, welchen allein weder Natur noch Kunst dem freien Menschen geben können, etwas in seiner Art so Vortreffliches entstehen konnte. Eine so glückliche Harmonie ist eine wahre Gunst der Natur; unlernbar und unnachahmlich.

Dieselbe gesellige Mittheilung befreundete also noch die einfachsten Bestandtheile seines innersten Daseins, welche in seinen Schriften lebt, und immer ein unter den mannichfachsten Gestalten oft wiederkehrender Lieblingsbegriff seines Geistes war. Man könnte diese gesellige Wendung seines Wesens selbst noch in dem glänzend günstigen Lichte zu erkennen glauben, worin er den Stand erblickt, welchen der Austausch sinnlicher Güter vorzüglich veranlaßt und begünstigt, den Verkehr auch der geistigen Waaren und Erzeugnisse, in sich, am freiesten und gleichsam in der Mitte aller übrigen Stände, auszubilden, und in der umgebenden Welt zu befördern (Ans. I. 304. 305.). — Die Verwebung und Verbindung der verschiedenartigsten Kenntnisse; ihre allgemeinere Verbreitung selbst in die gesellschaftlichen Kreise, hielt er für den eigenthümlichsten Vorzug unsers Zeitalters (Ans. I. 65. folg.), und für die schönste Frucht des Handels (Ans. II. 426 — 429.). In dem thätigen Gewühl einer großen Seestadt erblickt er ein Bild der friedlichen Vereinigung des Menschengeschlechtes zu gemeinsamen Zwecken des frohen, thätigen Lebensgenusses (Ans. II. 373.). Die Wiedervereinigung endlich aller wesentlich zusammenhangenden (Kl. Schr. V. 23.), wenn gleich

jetzt getrennten und zerstückelten Wissenschaften (Kl. Schr. III. 311 — 314. IV. 378.) zu einem einzigen untheilbaren Ganzen, erscheint ihm als das erhabenste Ziel des Forschers.

IV.

Charakteristik des Wilhelm Meister.

Ohne Anmaßung, und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte. Was hier vorgeht, und was hier gesprochen wird, ist nicht außerordentlich, und die Gestalten, welche zuerst hervortreten, sind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die sich aus den Verstrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um sich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das schöne Feuer seiner ersten Liebe einer Schauspielerin weiht. Indessen steht alles gegenwärtig vor unsern Augen da, lockt und spricht uns an. Die Umrisse sind allgemein und leicht, aber sie sind genau, scharf und sicher. Der kleinste Zug ist bedeutsam, jeder

Strich ist ein leiser Wink und alles ist durch helle und lebhafte Gegensätze gehoben. Hier ist nichts, was die Leidenschaft heftig entzünden, oder die Theilnahme sogleich gewaltsam mit sich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften, wie von selbst, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter gestimmt war. So bleibt auch wohl eine Landschaft von einfachem und unscheinbarem Reiz, der eine seltsam schöne Beleuchtung, oder eine wunderbare Stimmung unsers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, sonderbar hell und unauslöschlich in der Erinnerung. Der Geist fühlt sich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leise und vielfach angeregt. Ohne sie ganz zu kennen, hält er diese Menschen dennoch schon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder sich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden sey. Es geht ihm damit wie der Schauspielergesellschaft auf ihrer lustigen Wasserfarth mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte sie schon gesehen haben, weil sie aussehn wie Menschen, und nicht wie Hinz oder Kunz. Dies Aussehn verdanken sie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bei einem oder dem andern nähert sich diese auf verschiedne Weise und in verschiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darstellung

ist es, wodurch auch das Beschränkteste zugleich ein ganz eignes, selbstständiges Wesen für sich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menschlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu sein scheint. Das ist eben das Große, worin jeder Gebildete nur sich selbst wiederzufinden glaubt, während er weit über sich selbst erhoben wird; was nur so ist, als müßte es so seyn, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leser Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenspiele, welche den neugierigen Knaben mehr beseeligten, als alles andre Naschwerk, als er noch jedes Schauspiel und Bilder aller Art, wie sie ihm vorkamen, mit demselben reinen Durste in sich sog, mit welchem der Neugebohrne die süße Nahrung aus der Brust der liebkosenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeschichten von jener Zeit, wo er immer alles zu sehen begehrte, was ihm neu war, und was er gesehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen versuchte oder strebte, wichtig, ja heilig; seine Liebe mahlt sie mit den reizendsten Farben aus, und seine Hoffnung leiht ihnen die schmeichelhafteste

Bedeutung. Eben diese schönen Eigenschaften bilden das Gewebe seines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menschen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen schöneren Zeitalters der vaterländischen Bühne zu werden, für die seine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporschlägt. Wenn die Theilnahme an diesen Gefühlen und Wünschen nicht frei von Besorgnissen sein kann, so ist es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reise, auf welche ihn die Väter zum ersten Versuch senden, einem Abentheuer von der Art, die sich ernsthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederschein seines eignen Unternehmens, freilich nicht auf die vortheilhafteste Weise abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dies seiner Schwärmerei untreu machen könnte. Unvermerkt ist indeß die Erzählung lebhafter und leidenschaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, sich einer ewigen Verbindung mit seiner Mariane so nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung schwärmt, steigt die heiße Sehnsucht, die sich in sich selbst zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken scheint, aufs äußerste, bis die Gluth durch die traurige Gewiß-

heit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöscht, und die ganze schöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit diesem so harten Mißlaut schließt das erste Buch, dessen Ende einer geistigen Musik gleicht, wo die verschiedensten Stimmen, wie eben so viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder sich vor uns entfalten sollen, rasch und heftig wechseln; und der schneidende Abstich kann die erst weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zusatz von Ungeduld heilsam würzen, ohne doch je den ruhigsten Genuß des Gegenwärtigen zu stören, oder auch die feinsten Züge der Nebenausbildung, die leisesten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk sichtbaren Dichtergeistes zu verstehen wünscht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausstrebe, sondern auch das Auge nach einem großen Gesichtspunct die Entfernung sinnlich berechnen, und die weite Aussicht einigermaßen umgränzen könne, steht der Fremde da, der mit so vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich wie eine Erscheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, so verschieden sein mag, wie von

der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Maßstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft, und das Leben eine Kunst sein wird.

Der reife Verstand dieses gebildeten Mannes ist wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geschieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief ist der Uebergang nicht milde, und der Contrast zwischen seiner Poesie und Marianens prosaischer, ja niedriger Umgebung ist stark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahlerischen Gegensätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiednen Massen bilden mehr oder weniger jede für sich ein mahlerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehn, daß er erst spät, oder nie als Mann handeln

wird, so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Versuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günstige Schicksal oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günstig beisteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt: so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweite Buch beginnt damit, die Resultate des ersten musikalisch zu wiederholen, sie in wenige Puncte zusammen zu drängen, und gleichsam auf die äußerste Spitze zu treiben. Zuerst wird die langsame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poesie seiner Kinderträume mit schonender Allgemeinheit der Darstellung betrachtet. Dann wird der Geist, der mit Wilhelmen in diese Tiefe gesunken, und mit ihm gleichsam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, sich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenschaftlichste Erinnerung

an Marianen, und durch des Jünglings begeisterteś Lob der Poesie, welches die Wirklichkeit seines ursprünglichen Traums von Poesie durch seine Schönheit bewährt, und uns in die ahndungsvollste Vergangenheit der alten Heroen und der noch unschuldigen Dichterwelt versezt.

Nun folgt sein Eintritt in die Welt, der weder abgemessen noch brausend ist, sondern gelinde und leise, wie das freie Lustwandeln eines, der zwischen Schwermuth und Erwartung getheilt, von schmerzlichsüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvollern Wünschen schwankt. Eine neue Scene öffnet sich und eine neue Welt breitet sich lockend vor uns aus. Alles ist hier seltsam, bedeutend, wundervoll und von geheimen Zauber umweht. Die Ereignisse und die Personen bewegen sich rascher und jedes Capitel ist wie ein neuer Act. Auch solche Ereignisse, die nicht eigentlich ungewöhnlich sind, machen eine überraschende Erscheinung. Aber diese sind nur das Element der Personen, in denen sich der Geist dieser Masse des ganzen Systems am klarsten offenbart. Auch in ihnen äußert sich jene frische Gegenwart, jenes magische Schweben zwischen Vorwärts und Rückwärts. Philine ist das verführerische Symbol der leichtesten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die

lustige Gesellschaft vollzählig sey, repräsentirt der blonde Friedrich die gesunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenlosen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch süßere Schauer und gleichsam ein schönes Grausen erregt das heilige Kind, mit dessen Erscheinung die innerste Springfeder des sonderbaren Werks plötzlich frei zu werden scheint. Dann und wann tritt Marianens Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erscheint der seltsame Fremde und verschwindet schnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Gestalt. Die schwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin contrastirt artig genug gegen die Leichtigkeit der zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorlesung des Ritterstücks einen tiefen Blick hinter die Coulissen des theatralischen Zaubers, wie in eine komische Welt im Hintergrunde. Das Lustige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende sind im Finale wunderbar verwebt, und die streitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Diese Harmonie von Dissonanzen ist noch schöner als die Musik, mit der das erste Buch endigte; sie

ist entzückender und doch zerreißender, sie überwältigt mehr und sie läßt doch besonnener.

Es ist schön und nothwendig, sich dem Eindruck eines Gedichts ganz hinzugeben, den Künstler mit uns machen zu lassen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu bestätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder streiten dürfte, zu entscheiden und zu ergänzen. Dieß ist das erste und das wesentlichste. Aber nicht minder nothwendig ist es, von allem Einzelnen abstrahiren zu können, das Allgemeine schwebend zu fassen, eine Masse zu überschauen, und das Ganze festzuhalten, selbst dem Verborgensten nachzuforschen und das Entlegenste zu verbinden. Wir müssen uns über unsre eigne Liebe erheben, und was wir anbeten in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum sollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten und sich ganz in diese Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der schönen Erde, ist dem Menschen, der ganz Mensch ist, und so fühlt und denkt, interessant: er mag auch gern untersuchen, wie die Schichten im Innern aufeinan-

der liegen, und aus welchen Erdarten sie zusammengesetzt sind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunct wo möglich, und möchte wissen, wie das Ganze construirt ist. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm fesseln lassen, mögen am liebsten dem nachspähn, was er unserm Blick entziehen oder doch nicht zuerst zeigen wollte, und was ihn doch am meisten zum Künstler macht: die geheimen Absichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, dessen Instinct zur Willkühr geworden ist, nie zu viele voraussetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organisirten und organisirenden Werks, sich zu einem Ganzen zu bilden, äußert sich in den größeren wie in den kleineren Massen. Keine Pause ist zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck ist, wird es nicht unrichtig sein, den ersten Theil unbeschadet seiner Beziehung aufs Ganze als ein Werk für sich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenstände aller Gespräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menschen und ihrer Umgebung sehen: so fällt in die Augen, daß sich alles um Schauspiel, Darstellung, Kunst und Poesie drehe. Es war so sehr die Absicht des Dichters, eine

nicht unvollständige Kunstlehre aufzustellen, oder vielmehr in lebendigen Beispielen und Ansichten darzustellen, daß diese Absicht ihn sogar zu eigentlichen Episoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorstellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine systematische Ordnung in dem Vortrage dieser poetischen Physik der Poesie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeschichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in diesem Abschnitt seiner Lehrjahre mit den ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst beschäftigt ist: so werden hier auch die einfachsten Ideen über die schöne Kunst, die ursprünglichen Facta, und die rohesten Versuche, kurz die Elemente der Poesie vorgetragen: die Puppenspiele, diese Kinderjahre des gemeinen poetischen Instincts, wie er allen gefühlvollen Menschen auch ohne besonderes Talent eigen ist; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Versuche machen und beurtheilen soll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poesie, die Künste der Gaukler, die improvisirte Komödie auf der Wasserfarth. Aber nicht bloß auf die Darstellungen des Schauspielers, und was dem ähnlich ist, beschränkt

sich diese Naturgeschichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantischen Gesängen offenbart sich die Poesie auch als die natürliche Sprache und Musik schöner Seelen. Bei dieser Absicht mußte die Schauspielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben diese Kunst nicht bloß die vielseitigste, sondern auch die geselligste aller Künste ist, und weil sich hier vorzüglich Poesie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einsame Werkstätte des bildenden Künstlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgesonderten Künstlerstand mehr bilden.

Obgleich es also den Anschein haben möchte, als sei das Ganze eben so sehr eine historische Philosophie der Kunst, als ein Kunstwerk oder Gedicht, und als sei alles, was der Dichter mit solcher Liebe ausführt, als wäre es sein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: so ist doch auch alles Poesie, reine, hohe Poesie. Alles, ist so gedacht und so gesagt, wie von einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künstler wäre; und selbst der feinste Zug der Nebenausbildang scheint für sich zu existiren und sich eines eignen selbstständigen Daseins zu erfreuen. Sogar gegen die Gesetze einer kleinlichen unächten Wahrscheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wil-

helms Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poesie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. Diese wunderbare Prosa ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieses Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des gesellschaftlichen Lebens genommen sind, so gefällt er sich auch in seltsamen Gleichnissen, welche eine Merkwürdigkeit aus diesem oder jenem ökonomischen Gewerbe, und was sonst von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poesie am entlegensten scheint, dem Höchsten und Zartesten ähnlich zu bilden strebt.

Man lasse sich also dadurch, daß der Dichter selbst die Personen und die Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sei es ihm nicht der heiligste Ernst. Man darf es nur auf die höchsten Begriffe beziehen, und es nicht bloß so nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunct des gesellschaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind.

Denn dieses schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Foderungen zusammengesetzten und entstandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit der Hand greifen und in sein Schächtelchen packen will.

Eben so sehr regt sich das Gefühl gegen eine schulgerechte Kunstbeurtheilung des göttlichen Gewächses. Wer möchte ein Gastmahl des feinsten und ausgesuchtesten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umständlichkeit recensiren? eine sogenannte Recension des Meister würde uns immer erscheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald spazieren kommt, und den Philine mit dem Kukuk vertreibt.

Vielleicht soll man es also zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu sein scheint. Glücklicherweise ist es eben eins von den Büchern, welche sich selbst beurtheilen und den Kunstrichter sonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt sich nicht nur selbst, es stellt sich auch selbst dar. Eine bloße Darstellung des Eindrucks würde daher, wenn sie auch keins der schlechtesten Gedichte von der beschreibenden Gattung sein sollte,

außer daß sie überflüßig seyn würde, sehr den Kürzern ziehen müssen; nicht bloß gegen den Dichter, sondern sogar gegen den Gedanken des Lesers, der Sinn für das Höchste hat, und ohne Wissenschaft das Rechte weiß.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zusammenhang täuscht dieser Roman eben so oft, als er sie erfüllt. Wer aber Sinn für den Organismus des Daseins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielseitigkeit, wer jene Voreinpfindung der ganzen Welt hat, die Wilhelm so interessant macht, fühlt gleichsam die Persönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forscht, je mehr innere Beziehungen und Verwandschaften, je mehr geistigen Zusammenhang entdeckt er in demselben. Hat irgend ein Buch einen Genius, so ist es dieses. Hätte sich dieser auch im Ganzen wie im Einzelnen selbst charakterisiren können, so dürfte niemand weiter sagen, was eigentlich daran sei, und wie man es nehmen solle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig scheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes fast allgemein seltsam und unbefriedigend, und eins und das andre in der Mitte überflüßig und unzu-

sammenhängend gefunden wird, und da selbst der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterscheiden und zu ehren weiß, beim ersten und beim letzten Lesen etwas Isolirtes fühlt, als ob bei der schönsten und innigsten Uebereinstimmung und Einheit nur die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht absprechen kann, wird sich in vieles lange nicht finden können: denn bei fortschreitenden Naturen erweitern, schärfen und bilden sich Begriff und Sinn oft nur gegenseitig.

Ueber die Organisation des Werks muß der verschiedene Charakter der einzelnen Massen viel Licht geben können. Doch darf sich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen gesetzmäßig fortzuschreiten, eben nicht ins unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es schlechthin einfache Theile, bei jenen größern Massen stehen bleiben, deren Selbstständigkeit sich auch durch ihre freie Behandlung, Gestaltung und Verwandlung dessen, was sie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre absichtslose Gleichartigkeit und ursprüngliche Einheit der Dichter selbst durch das absichtliche Bestreben, sie durch sehr verschiedenartige, doch immer poetische Mittel zu einem in sich vollendeten Ganzen zu

runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung ist der Zusammenhang, durch diese Einfassung ist die Verschiedenheit der einzelnen Massen gesichert und bestätigt; und so wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein System für sich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortschreitung sind ungefähr überall dieselben. Auch im zweiten Bande locken Jarno und die Erscheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im ersten Bande, unsre Erwartung und unser Interesse in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht sichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet sich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Gestalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in sein eigenthümliches Wesen; und das dritte Buch, welches sich durch das frischeste und fröhlichste Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin ersten Kuß eine schöne Einfassung wie von den höchsten Blüthen der noch keimenden, und der schon reifen Jugendfülle. Wo so unendlich viel zu bemerken ist, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was schon da gewesen ist, oder mit wenigen

Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen ist, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen sollen: sie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn sie dem, der den Meister ganz versteht, schon bekannt, und dem, der ihn gar nicht versteht, eben so gemein und leer, wie das, was sie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen welcher das Werk halb versteht, auch nur halb verständlich wären, ihn über einiges aufklärten, über anders aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subject wenigstens seiner Halbheit, so viel das möglich ist, inne werde. Der zweite Band insonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigsten: er ist der reichste, aber der reizendste; er ist voll Verstand, aber doch sehr verständlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst ist dieser Band für Wilhelm der höhere Grad der Versuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber kostbaren Erfahrungen. Freilich laufen seine Vorsätze und seine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren. Indessen hat er doch endlich das gewonnen, daß er sich aus der Ge-

meinheit, die auch den edelsten Naturen ursprünglich anhängt oder sie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder sich doch aus ihr zu erheben ernstlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerst bloß in seinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbstvernichtung seiner ersten Liebe und seiner ersten Künstlerhoffnung, und sich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe strebte, sollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne seyn, daß das Edle und Vornehme sein vorzüglichstes Augenmerk ward, sollte es auch nur die Repräsentation eines nicht sehr gebildeten Adels seyn. Anders konnte der Erfolg dieses seinem Ursprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch so unschuldig und so neu war. Daher mußte das dritte Buch eine starke Annäherung zur Komödie erhalten; um so mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntschaft mit der Welt, und den Gegensatz zwischen dem Zauber des Schauspiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauspielerlebens in das hellste Licht zu setzen. In den vorigen Massen waren nur einzelne Züge entschieden komisch, etwa ein paar Gestalten zum Vorgrunde oder eine unbestimmte Ferne. Hier ist das Ganze, die Scene und Handlung selbst komisch.

Ja man möchte es eine komische Welt nennen, da des Lustigen darin in der That unendlich viel ist, und da die Adlichen und die Komödianten zwei abgesonderte Corps bilden, deren keins dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligste gegen einander manövriren. Die Bestandtheile dieses Komischen sind keineswegs vorzüglich fein und zart oder edel. Manches ist vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contrast zwischen den schönsten Erwartungen und einer schlechten Bewirthung. Der Contrast zwischen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit spielt hier überhaupt eine große Rolle: die Rechte der Realität werden mit unbarmherziger Strenge durchgesetzt, und der Pedant bekommt sogar Prügel, weil er doch auch ein Idealist ist. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn sein College, der Graf, mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verschiedenheit des Standes; der Baron darf an geistiger Albernheit und die Baronesse an sittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adlichen sind, den Stand abgerechnet, den Schauspielern nur darin vorzuziehn, daß sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man

lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Caricaturen der edelsten Malerei denken möchte. Es ist bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Dieses Frische der Farben, dieses kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte und was zu zart und fein ist, als daß der Buchstabe seinen Eindruck nachbilden und wiederholen könnte. Nur dem, der vorlesen kann, und sie vollkommen versteht, muß es überlassen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke schwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieser sich selbst belächelnde Schein von Würde und Bedeutsamkeit in dem periodischen Styl, diese scheinbaren Nachlässigkeiten und Tautologien, welche die Bedingungen so vollenden, daß sie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu sagen oder sagen zu wollen scheinen, dieses höchst Prosaische mitten in der poetischen Stimmung des dargestellten oder komödirten Subjects, der absichtliche Anhauch von poetischer Pedanterie bei sehr prosaischen Veranlassungen; sie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht ist keine Masse des Werks so frei und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch ist nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelm und dem Leser eine mächtige Glaubensbestärigung an eine würdige große Realität und ernstere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein schlichter trockner Verstand ist das vollkommne Gegentheil von Aureliens spitzfindiger Empfindsamkeit, die ihr halb natürlich ist und halb erzwungen. Sie ist durch und durch Schauspielerin, auch von Charakter, sie kann nichts, und mag nichts, als darstellen und aufführen, am liebsten sich selbst, und sie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beide haben nur Verstand, denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maß von Scharfsinn; aber es fehlt ihr so ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen, wie Jarno an Einbildungskraft. Es sind sehr ausgezeichnete, aber fast beschränkte durchaus nicht große Menschen; und daß das Buch selbst auf jene Beschränktheit so bestimmt hindeutet, beweist, wie wenig es so bloß Lobrede auf den Verstand sei, als es wohl anfänglich scheinen könnte. Beide sind sich so vollkommen entgegengesetzt, wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beide treten gleich diesen stärker hervor, als nöthig wäre,

um die dargestellte Kunstlehre mit Beispielen und die Verwicklung des Ganzen mit Personen zu versorgen. Es sind Hauptfiguren, die jede in ihrer Masse gleichsam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß sie Wilhelms Geist auch bilden wollen, und sich seine gesammte Erziehung vorzüglich angelegen sein lassen. Wenn gleich der Zögling troß des redlichen Beistandes so vieler Erzieher in seiner persönlichen und sittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben scheint, als die äußere Gewandheit, die er sich durch den mannigfaltigern Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: so macht er doch, dem Anscheine nach, in der Kunst große Fortschritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung seines Geistes als auf fremde Veranlassung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuosen kennen, und die künstlerischen Gespräche unter ihnen sind, außer daß sie ohne den schwerfälligen Prunk der sogenannten gedrängten Kürze unendlich viel Geist, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Gespräche; vielstimmig und in einander greifend, nicht bloß einseitige Scheingespräche. Serlo ist im gewissen Sinne ein allgemeingültiger Mensch, und selbst seine Jugendgeschichte ist, wie sie sein kann, und sein soll bei entschiedenem Talent und eben so entschiedenem Mangel an Sinn für das

Höchste. Darin ist er Jarno gleich: Beide haben am Ende doch nur das Mechanische ihrer Kunst in der Gewalt. Von den ersten Wahrnehmungen und Elementen der Poesie, mit denen der erste Band Wilhelm und den Leser beschäftigte, bis zu dem Punct, wo der Mensch fähig wird, das Höchste und das Tiefste zu fassen, ist ein unermeßlich weiter Zwischenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung sein muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden sollte: durch welchen Dichter konnte dieß wohl schicklicher geschehen, als durch den, welcher vorzugsweise der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade diese Seite des Shakspeare wird von Wilhelm zuerst aufgefaßt, und da es in dieser Kunstlehre weniger auf seine große Natur als auf seine tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit ankam, so mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu so vielfachem und interessanten Streit, was die verborgne Absicht des Künstlers, oder was zufälliger Mangel des Werks sein möchte, Veranlassung geben kann, als eben dieses, welches auch in die theatralische Verwicklung und Umgebung des Romans am schönsten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit ein vollendetes Meisterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichsam von selbst aufwirft. Durch seine

retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der sein Wesen eben darin setzt, bis zu Verwechselungen verwandt scheinen. Auch ist der Geist der Betrachtung und der Rückkehr in sich selbst, von dem es so voll ist, so sehr eine gemeinsame Eigenthümlichkeit aller sehr geistigen Poesie, daß dadurch selbst dies fürchterliche Trauerspiel, welches zwischen Verbrechen und Wahnsinn schwankend, die sichtbare Erde als einen verwilderten Garten der lüsternen Sünde, und ihr gleichsam hohles Innres, wie den Wohnsitz der Strafe und der Pein darstellt, und auf den härtesten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigstens in einer Eigenschaft sich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künstlers anneigen kann.

Die in diesem und dem ersten Buche des nächsten Bandes zerstreute Ansicht des Hamlet ist nicht sowohl Kritik als hohe Poesie. Und was kann wohl anders entstehen als ein Gedicht, wenn ein Dichter, als solcher, ein Werk der Dichtkunst anschauend darstellt? Dies liegt nicht darin, daß sie über die Gränzen des sichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch sei, mehr weiß, als es sagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verschiedenheit des Zwecks und des Verfahrens. Jene poetische

Kritik will gar nicht wie eine bloße Inschrift nur sagen, was die Sache eigentlich sei, wo sie in der Welt stehe und stehen solle: dazu bedarf es nur eines vollständigen ungetheilten Menschen, der das Werk so lang als nöthig ist, zum Mittelpunct seiner Thätigkeit mache; wenn ein solcher mündliche oder schriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar ist, weitläuftig zu entwickeln, und so entsteht eine eigentliche Charakteristik. Der Dichter und Künstler hingegen wird die Darstellung von Neuem darstellen, das schon gebildete noch einmal bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu gestalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Masse und Stücke theilen, nie in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt sind, weil sie nicht mehr Einheiten derselben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Massen desselben sein könnten. Auf solche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenstand seiner Kunst, und muß daher seine lebendige Einheit unvermeidlich zerstören, ihn bald in seine Elemente zersetzen, bald selbst nur als ein Atom einer größern Masse betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie

zu einer durchdachten und nach Grundsätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtsinn, Aureliens Ueberspannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnsucht gehen in Handlung über. Daher die nicht seltne Annäherung zum Wahnsinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieses Theils scheinen dürfte. Mignon als Mänade ist ein göttlich lichter Punct, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen scheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes zu sinken. Es bereitet sich gleichsam schon vor, in die äußersten Tiefen des innern Menschen zu graben, und von da wieder eine noch größere und schlechthin große Höhe zu ersteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt scheint es an einem Scheidepuncte zu stehen, und in einer wichtigen Krise begriffen zu seyn. Die Verwicklung und Verwirrung steigt am höchsten, und auch die gespannte Erwartung über den endlichen Aufschluß so vieler interessanten Räthsel und schöner Wunder. Auch Wilhelms falsche Tendenz bildet sich zu Maximen: aber die seltsame Warnung warnt auch den Leser, ihn nicht zu leichtsinnig schon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen scheint so abhängig von diesen zu seyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt sich sogar bloß theoretische

Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Soufleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauspielkunst, die Grundsätze über den Unterschied des Dramas und des Romans.

Die Bekenntnisse der schönen Seele überraschen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, scheinbare Beziehungslosigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans, beispiellose Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in dasselbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor seiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandschaft mit der Tante sein, wie ihre Bekenntnisse mit dem ganzen Buch. Es sind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu existiren, nach seinen besondern Grundsätzen oder seiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, sich für alles zu interessiren, interessant bleibt, so darf auch die Tante durch die Art, wie sie sich für sich selbst interessirt, Ansprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja sie lebt im Grunde auch theatralisch, nur mit dem Unterschiede, daß sie die sämtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schlosse, wo alle agirten, und Komödie mit sich spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die

Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist, und auch noch die Intriguen in der Coulisse besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, und ist beschäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Ueberhaupt ist in ihr das äußerste Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geschehen mußte, da das Werk von Anfang an einen so entschiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere scharf zu trennen und entgegen zu setzen. Hier hat sich das Innre nun gleichsam selbst ausgehöhlt. Es ist der Gipfel der ausgebildeten Einseitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenübersteht. Der Onkel nämlich ruht im Hintergrunde dieses Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunst im großen alten Styl, von edlen einfachen Verhältnissen, aus dem reinsten gediegensten Marmor. Es ist eine ganz neue Erscheinung in dieser Suite von Bildungsstücken. Bekenntnisse zu schreiben, wäre wohl nicht seine Liebhaberei gewesen; und da er sein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er sich die umgebende Natur zu einer classischen Welt gebildet, die sich um seinen selbstständigen Geist wie um den Mittelpunct bewegt.

Daß auch die Religion hier als angebohrne Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Geist des Ganzen, und es wird auch dadurch, wie an dem auffallendsten Beispiele gezeigt, daß er alles so behandelt wissen, und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante ist die stärkste Versinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen sich der Weltgeist des Werks am unmittelbarsten offenbart. Die Darstellung einer sich wie ins Unendliche immer wieder selbst anschauenden Natur war der schönste Beweis, den ein Künstler von der unergründlichen Tiefe seines Vermögens geben konnte. Selbst die fremden Gegenstände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit solchen Schlagschatten, wie sie sich in diesem alles in seinem eignen Widerscheine schauenden Geiste abspiegeln und darstellen mußten. Doch konnte es nicht seine Absicht sein, hier tiefer und voller darzustellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es seine Pflicht sein, einer bestimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in diesem Roman zwar durch die Art der Darstellung dem Porträt, ihrem Wesen nach

aber sind sie mehr oder minder allgemein und allegorisch. Eben daher sind sie ein unerschöpflicher Stoff und die vortrefflichste Beispielsammlung für sittliche und gesellschaftliche Untersuchungen. Für diesen Zweck müßten Gespräche über die Charaktere im Meister sehr interessant sein können, obgleich sie zum Verständniß des Werks selbst nur etwa episodisch mitwirken könnten: aber Gespräche müßten es seyn, um schon durch die Form alle Einseitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpuncte seiner Eigenthümlichkeit über jede dieser Personen räsonnirte nnd ein moralisches Gutachten fällte; das wäre wohl die unfruchtbarste unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meister anzusehen; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über diese Gegenstände so, wie es nun lautete, gesinnt sei.

Mit dem vierten Bande scheint das Werk gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst, und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. Wir sehen auch, daß diese Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künstler, oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen

selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen, sondern die Natur, die Bildung selbst sollte in mannigfachen Beispielen dargestellt, und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntnissen plötzlich aus der Poesie in das Gebiet der Moral versetzt wähnten, so stehn hier die gediegnen Resultate einer Philosophie vor uns, die sich auf den höhern Sinn und Geist gründet, und gleich sehr nach strenger Absonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste strebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt: aber sie haben ihn, fast mehr als billig oder höflich ist, zum besten; selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt völlig daranf, einen eignen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahr wirklich vollendet, und Natalia wird Supplement des Romans. Als die schönste Form der reinen Weiblichkeit und Güte macht sie einen angenehmen Contrast mit der etwas materiellen Therese. Natalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Dasein in der Gesellschaft: Therese bildet

eine ähnliche Welt um sich her wie der Oheim. Es sind Beispiele und Veranlassungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener großen Lebenskunstlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geselligkeit und häusliche Thätigkeit, beide in romantisch schöner Gestalt, sind die beiden Urbilder, oder die beiden Hälften eines Urbildes, welche hier für diesen Theil der Menschheit aufgestellt werden.

Wie mögen sich die Leser dieses Romans beim Schluß desselben getäuscht fühlen, da aus allen diesen Erziehungsanstalten nichts herauskommt als bescheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen diesen wunderbaren Zufällen, weissagenden Winken und geheimnißvollen Erscheinungen nichts steckt als die erhabenste Poesie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geistes gelenkt werden! In der That erlaubt sich diese hier, wie es scheint mit gutem Bedacht, fast alles, und liebt die seltsamsten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem interessantesten Menschen im ganzen Buch wird fast nichts ausführlich erwähnt, als sein Verhältniß mit einer Pachterstochter; gleich nach dem Untergang Mariannens, die uns nicht als Marianne, sondern als das verlassne zerrissne Weib überhaupt interessirt,

ergötzt uns der Anblick des Ducatenzählenden Laertes; und selbst die unbedeutendsten Nebengestalten, wie der Wundarzt, sind mit Absicht höchst wunderlich. Der eigentliche Mittelpunct dieser Willkührlichkeit ist die geheime Gesellschaft des reinen Verstandes, die Wilhelm und sich selbst zum Besten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomisch wird. Dagegen ist aber der Zufall selbst, hier ein gebildeter Mann, und da die Darstellung alles andere im Großen nimmt und giebt, warum sollte sie sich nicht auch der hergebrachten Licenzen der Poesie im Großen bedienen? Es versteht sich von selbst, daß eine Behandlung dieser Art und dieses Geistes nicht alle Fäden lang und langsam ausspinnen wird. Indessen erinnert doch auch der erst eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegorischer Traum im Anfang desselben, an vieles von allem, was das interessanteste und bedeutendste im Ganzen ist. Unter andern sind der segnende Graf, die schwangere Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beispiel der komischen Nemesis, und der sterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrod verlangt, gleichsam die ganz burlesken Spitzen des Lustigen und Lächerlichen.

Wenn bescheidner Reiz den ersten Band die-

ses Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet; so ist Größe der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbst der Gliederbau ist erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles ist gediegen und hinreißend, und die Ueberraschungen drängen sich. Aber nicht bloß die Dimensionen sind erweitert, auch die Menschen sind von größerm Schlage. Lothario, der Abbe und der Oheim sind gewissermaßen jeder auf seine Weise der Genius des Buchs selbst; die andern sind nur seine Geschöpfe. Darum treten sie auch wie der alte Meister neben seinem Gemählde bescheiden in den Hintergrund zurück, obgleich sie aus diesem Gesichtspuncte eigentlich die Hauptpersonen sind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verstand, und schwebt über dem Ganzen wie der Geist Gottes. Dafür daß er gern das Schicksal spielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schicksals übernehmen. Lothario ist ein großer Mensch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Mageres, aber Lothario ist vollendet, seine Erscheinung ist einfach, sein Geist ist immer im Fortschreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler aller Größe, die Fähigkeit auch zerstö-

ren zu können. Er ist die himmelanstrebende Kuppel, jene sind die gewaltigen Pilaster auf denen sie ruht. Diese architektonischen Naturen umfassen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darstellung die wichtigsten scheinen können, sind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie interessiren den Geist unendlich, und es läßt sich auch gut darüber sprechen, ob man sie achten oder lieben soll und kann; aber für das Gemüth selbst bleiben es Marionetten, allegorisches Spielwerk. Nicht so Mignon, Sperata und Augustino, die heilige Familie der Naturpoesie, welche dem Ganzen, romantischen Zauber und Musik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es ist als wollte dieser Schmerz unser Gemüth aus allen seinen Fugen reißen: aber dieser Schmerz hat die Gestalt, den Ton einer klagenden Gottheit, und seine Stimme rauscht auf den Wogen der Melodie daher, wie die Andacht würdiger Chöre.

Es ist als sei alles vorhergehende nur ein geistreiches interessantes Spiel gewesen, und als würde es nun Ernst. Der vierte Band ist eigentlich das Werk selbst; die vorigen Theile sind nur Vorbereitung. Hier öffnet sich der Vorhang des Allerheiligsten, und wir befinden uns

plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich, und gelassen und rein ist, und von der Mignons Exequien so wichtig und so bedeutend erscheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

V.

Ueber Lessing.

Lessings schriftstellerische Verdienste sind schon mehr als einmal der Gegenstand eigner beredsamer Aufsätze gewesen. Ein paar dieser Aufsätze, welche vielerlei Bemerkungen enthalten, rühren von zwei Veteranen der deutschen Litteratur her. Ein Bruder, der Lessingen aufrichtig liebte, und ihn lange mit der Treue der Bewunderung beobachtet hatte, widmete der Beschreibung seiner Schicksale, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten ein umständliches Werk. Wenige Schriftsteller nennt und lobt man so gern als ihn: ja es ist eine fast allgemeine Liebhaberei, gelegentlich etwas bedeutendes über Lessing zu sagen. Wie natürlich: da er, der eigentliche Autor der deutschen Litteratur, so vielseitig und so durchgreifend auf das Ganze derselben wirkte, zugleich laut und glänzend für Alle, und auf einige tief. Daher ist denn auch vielleicht über kein

deutsches Genie so viel Merkwürdiges gesagt worden; oft aus sehr verschiednen, ja entgegengesetzten Standpuncten, zum Theil von Schriftstellern, welche selbst zu den geistvollsten oder zu den bekanntesten gehören.

Dennoch darf ein Versuch, Lessings Geist im Ganzen zu charakterisiren, nicht für überflüssig gehalten werden. Eine so reiche und umfassende Natur kann nicht vielseitig genug betrachtet werden, und ist durchaus unerschöpflich. So lange wir noch an Bildung wachsen, besteht ja ein Theil, und gewiß nicht der unwesentlichste unsers Fortschreitens eben darin, daß wir immer wieder zu den alten Gegenständen, die es werth sind, zurückkehren, und alles Neue, was wir mehr sind oder mehr wissen, auf sie anwenden, die vorigen Gesichtspuncte und Resultate berichtigen, und uns nene Aussichten eröffnen. Der gewöhnlichen Behauptung: es sei schon Alles gesagt; die so scheinbar ist, daß sie von sich selbst gilt (denn so wie Voltaire sie ausdrückt, wird sie schon beim Terenz gefunden) muß man daher in Rücksicht auf Gegenstände dieser Art vorzüglich, ja vielleicht in Rücksicht auf alle, von denen immer die Rede sein wird, die gerade widersprechende Behauptung entgegensetzen: Es sei eigentlich noch

Nichts gesagt; nämlich so, daß es nicht nöthig wäre, mehr, und nicht möglich, etwas besseres zu sagen.

Was Lessingen insbesondere betrifft, so sind überdem erst seit Kurzem die Acten vollständig geworden, nachdem man nun alles, was zur nähern Bekanntschaft mit dem großen Manne irgend nützlich sein mag, hat drucken lassen. Jene, welche gleich im ersten Schmerz über seinen Verlust schrieben, entbehrten viele wesentliche Dokumente, unter andern die unendlich wichtige Briefsammlung.

Lessing endlich war einer von den revolutionären Geistern, die überall, wohin sie sich auch im Gebiet der Meinungen wenden, gleich einem scharfen Scheidungsmittel, die heftigsten Gährungen und gewaltigsten Erschütterungen allgemein verbreiten. In der Theologie wie auf der Bühne und in der Kritik hat er nicht bloß Epoche gemacht, sondern eine allgemeine und daurende Revolution allein hervorgebracht, oder doch vorzüglich veranlaßt. Revolutionäre Gegenstände werden selten kritisch betrachtet. Die Nähe einer so glänzenden Erscheinung blendet auch sonst starke Augen, selbst bei leidenschaftsloser Beobachtung. Wie sollte also die Menge fähig sein, sich dem stürmischen Eindruck nicht ganz hinzugeben, sondern ihn mit der geistigen Gegenwirkung aneignend aufzunehmen, wodurch allein er sich zum Urtheil bilden

kann? Der erste Eindruck litterarischer Erscheinungen aber ist nicht bloß unbestimmt: er ist auch selten reine Wirkung der Sache selbst, sondern gemeinschaftliches Resultat vieler mitwirkenden Einflüsse und zusammentreffenden Umstände. Dennoch pflegt man ihn ganz auf die Rechnung des Autors zu setzen, wodurch dieser nicht selten in ein durchaus falsches Licht gestellt wird. Der allgemeine Eindruck wird auch bald der herrschende; es bildet sich ein blinder Glauben, eine gedankenlose Gewohnheit, welche bald heilige Ueberlieferung und endlich beinah unverbrüchliches Gesetz wird. Die Macht einer öffentlichen und alten Meinung zeigt ihren Einfluß auch auf solche Männer, welche selbstständig urtheilen könnten; der Strom zieht auch sie mit fort, oft ohne daß sie es nur gewahr werden. Oder wenn sie sich widersetzen, so gerathen sie dann in das andere Extrem, alles unbedingt zu verwerfen. Der Glaube wächst mit dem Fortgang, der Irrthum wird fest durch die Zeit und irrt immer weiter, die Spuren des Besseren verschwinden, vieles und vielleicht das Wichtigste sinkt ganz in Vergessenheit. So bedarf es oft nur eines geringen Zeitraums, um das Bild von seinem Originale bis zur Unkenntlichkeit zu entfernen, und um zwischen der herrschenden Meinung über einen Schriftsteller, und dem, was ganz offenbar in seinem Leben

und in seinen Werken da liegt, dem, was er selbst über sich urtheilte, und der Art, wie er überhaupt die Dinge der litterarischen Welt ansah und maaß, den schneidendsten Widerspruch zu erzeugen. Die, welche, wenn auch nicht in der Religion, doch in der Litteratur den alleinseligmachenden Glauben zu besitzen wähnen, wird dieser Widerspruch zwar selten in ihrer behäglichen Ruhe stören: aber jeder Unbefangne, dem er sich plötzlich zeigt, muß billig darüber erstaunen.

Ueberraschung und Erstaunen waren, das muß ich gestehen, jedesmal meine Empfindungen, wenn ich eine Zeitlang ganz in Lessings Schriften gelebt hatte, und nun absichtlich oder zufällig wieder auf irgend etwas gerieth, wobei ich mich alles dessen erinnerte, was ich etwa schon über die Art, wie man Lessing gewöhnlich bewundert und nachahmt, oder zu bewundern und nachzuahmen unterläßt, gesammelt und beobachtet hatte.

Ja gewiß, auch Lessing würde wo nicht überrascht doch etwas befremdet werden, und nicht ganz ohne Unwillen lächeln, wenn er wiederkehrte und sähe, wie man nur die Vortrefflichkeiten nicht müde wird an ihm zu preisen, die er immer streng und ernst von sich ablehnte, nur diejenigen unter seinen zahlreichen Bemühungen und Versuchen mit einseitiger und ungerechter Vorliebe fast allein zu zergliedern und zu lo-

ben, von denen er selbst am wenigsten hielt, und von denen wohl eigentlich vergleichungsweise am wenigsten zu sagen ist, während man das Eigenste und das Größte in seinen Aeußerungen, wie es scheint, gar nicht einmal gewahr werden will und kann! Er würde doch erstaunen, daß gerade die litterarischen Moderantisten und Anbeter der Halbheit, welche er, so lange er lebte, nie aufhörte eifrigst zu hassen und zu verfolgen, es haben wagen dürfen, ihn als einen Virtuosen der goldnen Mittelmäßigkeit zu vergöttern, und ihn sich ausschließend gleichsam zuzueignen, als sei er einer der ihrigen! Daß sein Ruhm nicht ein ermunternder und leitender Stern für das werdende Verdienst ist, sondern als Aegide gegen jeden misbraucht wird, der etwa in allem, was gut ist und schön, zu weit vorwärts gehn zu wollen droht! Daß träger Dünkel, Plattheit und Vorurtheil unter der Sanction seines Namens Schutz suchen und finden! Daß man ihn und einen Addison, von dessen Zahmheit, wie ers nennt, er so verächtlich redet (wie er denn überhaupt nüchterne Correctheit ohne Genie beinah noch mehr geringschätzt, als billig ist) zusammenpaaren mag und darf, wie man etwa Miß Sara Sampson und Emilia Galotti und Nathan den Weisen in einem Athem und aus einem To-

ne bewundert, weil es doch sämmtlich dramatische Werke sind!

Auch Er würde, wenn sein Geist in neuer Gestalt erschiene, von seinen eifrigsten Anhängern, verkannt und verläugnet werden, und könnte ihnen gar leicht großes Aergerniß geben. Denn wenn der heilige Glaube nicht wäre, und der noch heiligere Name, so dürfte Lessing doch wohl für manchen, der jezt auf seiner Autorität vornehm ausruht, an seine Einfälle glaubt, die Größe seines Geistes für das Maaß des menschlichen Vermögens, und die Gränzen seiner Einsicht für die wissenschaftlichen Säulen des Herkules hält, welche überschreiten zu wollen eben so gottlos als thöricht sei, nichts weiter sein, als ein ausgemachter Mystiker, ein sophistischer Grübler und ein kleinlicher Pedant.

Es ist nicht uninteressant, der allmählichen Entstehung und Ausbildung der herrschenden Meinung über Lessing nachzuforschen, und sie bis in ihre Nebenzweige zu verfolgen. Die Darstellung derselben in ihrem ganzen Umfange, mit andern Worten, die Geschichte der Wirkungen, welche Lessings Schriften auf die deutsche Litteratur gehabt haben, wäre hinreichender Stoff für eine eigene Abhandlung. Hier wird es genug und zweckmäßiger

sein, nur das Resultat einer solchen Untersuchung aufzustellen, und die im Ganzen herrschende Meinung, nebst den wesentlichsten Abweichungen einzelner Gattungen mit der Genauigkeit, die ein mittlerer Durchschnitt erlaubt, im Allgemeinen positiv und negativ zu bestimmen, und durch kurz angedeutete Gegensätze in ein helleres Licht zu setzen.

Völlig ausgemacht ist es nach dem einmüthigen Urtheil Aller, daß Lessing ein sehr großer Dichter sei. Seine dramatische Poesie hat man unter allen seinen Geistesproducten am weitläuftigsten und detaillirtesten zergliedert und auf alles, was sie betrifft, legt man den wichtigsten Accent. Läse man nicht die Werke selbst, sondern nur, was über sie gesagt worden ist: so dürfte man leicht verführt werden zu glauben, die Erziehung des Menschengeschlechts und die Freimaurergespräche stehen an Bedeutung, Werth, Kunst und Genialität der Miß Sara Sampson weit nach.

Auch das ist ausgemacht, daß Lessing ein unübertrefflich einziger, ja beinah vollkommener Kunstkenner der Poesie war. Hier scheinen das Ideal und der Begriff des Individuums fast in einander verschmolzen zu sein. Beide werden nicht selten verwechselt, als völlig identisch. Man

sagt oft nur: Ein Lessing, um einen vollendeten poetischen Kritiker zu bezeichnen.

Einstimmig wird seine Universalität bewundert, welche dem Größten gewachsen war, und es doch auch nicht verschmähte, selbst das Kleinste durch Kunst und Geist zu adeln. Einige, vorzüglich unter seinen nächsten Bewunderern und Freunden haben ihn desfalls für ein Universalgenie, dem es zu gering gewesen wäre, nur in Einer Kunst oder Wissenschaft groß, vollendet und einzig zu sein, erklärt, ohne sich diesen Begriff recht genau zu bestimmen, oder über die Möglichkeit dessen, was sie behaupteten, strenge Rechenschaft zu geben. Sie machen ihn nicht ohne einige Vergötterung gleichsam zu einem höchsten unvergleichlichen und unerreichbaren Eins und Alles, und scheinen oft zu glauben, sein Geist habe wirklich keine Schranken gehabt.

Witz und Prosa sind Dinge, für die nur sehr wenige Menschen Sinn haben, ungleich weniger vielleicht, als für kunstmäßige Vollendung und für Poesie. Daher ist denn auch von Lessings Witz und von Lessings Prosa gar wenig die Rede, ungeachtet doch sein Witz vorzugsweise classisch genannt zu werden verdient, und eine pragmatische Theorie der polemischen Prosa wohl mit der Charakteristik

seines Styls gleichsam würde anfangen und endigen müssen.

Noch weniger ist natürlich bei dem allgemeinen Mangel an Sinn für sittliche Bildung und sittliche Größe, bei der modischen nichts unterscheidenden Verachtung der Aesthetiker gegen alles, was moralisch heißen will oder wirklich ist, der schwächlichen Schlaffheit, der eigensinnigen Willkührlichkeit, drückenden Kleinlichkeit und consequenten Unvernunft der conventionellen und in der Gesellschaft wirklich geltenden Moral auf der einen Seite, und der bornirten Denkart abstracter und buchstäbelnder Tugendpedanten und Maximendrechsler auf der andern, von Lessings Charakter die Rede; von den würdigen männlichen Grundsätzen, von dem großen freien Styl seines Lebens, welches vielleicht die beste praktische Vorlesung über die Bestimmung des Gelehrten sein dürfte; von der dreisten Selbstständigkeit, von der derben Festigkeit seines ganzen Wesens, von seinem edeln Cynismus, von seiner göttlichen Liberalität; von jener biedern Herzlichkeit, die der sonst nicht empfindsame Mann in allem, was Kindespflicht, Brudertreue, Vaterliebe, und überhaupt die ersten Bande der Natur und die innigsten Verhältnisse der Gesellschaft betrifft, stets offenbart, und die sich auch hie und da in Werken, wel-

che sonst nur der Verstand gedichtet zu haben scheint, so anziehend und durch ihre Seltenheit selbst rührender äußert; von jenem tugendhaften Haß der halben und der ganzen Lüge, der knechtischen und der herrschsüchtigen Geistesfaulheit; von jener Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbstdenkers; von seiner warmen, thätigen Ehrfurcht vor allem, was er als Mittel zur Erweiterung der Erkenntniß und insofern als Eigenthum der Menschheit betrachtete; von seinem reinen Eifer in Bemühungen, von denen er selbst am besten wußte, daß sie, nach der gemeinen Ansicht, fehlschlagen und nichts fruchten würden, die aber in diesem Sinne gethan, mehr werth sind, wie jeder Zweck; von jener göttlichen Unruhe, die überall und immer nicht bloß wirken, sondern aus Instinct der Größe handeln muß, und die auf alles, was sie nur berührt, von selbst, ohne daß sie es weiß und will, zu allem Guten und Schönen so mächtig wirket.

Und doch sind es grade diese Eigenschaften und so viele andre ihnen ähnliche noch weit mehr als seine Universalität und Genialität, um derentwillen man es nicht misbilligen mag, daß ein Freund die erhabene Schilderung, welche Cassius beim Shakspeare vom Caesar macht, auf ihn anwandte:

Ja, er beschreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Kolossus, und wir kleinen Leute,
Wir wandeln unter seinen Riesenbeinen
Und schaun umher nach einem schnöden Grab.

Denn diese Eigenschaften kann nur ein großer Mann besitzen, der ein Gemüth hat, das heißt, jene lebendige Regsamkeit und Stärke des innersten, tiefsten Geistes, des Gottes im Menschen. Man hätte daher nicht so weit gehn sollen, zu behaupten, es fehle ihm an Gemüth, wie sie's nennen, weil er keine Liebe hatte. Ist denn Lessings Haß der Unvernunft nicht so göttlich wie die ächteste, die geistigste Liebe? Kann man so hassen ohne Gemüth? Zu geschweigen, daß so mancher, der ein Individuum oder eine Kunst zu lieben glaubt, nur eine erhitzte Einbildungskraft hat. Ich fürchte, daß jene unbillige Meinung um so weiter verbreitet ist, je weniger man sie laut gesagt hat. Einige Fantasten von der bornirten und illiberalen Art, welche gegen Lessing natürlich so gesinnt sein müssen, wie etwa der Patriarch gegen einen Alhafi oder gegen einen Nathan gesinnt sein würde, scheinen ihm wegen jenes Mangels sogar die Genialität absprechen zu wollen. — Es ist hinreichend, diese Meinung nur zu erwähnen.

Die bibliothekarische und antiquarische Mikrologie des wunderlichen Mannes und seine seltsame Orthodoxie weiß man nur anzustaunen. Seine böse Polemik beklagt man fast einmüthig recht sehr, so wie auch, daß der Mann sogar fragmentarisch schrieb, und troß alles Anmahnens nicht immer lauter Meisterwerke vollenden wollte. —

Seine Polemik insonderheit ist, ungeachtet sie überall den Sieg davon getragen hat, und man es auch da, wo es allerdings einer tiefern historischen Untersuchung und kritischen Würdigung bedurft hätte, vorzüglich in Sachen des Geschmacks, bei seiner bloß polemischen Entscheidung hat bewenden lassen, dennoch selbst so völlig vergessen, daß es vielleicht für viele, welche Verehrer Lessings zu sein glauben, ein Paradoxon sein würde, wenn man behauptete, der Anti-Götze verdiene nicht etwa bloß in Rücksicht auf zermalmende Kraft der Beredsamkeit, überraschende Gewandheit und glänzenden Ausdruck, sondern an Genialität, Philosophie, selbst an poetischem Geiste und sittlicher Erhabenheit einzelner Stellen, unter allen seinen Schriften den ersten Rang. Denn nie hat er so aus dem tiefsten Selbst geschrieben, als in diesen Explosionen, die ihm die Hiße des Kampfs entriß, und in denen der Adel

seines Gemüths im reinsten Glanz so unzweideutig hervorstrahlt. Was könnten und würden auch wohl die Verehrer der von Lessing immer so bitter verachteten und verspotteten Höflichkeit und Decenz, „für welche die Polemik überhaupt wohl weder Kunst noch Wissenschaft sein mag," zu einer Polemik sagen, gegen welche sie selbst Fichte's Denkart friedlich und seine Schreibart milde nennen müßten? Und das in einem Zeitalter, wo man nächst der Mystik nichts so sehr scheut als Polemik, wo es herrschender Grundsatz ist, fünf grade sein zu lassen, und die Sache ja nicht so genau zu nehmen, wo man alles dulden, beschönigen und vergessen kann, nur strenge rücksichtslose Rechtlichkeit nicht? Wenn diese Lessingsche Polemik nicht glücklicherweise so vergessen, viele seiner besten Schriften nicht so unbekannt wären, daß unter hundert Lesern vielleicht kaum Einer bemerken wird, wie ähnlich die Fichtische Polemik der Lessingschen sei, nicht etwa in etwas Zufälligem, im Colorit oder Styl, sondern grade in dem, was das wichtigste ist, in den Hauptgrundsätzen, und in dem, was am meisten auffällt, in einzelnen schneidenden und harten Wendungen.

Lessings Philosophie, welche freilich wohl unter allen Fragmenten, die er in die Welt warf, am meisten Fragment geblieben ist, da sie in einzel-

nen Winken und Andeutungen, oft an dem unscheinbarsten Ort andrer Bruchstücke, über alle seine Werke der letztern, und einige der mittlern und ersten Epoche seines geistigen Lebens zerstreut liegt; seine Philosophie, welche für den Kritiker, der ein philosophischer Künstler werden will, dennoch sein sollte, was der Torso für den bildenden Künstler; Lessings Philosophie scheint man nur als Veranlassung der Jakobischen, oder gar nur als Anhang der Mendelsohnschen zu kennen! Man weiß nichts davon zu sagen, als daß er die Wahrheit und Untersuchung liebte, gern stritt und widersprach, sehr gern Paradoxen sagte, gewaltig viel Scharfsinn besaß, Dummköpfe mit unter ein wenig zum Besten hatte, an Universalität der Kenntnisse und Vielseitigkeit des Geistes Leibnitzen auffallend ähnelte, und gegen das Ende seines Lebens leider ein Spinosist wurde!

Von seiner Philologie erwähnt man, daß er in der Conjecturalkritik, welche der Gipfel der philologischen Kunst sei, ungleich weniger Stärke besitze, als man wohl erwarten möge, da er doch in der That einige der zu dieser Wissenschaft erforderlichen und ersprießlichen Geistesgaben von der Natur erhalten hätte.

Was die harmonisch Platten, jene würdigen

Dichter und Kunstrichter, die so unermüdet geschäftig sind, alles Göttliche und Menschliche in den Syrup der Humanität aufzulösen, sich von der nachahmungswürdigen Universalcorrectheit des weisen nüchternen Lessing eingebildet haben, ist schon erwähnt worden. Diese haben denn auch natürlich seine dramaturgischen und sonst zur Poetik und Theorie der Dichtarten gehörigen Fragmente und Fermente, die er wohl selbst so nannte, fixirt, und zu heiligen Schriften und symbolischen Büchern der Kunstlehre erkieset.

Dies sind ungefähr die hauptsächlichsten Gesichtspuncte und Rubriken, nach welchen man von Lessing überhaupt etwas geurtheilt oder gemeint hat. Wie alles das, was er in jedem dieser Fächer sein soll oder wirklich war, wohl zusammen hängen mag, welcher gemeinsame Geist Alles beseelt, was er denn eigentlich im Ganzen war, sein wollte, und werden mußte; darüber scheint man gar nichts zu urtheilen und zu meinen. Gehet man sonst bei seiner Charakteristik ins Einzelne: so geschieht dies nicht etwa nach den verschiedenen Stufen seiner litterarischen Bildung, den Epochen seines Geistes, und mit der Unterscheidung des eignen Styls und Tons eines jeden, noch nach den vorherrschenden Richtungen und Neigungen

seines Wesens, nach den verschiedenen Zweigen seiner Thätigkeit und Einsicht: sondern nach den Titeln seiner einzelnen Schriften, die man nicht selten, (oft mit Uebergehung der wichtigsten und bei weitläuftiger Zergliederung der dramatischen Jugendversuche) nach nichtsbedeutenden Gattungsnahmen registermäßig zusammenpaart; da doch jedes seiner besten Werke ein literarisches Individuum für sich, ein Wesen eigner Art ist, „was aller Gränzscheidungen der Kritik spottet," und oft weder Vorgänger noch Nachfolger hat, womit es in eine Rubrik gebracht werden könnte.

Da ich, was Lessing betrifft, Lessingen und seinen Werken mehr glaube, als seinen Beurtheilern und Lobrednern: so kann ich nicht umhin, diese Ansichten und Meinungen, in so fern sie Urtheile sein sollen, nicht bloß wegen dessen, was sie im Ganzen unterlassen, sondern auch wegen des Positiven, was sie im Einzelnen enthalten, ihrer Form und ihrem Inhalte nach zu misbilligen.

Es ist gewiß löblich, daß man Lessingen gelobt hat, und noch lobt. Man kann in diesem Stücke auf die rechte Weise des Guten auch wohl nicht so leicht zu viel thun; und was wäre kleinlicher, als einem Manne von der seltensten Größe

seinen Ruhm mit ängstlichem Geiz darzuwiegen? Aber was wäre auch ein Lob ohne die strengste Prüfung und das freieste Urtheil? Zum wenigsten Lessings durchaus unwürdig; so wie alle unbestimmte Bewunderung und unbedingte Vergötterung, welche, wie auch dieses Beispiel wieder bestätigen kann, durch Einseitigkeit gegen ihren Gegenstand selbst so leicht ungerecht wird.

Man sollte doch nun auch einmal den Versuch wagen, Lessingen nach den Gesetzen zu kritisiren, die er selbst für die Beurtheilung großer Dichter und Meister in der Kunst vorgeschrieben hat; ob nicht vielleicht eine solche Kritik die beste Lobrede für ihn sein dürfte: ihn so zu bewundern und ihm so nachzufolgen, wie er wollte, daß man es mit Luthern halten sollte, mit dem man ihn wohl in mehr als einer Rücksicht vergleichen könnte.

Jene Vorschriften sind folgende. „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich." (Th. IV. S. 34.). „Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können; so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewun-

dernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher" (Th. XII. S. 163.).

Ueber Luther redet er so: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geist geschützt sein u. s. w." (Th. V. S. 162.). Ueberhaupt war unbegränzte Verachtung des Buchstabens ein Hauptzug in Lessings Charakter.

Freimüthigkeit ist die erste Pflicht eines jeden, der über Lessing öffentlich reden will. Denn wer kann wohl den Gedanken ertragen, daß Lessing irgend einer Schonung bedürfte? Oder wer möchte wohl seine Meinung über den Meister der Freimüthigkeit nur furchtsam zu verstehn geben, und angstvoll halb reden, halb schweigen? Und wer, der es könnte, darf sich einen Verehrer Lessings nennen? Das wäre Entweihung seines Namens!

Wie sollte man auf das kleine Aergerniß Rücksicht nehmen, was etwa zufällig daraus entstehen könnte, da Er selbst das ärgste Aergerniß für nichts als „einen Popanz hielt, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten?" (Th. VI. S. 152.). Ja er hielt es sogar für äußerst verächtlich, „daß sich niemand die Mühe zu nehmen

pflegt, sich den Geckereien, welche man vor dem Publicum und mit dem Publicum so häufig unternimmt, entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Lauf der Zeit das Ansehn einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahren: „Würde man denn in die Welt so haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widersprechen?“ Obgleich der große Menschenkenner in dieser Stelle (Th. VII. S. 309.) eigentlich von Geckereien ganz andrer Art redet: so ist doch alles auch sehr anwendbar auf die Geckereien, von denen hier die Rede ist. Denn Geckerei darf es doch wohl zum Beispiel genannt werden, wenn man Lessing zum Ideal der goldnen Mittelmäßigkeit, zum Helden der seichten Aufklärung, die so wenig Licht als Kraft hat, erheben will? — „Wenn es ein wenig zu beißend gesagt sein sollte — wozu hilft das Salz, wenn man damit nicht salzen soll?“ (Th. V. S. 208.).

Auch ist gewiß eine solche Freimüthigkeit nicht nothwendig fruchtlos: denn wenn es auch sehr wahr ist, was Lessing eben so richtig als scharfsinnig bemerkt hat, „daß bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen

worden ist" (Th. V. S. 256.): so ist denn doch nicht minder richtig, daß „bei den Klugen keine Verjährung Statt findet" (Th. VII. S. 309.). Diese nothwendige Freimüthigkeit würde bei mir, wenn diese Eigenschaft mir auch nicht überhaupt natürlich wäre, doch schon aus der Unbefangenheit, mit der ich Lessings Schriften und ihre Wirkungen kennen lernte, haben folgen müssen. Eine Wahrnehmung, ein Widerspruch, der uns überrascht hat, wird ganz natürlich so wiedergegeben, wie er empfangen wurde. Auch sollte es mich freuen, wenn alle diejenigen, welche Lessing immer citiren, ohne seinen Geist, ja oft ohne seine Schriften gründlich zu kennen, meine eigenthümliche und für sie paradoxe Ansicht von ihm, ihrer Misbilligung und Abneigung werth halten wollten, oder sich eben so wenig darin finden könnten, wie in Lessings Pedanterie, Orthodoxie, Mikrologie und Polemik.

Jene Unbefangenheit ward mir dadurch möglich, daß ich nicht Lessings Zeitgenosse war, und also weder mit noch wider den Strom der öffentlichen Meinung über ihn zu gehn brauchte. Sie ward noch erhöht durch den glücklichen Umstand, daß mich Lessing erst spät und nicht eher anfing zu interessiren, als bis ich fest und selbstständ-

dig genug war, um mein Augenmerk auf das Ganze richten, um mich mehr für ihn und den Geist seiner Behandlung als für die behandelten Gegenstände interessiren, und ihn frei betrachten zu können. Denn so lange man noch am Stoff klebt, so lange man in einer besondern Kunst und Wissenschaft, oder in der gesammten Bildung überhaupt, noch nicht durch sich selbst zu einer gewissen Befriedigung gelangt ist, welche dem weitern Fortschreiten so wenig hinderlich ist, daß dieses vielmehr erst durch sie gesichert wird; so lange man noch rastlos nach einem festen Stand und Mittelpunct umher sucht: so lange ist man noch nicht frei und noch durchaus unfähig, einen Schriftsteller zu beurtheilen. Wer die Dramaturgie zum Beispiel etwa in der illiberalen Absicht liest, die Regeln der dramatischen Dichtkunst aus ihr zu erfahren, oder durch dieses Medium über die Poetik des Aristoteles Gewißheit zu erhalten und ins Reine zu kommen: der hat sicher noch gar keinen Sinn für die Individualität und Genialität dieses seltsamen Werks. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich unter andern den Laokoon, troz dem günstigen Vorurtheil und troz dem Eindruck einzelner Stellen, ganz unbefriedigt und daher ganz misvergnügt aus der Hand legte

Ich hatte das Buch nämlich mit der thörichten Hoffnung gelesen, hier die baare und blanke und felsenfeste Wissenschaft über die ersten und letzten Gründe der bildenden Kunst, und ihr Verhältniß zur Poesie, zu finden, welche ich begehrte und verlangte. So lange der Grund fehlte, war ich für einzelne Bereicherungen nicht empfänglich, und Erregungen der Wißbegier brauchte ich nicht. Mein Lesen war interessirt, und noch nicht Studium, d. h. uninteressirte, freie, durch kein bestimmtes Bedürfniß, durch keinen bestimmten Zweck beschränkte Betrachtung und Untersuchung, wodurch allein der Geist eines Autors ergriffen und ein Urtheil über ihn hervorgebracht werden kann. So gings mir mit mehreren Schriften Lessings. Doch habe ich diese Sünde, wenn es eine ist, reichlich abgebüßt. Denn seitdem mein Sinn für Lessing, wie ein Schwärmer oder ein Spötter es ausdrücken würde, zum Durchbruch gekommen, und mir ein Licht über ihn aufgegangen ist, sind seine sämmtlichen Werke, ohne Ausnahme des geringsten und unfruchtbarsten, ein wahres Labyrinth für mich, in welches ich äußerst leicht den Eingang, aus dem ich aber nur mit der äußersten Schwierigkeit den Ausweg finden kann.

Dieses Studium und jene Unbefangenheit allein

können mit den sonst unersetzlichen Mangel einer lebendigen Bekanntschaft mit Lessing einigermaßen ersetzen. Ein Autor, er sei Künstler oder Denker, der alles, was er vermag, oder weiß, zu Papiere bringen kann, ist zum mindesten kein Genie. Es giebt ihrer, die ein Talent haben, aber ein so beschränktes, so isolirtes, daß es ihnen ganz fremd läßt, als ob es nicht ihr eigen, als ob es ihnen nur angeheftet oder geliehen wäre. Von dieser Art war Lessing nicht. Er selbst war mehr werth, als alle seine Talente. In seiner Individualität lag seine Größe. Nicht bloß aus den Nachrichten von seinen Gesprächen, nicht bloß aus den, wie es scheint, bisher sehr vernachläßigten Briefen, deren einer oder der andere für den, welcher nur Lessingen im Lessing sucht und studirt und Sinn hat für seine genialische Individualität, mehr werth ist als manches seiner berühmtesten Werke: auch aus seinen Schriften selbst möchte man fast vermuthen, er habe das lebendige Gespräch noch mehr in der Gewalt gehabt als den schriftlichen Ausdruck, er habe hier seine innerste und tiefste Eigenthümlichkeit noch klarer und dreister mittheilen können. Wie lebendig und dialogisch seine Prosa ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Das Interessanteste und das Gründlichste in seinen Schrif-

ten sind Winke und Andeutungen, das Reifste und Vollendetste Bruchstücke von Bruchstücken. Das Beste, was Lessing sagt, ist was er, wie errathen und gefunden, in ein paar gediegenen Worten voll Kraft, Geist und Salz hinwirft; Worte, in denen, was die dunkelsten Stellen sind im Gebiet des menschlichen Geistes, oft wie vom Blitz plötzlich erleuchtet, das Heiligste höchst keck und fast frevelhaft, das Allgemeinste höchst sonderbar und launig ausgedrückt wird. Einzeln und compact, ohne Zergliederung und Demonstration, stehen seine Hauptsätze da, wie mathematische Axiome; und seine bündigsten Raisonnements sind gewöhnlich nur eine Kette von witzigen Einfällen. Von solchen Männern mag eine kurze Unterredung oft lehrreicher sein und weiter führen, als ein langes Werk! Ich wenigstens könnte die Befriedigung des feurigen Wunsches, grade diesen Mann sehen und sprechen zu dürfen, vielleicht mit Entsagung auf den Genuß und den Vortheil von irgend einem seiner Werke an meinem Theil erkaufen wollen! Ueber die Unmöglichkeit, dieses Verlangen erfüllt zu sehn, kann mich nur die erwähnte Unbefangenheit und Freimüthigkeit trösten.

Wenn aber auch die letzte noch so groß wäre: so würde ich es doch kaum wagen, meine Meinung über Lessing öffentlich zu sagen, wenn ich sie nicht im

Ganzen durch Lessings Maximen vertheidigen, und im Einzelnen durchgängig mit Autoritäten und entscheidend beweisenden Stellen aus Lessing belegen könnte; so unendlich verschieden ist meine Ansicht Lessings von der herrschenden.

Man meint zum Beispiel nicht nur, sondern man glaubt sogar entschieden zu wissen, daß Lessing einer der größten Dichter war; und ich zweifle sogar, ob er überall ein Dichter gewesen sei, ja ob er poetischen Sinn und Kunstgefühl gehabt habe. Dagegen brauche ich aber auch zu dem, was er selbst über diesen Punct sagt, nur sehr weniges hinzuzufügen.

Die Hauptstelle steht in der Dramaturgie. „Ich bin" sagt er in dem äußerst charakteristischen Epilog der Dramaturgie, eines Werks, welches, darin einzig in seiner Art, von einer mercantilischen Veranlassung und von dem Vorsatz einer wöchentlichen Unterhaltung ausgeht und, ehe man sichs versieht, den populären Horizont himmelweit überflogen hat, und um alle Zeitverhältnisse unbekümmert, in die reinste Speculation versunken, mit raschem Lauf auf das paradoxe Ziel eines poetischen Euklides lossteuert, dabei aber auf seiner excentrischen Bahn so individuell, so lebendig, so Lessingisch ausgeführt ist, daß man es selbst ein Monodra-

ma nennen könnte: — „Ich bin, sagt er hier (Th. XXV. S. 376. folg.) weder Schauspieler noch Dichter."

„Man erweiset mir wohl manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Mahler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Tüchtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die sich durch eigene Kraft emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren in mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremden Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich

geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, dem eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann."

„Doch freilich: wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand ungeschickter sein kann, als ich."

Man hat diese wichtige Stelle, welche meines Erachtens der Text zu allem, was sich über Lessings Poesie sagen läßt, ist und bleiben muß, bisher zwar keineswegs übersehen. Nur hat man

nicht sehn oder nicht einsehn wollen, was darin gesagt, und was dadurch entschieden und über allen Zweifel erhoben wird.

Vergebens würde man sich die Stärke jener Aeußerung durch die Voraussetzung zu entkräften suchen, er sei höflich gewesen, und habe es nicht so gar ernstlich gemeint. Dem widerspricht nicht nur der offne, freie, biedre Charakter dieser Stelle, sondern auch der Geist und Buchstabe vieler andern, wo er mit der äußersten Verachtung und Verabscheuung wider den falschen Anstand und die falsche Bescheidenheit redet. Nichts stritt so sehr mit seinem innersten Wesen, als ein solches Gemisch von verhaltner Selbstsucht und Gewohnheitslüge. Das beweisen alle seine Schriften.

Wie freimüthig, ja wie dreist er auch das Gute, was er von sich hielt, sagen zu müssen und zu können glaubte, mögen zwei Stellen aus demselben Stück der Dramaturgie mit jener in Erinnrung bringen, welche den Inhalt jener bestätigen und erläutern; deren eine überdem ganz vorzüglich ins Licht setzt, wie Lessing über seine Kritik selbst urtheilte; und deren andere an ihrem äußerst kecken Tone jenes Bewußtsein von Genialität, wenn auch nicht grade von poetischer, ver-

räth, welches sich im ganzen Epilog der Dramaturgie kund giebt.

„Seines Fleißes sagt er (Th. XXV. S. 384.) darf sich jederman rühmen: ich glaube die dramatische Dichtkunst studirt zu haben; sie mehr studirt zu haben als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Mahler sich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde, als ein Fisch." —

Nachdem er davon geredet hat, wie er gestrebt habe, den Wahn der deutschen Dichter, den Franzosen nachahmen heiße so viel, als nach den Regeln der Alten arbeiten, zu bestreiten, fügt er hinzu (S. 388.):

„Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man will: Man nenne mir das Stück des großen Corneil-

le, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?"

„Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Äußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzu setze: Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille sein, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen; und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich."

Zugegeben, daß Lessing so über seine Poesie dachte, wie er sich äußert: ist es ausgemacht, könnte man einwenden, daß er sich selbst gekannt habe?

Ganz und im strengsten Sinn kennt niemand sich selbst. Von dem Standpunct der gegenwärtigen Bildungsstufe reflectirt man über die zunächst vorhergegangne, und ahnet die kommende: aber den Boden, auf dem man steht, sieht man nicht. Von einer Seite hat man die Aussicht auf ein paar angränzende: aber die entgegengesetzte Scheibe des beseelten Planeten bleibt immer verdeckt. Mehr ist dem Menschen nicht gegönnt. Wenn aber das Maaß der Selbstkenntniß durch das Maaß der Genialität,

der Vielseitigkeit und der Ausbildung bestimmt wird: so wage ichs zu behaupten, daß Lessing, obgleich er nicht fähig gewesen wäre, sich selbst zu charakterisiren, sich doch in einem vorzüglichen Grade selbst kannte, und grade kein Departement seines Geistes so gut kannte, als seine Poesie. Seine Poesie verstand er durch seine Kritik, die eben so alt und mit jener schwesterlich aufgewachsen war. Um seine Kritik so zu verstehen, hätte er früher philosophiren, oder später kritisiren müssen. Für die Philosophie war seine Anlage zu groß und zu weit, als daß sie je hätte reif werden können; wenigstens hätte er das höchste Alter erreichen müssen, um nur einigermaßen zum Bewußtsein derselben zu gelangen. Vielleicht hätte er aber auch noch außerdem etwas haben müssen, was ihm ganz fehlte, nämlich historischen Geist, um aus seiner Philosophie klug werden zu können, und sich seiner Ironie und seines Cynismus bewußt zu werden: denn niemand kennt sich, in so fern er nur er selbst und nicht auch zugleich ein andrer ist. Je mehr Vielseitigkeit also, desto mehr Selbstkenntniß; und je genialischer, desto consequenter, bestimmter, abgeschnittener und entschiedner in seinen Schranken.

Die Anwendung auf Lessing macht sich von selbst. Und in keinem Fach hatte Lessing so viel Er-

fahrung, Gelehrsamkeit, Studium, Uebung, Anstrengung, Ausbildung jeder Art, als grade in der Poesie. Keins seiner Werke reicht in Rücksicht auf künstlerischen Fleiß und Feile an Emilia Galotti, wenn auch andre mehr Reife des Geistes verrathen sollten. Ueberhaupt sind wohl wenige Werke mit dieser Anstrengung des Verstandes, dieser Feinheit und dieser Sorgfalt ausgearbeitet. In diesem Puncte, und in Rücksicht auf jede andre formelle Vollkommenheit des conventionellen Drama muß Nathan weit nachstehn, wo selbst die mäßigsten Forderungen an Consequenz der Charaktere und Zusammenhang der Begebenheiten oft genug beleidigt und getäuscht werden.

In Emilia Galotti sind die dargestellten Gegenstände überdem am entferntesten von Lessings eignem Selbst; es zeigt sich kein unkünstlerischer Zweck, keine Nebenrücksicht, die eigentlich Hauptsache wäre. Wichtige Umstände bei Lessing, dessen roheste dramatische Jugendversuche schon fast immer eine ganz bestimmte philosophischpolemische Tendenz haben; der nach Mendelsohns Bemerkung zu den Portraitdichtern gehört, denen ein Charakter um so glücklicher gelingt, je ähnlicher er ihrem Selbst ist, von dem sie nur einige Variationen zu

Lieblingscharakteren von entschiedner auffallender Familienähnlichkeit ausbilden können.

Emilia Galotti ist daher das eigentliche Hauptwerk, wenn es darauf ankömmt zu bestimmen, was Lessing in der poetischen Kunst gewesen, wie weit er darin gekommen sei. Und was ist denn nun diese bewunderte merkwürdige Emilia Galotti? Unstreitig ein gutes Exempel der dramatischen Algebra. Man mag es bewundern dieses in Schweiß und Pein producirte Stück des reinen Verstandes; man mag es frierend bewundern, und bewundernd frieren; denn ins Gemüth dringts nicht und kanns nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen ist. Es ist in der That viel Verstand darin, nämlich prosaischer, in dieser prosaischen Tragödie, ja sogar Geist und Witz. Gräbt man aber tiefer, so zerreißt und streitet alles, was auf der Oberfläche so vernünftig zusammenzuhängen schien. Es fehlt an jenem poetischen Verstande eines Shakspeare, Goethe oder Tieck. In den genialischen Werken des von diesem poetischen Verstande geleiteten Instincts enthüllt alles, was beim ersten Blick so wahr, aber auch so inconsequent und eigensinnig, wie die Natur selbst auffällt, bei gründlicherem Forschen stets innigere Harmonie und tiefere Nothwendigkeit. Nicht so bei

Lessing! Manches in der Emilia Galotti hat sogar den Bewunderern Zweifel abgedrungen, die Lessing nicht beantworten zu können gestand. Aber wer mag ins Einzelne gehn, wenn er dem Ganzen allen Werth absprechen muß?

Kann ein Künstler wohl kälter und liebloser von seinem vollendetsten und künstlichsten Werke reden, als Lessing bei Uebersendung dieser kalten Emilia an einen Freund? „Man muß," sagt er, „wenigstens über seine Arbeiten mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat." (Th. XXX. S. 167.) Und bald darauf gar: „Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliehre." (Th. XXVII. S. 341.)

Mit welchem gehaltnen Enthusiasmus, und in jeder Rücksicht wie ganz anders redet er dagegen vom Nathan! Zum Beispiel in folgender Stelle: „Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigner Tendenz nicht reich genug an eignen Schönheiten sei: so werde ich schweigen, aber mich

nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann. — Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird." (Leb. Th. I. S. 420.) Eben so auch in einigen andern Stellen, die wegen dessen, was sie über den polemischen Ursprung und die philosophische Tendenz des Stücks enthalten, sogleich angeführt werden sollen.

Nathan kam aber freilich aus dem Gemüth, und dringt wieder hinein; er ist vom schwebenden Geist Gottes unverkennbar durchglüht und überhaucht. Nur scheint es schwer, ja fast unmöglich, das sonderbare Werk zu rubriciren und unter Dach und Fach zu bringen. Wenn man auch mit einigem Recht sagen könnte, es sei der Gipfel von Lessings poetischem Genie, wie Emilia seiner poetischen Kunst; wie denn allerdings im Nathan alle dichterischen Funken, die Lessing hatte, — nach seiner eigenen Meinung waren es nicht viele (Th. XXVII. S. 43.) — am dichtesten und hellsten leuchten und sprühen: so hat doch die Philosophie wenigstens gleiches Recht, sich das Werk zu vindiciren, welches für eine Charakteristik des ganzen Mannes, eigentlich das classische ist, indem es Lessings Individualität aufs tiefste und vollstän-

digste, und doch mit vollendeter Popularität darstellt. Wer den Nathan recht versteht, kennt Lessing.

Dennoch muß er immer noch mit den Jugendversuchen und den übrigen prosaischen Kunstdramen Lessings in Reih und Glied aufmarschiren, ungeachtet der Künstler selbst, wie man sieht, die eigene Tendenz des Werks, und auch seine Unzweckmäßigkeit für die Bühne, die doch bei allen übrigen Dramen sein Ziel war, so klar eingesehen und gesagt hat.

Mehr besorgt um den Nahmen als um den Mann, und um die Registrirung der Werke als um den Geist, hat man die nicht minder komischen als didaktischen Fragen aufgeworfen: ob Nathan wohl zur didaktischen Dichtart gehöre, oder zur komischen, oder zu welcher andern; und was er noch haben oder nicht haben müßte, um dieß und jenes zu sein oder nicht zu sein. Dergleichen Problemata sind von ähnlichem Interesse, wie die lehrreiche Untersuchung, was wohl geschehen sein würde, wenn Alexander gegen die Römer Krieg geführt hätte. Nathan ist, wie mich dünkt, ein Lessingisches Gedicht; es ist Lessings Lessing, das Werk schlechthin unter seinen Werken in dem vorhin bestimmten Sinne; es ist die Fortsetzung vom Anti-Götze, Numero Zwölf. Es ist unstreitig das eigenste, eigensinnigste und sonderbarste unter al-

len Lessingischen Producten. Zwar sind sie fast alle, jedes ein ganz eignes Werk für sich, und wollen durchaus mit der Sinnesart aufgenommen, beobachtet und beurtheilt werden, welche in Saladins Worten so schön ausgedrückt ist:

— Als Christ, als Muselmann: gleichviel!
Im weißen Mantel oder Jamerlonk;
Im Turban, oder deinem Filze: wie
Du willst! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

Aber für keines ist dem Empfänger der Geist dieses erhabenen Gleichviel so durchaus nothwendig, wie für Nathan.

„In den Lehrbüchern," sagt Lessing (Th. XXV. S. 385) „sondre man die Gattungen so genau ab, als möglich: aber wenn ein Genie höherer Absichten wegen, mehre derselben in einem und demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch, und untersuche bloß, ob es diese Absichten erreicht hat."

Ueber diese Absichten und die merkwürdige Entstehung dieses vom Enthusiasmus der reinen Vernunft erzeugten und beseelten Gedichts, finden sich glücklicherweise in Lessings Briefen einige sehr interessante und wirklich classische Stellen. Man darf

wohl sagen: wenn kein Werk so eigen ist, so ist auch keins so eigen entstanden.

Man konnte es Lessing natürlich nicht verzeihen, daß er in der Theologie bis zur Eleganz, und im Christianismus sogar bis zur Ironie gekommen war. Man verstand ihn nicht, also haßte, verläumdete und verfolgte man ihn aufs ärgste. Dabei hatte er nun vollends die Schwäche, jedes ungedruckte Buch, welches ihm ein Mittel zur Vervollkommung des menschlichen Geistes werden zu können schien, als ein heiliges Eigenthum der Menschheit zu ehren, und wenn ihm der arme Fündling gar den Finger gedrückt hatte, sich seiner mit Zärtlichkeit, ja mit Schwärmerey anzunehmen. Man weiß es sattsam, wie die Fragmente auf die Masse der Theologen gewirkt, und auf den isolirten Herausgeber zurückgewirkt haben!

In der höchsten Krise dieser Gährung schreibt er am 11. August des Jahres 1778: „Da habe ich diese Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. — Ich glaube, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit

spielen will, als noch mit zehn Fragmenten." (Th. XXX. S. 454. 455.)

Die Idee des Nathan stand also mit einemmale ganz vor seinem Geiste. Alle seine andern genialischen Werke wuchsen ihm erst unter der Hand, bildeten sich während der Arbeit; erst dann zeigte sich weit von der ersten Veranlassung, was ihm das liebste und an sich das interessanteste war, und nun Hauptsache wurde.

„Mein Nathan, sagt er (Th. XXX. S 471. 472.) ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollte. Ich habe es jetzt nur wieder vorgenommen, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. — Mein Stück hat mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." (S. 473.)

Ein aufmerksamer Beobachter der Bücherschrei-

benden Offenbarungsschwärmerei wird die letzte Aeusserung prophetisch finden können: was aber die Beziehung des Stücks auf das damals Jetzige betrifft, so fehlt doch dem Patriarchen eigentlich nur eine beigedruckte kleine Hand mit gerecktem Zeigefinger, um eine Persönlichkeit zu sein, wie auch schon die burleske Carricatur des Charakters andeutet; und an einem andern Orte nennt er selbst das Ganze geradezu einen dramatischen Absprung der theologischen Streitigkeiten, die damals bei ihm an der Tagesordnung standen, und seine eigene Sache schlechthin geworden waren. (S. 464.).

Können Verse ein Werk, welches einen so ganz unpoetischen Zweck hat, etwa zum Gedicht machen; und noch dazu solche Verse? — Man höre, wie Lessing darüber spricht: „Ich habe wirklich die Verse nicht des Wohllauts wegen gewählt" — (eine Bemerkung, auf die mancher vielleicht auch ohne diesen Wink hätte fallen können) — „sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hie und da angeben müsse, in der Poesie zu sehr auffallen würde. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner ander-

weitigen Absicht bei aller Gelegenheit ergreifen muß." (Th. XXVII. S. 46.)

Man kanns nicht offner und unzweideutiger sagen, wie es mit der dramatischen Form des Nathan stehe, als es Lessing selbst gesagt hat. Mit liberaler Nachlässigkeit, wie Alhafi's Kittel oder des Tempelherrn halb verbrannter Mantel, ist sie dem Geist und Wesen des Werks übergeworfen, und muß sich nach diesem biegen und schmiegen. Von einzelnen Inconsequenzen und von der Subordination der Handlung, ihrer steigenden Entwicklung und ihres nothwendigen Zusammenhanges, ja selbst der Charaktere ists unnöthig viel zu sagen. Die Darstellung überhaupt ist weit hingeworfner, wie in Emilia Galotti. Daher treten die natürlichen Fehler der Lessingschen Dramen stärker hervor, und behaupten ihre alten schon verlornen Rechte wieder. Wenn die Charaktere auch lebendiger gezeichnet und wärmer colorirt sind, wie in irgend einem andern seiner Dramen: so haben sie dagegen mehr von der Affectation der manierierten Darstellung, welche in Minna von Barnhelm, wo die Charaktere zuerst anfangen, merklich zu Lessingisiren, Nachdruck und Manier zu bekommen, und eigentlich charakteristisch zu werden, am meisten herrscht, in Emilia Galot-

ti hingegen schon weggeschliffen ist. Selbst Al-hafi ist nicht ohne Prätension dargestellt; welche ihm freilich recht gut steht, denn ein Bettler muß Prätensionen haben, sonst ist er ein Lump, dem Künstler doch aber nicht nachgesehn werden kann. Und dann ist das Werk so auffallend ungleich, wie sonst kein Lessingsches Drama. Die dramatische Form ist nur Vehikel; und Recha, Sitta, Daja, sind wohl eigentlich nur Staffelei: denn wie ungalant Lessing dachte, das übersteigt alle Begriffe.

Der durchgängig cynisirende Ausdruck hat sehr wenig vom orientalischen Ton, ist wohl nur mit die beste Prosa, welche Lessing geschrieben hat, und fällt sehr oft aus dem Costum heroischer Personen. Ich tadle das gar nicht: ich sage nur, so ists; vielleicht ists ganz recht so. Nur wenn Nathan weiter nichts wäre, als ein dramatisches Kunstwerk, so würde ich Verse wie den:

„Noch bin ich völlig auf dem Trocknen nicht;" im Munde der Fürstin bei der edelsten Stimmung und im rührendsten Verhältniß schlechthin fehlerhaft, ja recht sehr lächerlich finden; wenn da noch von einzelnen Fehlern die Rede sein könnte, wo alsdann das Ganze ein einziger Fehler sein würde.

Die hohe philosophische Würde des Stücks hat Lessing selbst ungemein schön mit der theatralischen Effectlosigkeit oder Effectwidrigkeit desselben contrastirt; mit dem seinem Ton eignen pikanten Gemisch von ruhiger, inniger, tiefer Begeisterung und naiver Kälte. „Es kann wohl sein," sagt er (Th. XXX. S. 505. 506.) „daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

Natürlich hat sich denn auch die logische Zunft das excentrische Werk, (welches seine außerordentlich große Popularität, die ein Vorurtheil dagegen erregen könnte, wohl nur seiner polemischen und rhetorischen Gewalt verdankt, und dem Umstande, daß es den allgemeinen Horizont nie zu überschreiten scheint, wie auch dem, daß doch sehr viele ein wenig Sinn haben für Lessing, wenn auch sehr wenige viel) eben sowohl zuzueignen gesucht, wie die poetische; und sicher nicht mit minderm Rechte.

Der eine Meister der Weltweisheit meint, Nathan sei ein Panegyrikus auf die Vorsehung,

gleichsam eine dramatisirte Theodicee der Religionsgeschichte. Zu geschweigen, wie sehr es Lessings strengem Sinn für das rein Unendliche widerspricht, den Rechtsbegriff auf die Gottheit anzuwenden: so ist dieß auch äußerst allgemein, unbestimmt und nichtssagend. Ein andrer Virtuose der Dialektik hat dagegen gemeint: Die Absicht des Nathan sei, den Geist aller Offenbarung verdächtig zu machen, und jedes System von Religion, ohne Unterschied, als System, in einem gehässigen Lichte darzustellen. Der Theismus, sobald er System, sobald er förmlich werde, sei davon nicht ausgeschlossen.— Allein auch diese Erklärung dürfte, wenn man sie aus ihrem polemischen Zusammenhang reißen und einen dogmatischen Gebrauch davon machen wollte, außer der Unrichtigkeit noch den Fehler haben, daß sie das Werk, welches (wie alle die einen Geist haben) eine Unendlichkeit umfaßt, auf eine einzige allzubestimmte und am Ende ziemlich triviale Tendenz beschränken würde.

Man sollte überhaupt die Idee aufgeben, den Nathan auf irgend eine Art von Einheit bringen, oder ihn in eine der durch Gesetz und Herkommen geheiligten Facultäten des menschlichen Geistes einzäunen und einzunften zu können: denn bei der gewaltsamen Reduction und Einverleibung möchte doch

wohl immer mehr verlohren gehn, als die ganze Einheit werth ist. Was hilfts auch, wenn sich alles, was Nathan doch gar nicht bloß beweisen, sondern lebendig mittheilen soll, denn das Wichtigste und Beste darin reicht doch weit über das, was der trockne Beweis allein vermag, mit mathematischer Präcision in eine logische Formel zusammenfassen ließe? Nathan würde seine Stelle nichts destoweniger auf dem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral (Th. XVIII. S. 5.) behalten, wo sich Lessing früh gefiel, und auf dem er schon in den Fabeln spielte, die als Vorübung zu Nathans Mährchen von den drey Ringen, welches vollendet hingeworfen, immer wieder überrascht, Achtung und beinah Studien genannt zu werden verdienen, weil sie zwar nicht die Kunst, aber doch den Künstler weiter brachten, wenn auch weit über seine anfängliche Absicht und Einsicht. Es lebt und schwebt doch ein gewisses heiliges Etwas im Nathan, wogegen alle syllogistischen Figuren, wie alle Reguln der dramatischen Dichtkunst, eine wahre Lumperei sind. Ein philosophisches Resultat oder eine philosophische Tendenz machen ein Werk noch nicht zum Philosophem: eben so wenig wie dramatische Form und Erdichtung es zum Poem machen. Ist Ernst und

Falk nicht dramatischer, wie manche der besten Scenen im Nathan? Und die Parabel an Göze über die Wirkung der Fragmente ist gewiß eine sehr genialische Erdichtung, deren Zweck und Geist aber dennoch so unpoetisch, oder wie man jetzt in Deutschland sagt, so unästhetisch wie möglich ist.

Muß ein Werk nicht die Unsterblichkeit verdienen oder vielmehr schon haben, welches von allen bewundert und geliebt, von jedem aber anders genommen und erklärt wird? Doch bleibts sehr wunderbar, oder wie mans nehmen will, auch ganz und gar nicht wunderbar, daß bei dieser großen Verschiedenheit von Ansichten, bei dieser Menge von mehr charakteristischen als charakterisirenden Urtheilsübungen, noch niemand auf den Einfall oder auf die Bemerkung gerathen ist, daß Nathan beim Lichte betrachtet zwei Hauptsachen enthält, und also eigentlich aus zwei Werken zusammengewachsen ist. Das erste ist freilich Polemik gegen alle illiberale Theologie, und in dieser Beziehung nicht ohne manchen tieftreffenden Seitenstich auf den Christianismus, dem Lessing zwar weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ, als alle Orthodoxen zusammengenommen, aber doch noch lange nicht genug: weil sich im Christianismus theologische Illiberalität, wie theologische Liberali-

tät, alles Gute und alles Schlechte dieses Fachs am kräftigsten, mannichfachsten und feinsten ausgebildet hat; ferner Polemik gegen alle Unnatur, kindische Künsteley, und durch Mißbildung in sich oder in andern erzeugte Dummheit uud alberne Schnörkel im Verhältnisse des Menschen zu Gott: das Alles mußte Lessings geistreiche Natürlichkeit tief empören, und die Patriarchen hatten seinen Abscheu noch zu erhöhen, seinen Ekel zu reizen gewußt. Aber nicht einmal die Religionslehre im Nathan ist rein skeptisch, polemisch, bloß negativ, wie Jakobi in der angeführten Stelle behaupten zu wollen scheinen könnte. Es wird im Nathan eine, wenn auch nicht förmliche, doch ganz bestimmte Religionsart, die freilich voll Adel, Einfalt und Freiheit ist, als Ideal ganz entschieden und positiv aufgestellt; welches immer eine rhetorische Einseitigkeit bleibt, sobald es mit Ansprüchen auf Allgemeingültigkeit verbunden ist; und ich weiß nicht, ob man Lessing von dem Vorurtheil einer objectiven und herrschenden Religion ganz frei sprechen darf, und ob er den großen Satz seiner Philosophie des Christianismus, daß für jede Bildungsstufe der ganzen Menschheit eine eigene Religion gehöre, auch auf Individuen angewandt und ausgedehnt, und die Nothwendigkeit unendlich vieler Religionen ein-

gesehen hat. Aber ist nicht noch etwas ganz anders im Nathan, auch etwas philosophisches, von jener Religionslehre, an die man sich allein gehalten hat, aber noch ganz verschiednes, was zwar stark damit zusammen hängt, aber doch auch wieder ganz weit davon liegt, und vollkommen für sich bestehn kann? Dahin zielen vielleicht so manche Dinge, die gar nicht bloß als zufällige Beilage und Umgebung erscheinen, dabei von der polemischen Veranlassung und Tendenz am entferntesten, und doch so gewaltig accentuirt sind, wie der Derwisch, der so fest auftritt, und Nathans Geschichte vom Verlust der sieben Söhne und von Recha's Adoption, die jedem, der welche hat, in die Eingeweide greift. Was anders regt sich hier, als sittliche Begeisterung für die sittliche Kraft und die sittliche Einfalt der biedern Natur? Wie liebenswürdig und glänzend erscheint nicht selbst des Klosterbruders fromme Einfalt, deren rohes Gold sich mit den Schlacken des künstlichen Aberglaubens nicht vermischen kann? Was thuts dagegen, daß der gute Klosterbruder einigemahl stark aus dem Charakter fällt? Es folgt daraus bloß, daß die dramatische Form für das, was Nathan ist und sein soll, ihre sehr großen Inconvenienzen haben mag, obgleich sie Lessingen sehr natürlich, ja nothwendig war. Nathan der

Weise ist nicht bloß die Fortsetzung des Anti-Götze, Numero Zwölf: er ist auch und ist eben so sehr ein dramatisirtes Elementarbuch des höheren Cynismus. Der Ton des Ganzen, und Alhafi, das versteht sich von selbst; Nathan ist ein reicher Cyniker von Adel; Saladin nicht minder. Die Sultanschaft wäre keine tüchtige Einwendung: selbst Julius Cäsar war ja ein Veteran des Cynismus im großen Styl; und ist die Sultanschaft nicht eigentlich eine recht cynische Profession, wie die Möncherei, das Ritterthum, gewissermaaßen auch der Handel, und jedes Verhältniß, wo die künstelnde Unnatur ihren Gipfel erreicht, eben dadurch sich selbst überspringt, und den Weg zur Rückkehr nach unbedingter Naturfreiheit wieder öffnet? Und ferner: Alhafi's derber Lehrsatz:

„Wer
Sich Knall und Fall ihm selbst zu leben, nicht
Entschließen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer;"

und Nathan's goldnes Wort:

„Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!„ —

stehn sie etwa bloß da, wo sie stehn? Oder spricht nicht ihr Geist und Sinn überall im ganzen Werke zu jedem, der sie vernehmen will? Und sind dieses nicht die alten heiligen Grundfesten des selbstständigen Lebens? Nämlich für den Weisen heilig und alt, für den Pöbel an Gesinnung und Denkart aber ewig neu und thöricht.

* * *

So schrieb ich vor beinah vier Jahren, mit der vorläufigen Absicht, den Nahmen des verehrten Mannes von der Schmach zu retten, daß er allen schlechten Subjecten zum Symbol ihrer Plattheit dienen sollte; und mit der tieferen, ihn wegzurücken von der Stelle, wohin ihn nur Unverstand und Mißverstand gestellt hatte, ihn aus der Poesie und poetischen Kritik ganz wegzuheben und hinüber zu führen in jene Sphäre, wohin ihn selbst die Tendenz seines Geistes immer mehr zog, in die Philosophie, und ihn dieser, die seines Salzes bedurfte, zu vindiciren. Ich bin zufrieden mit dieser Absicht, zum Theil auch mit dem, was ich gethan habe, sie zu erreichen. Nur vollenden kann ich jetzt nicht auf

die Art, wie ich damals angefangen habe. Laßt mich also den Faden neu anknüpfen mit einem auch

Etwas das Lessing gesagt hat.

Wenn kalte Zweifler selbst prophetisch sprechen,
Die klaren Augen nicht das Licht mehr scheuen,
Seltsam der Wahrheit Kraft in ihren Treuen
Sich zeigt, den Blitz umsonst die Wolken schwächen:
Dann wahrlich muß die neue Zeit anbrechen,
Dann soll das Morgenroth uns doch erfreuen,
Dann dürfen auch die Künste sich erneuen,
Der Mensch die kleinen Fesseln all' zerbrechen.
„Es wird das neue Evangelium kommen." —
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschloßnen Pforte.
Und dennoch, was der Theure vorgenommen
Im Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wengen Worte.

Das ist es, das macht ihn mir so werth; und wenn er nichts bedeutendes gesagt hätte, als dies eine Wort, so müßte ich ihn schon darum eh-

ren und lieben. Und grade er mußte es sagen, er, der ganz im klaren Verstande lebte, der fast ohne Fantasie war, außer im Witz, er mußte es sagen, mitten aus der dicht umgebenden Gemeinheit heraus, wie eine Stimme in der Wüste. —

Es sollte nun dem Plane gemäß in diesem Versuch der ausführlichere Beweis folgen, auch die Meinung sei irrig, Lessing für einen Kunstrichter zu halten; gegründet auf das Factum, daß es ihm an historischem Sinn und an historischer Kenntniß der Poesie fehlte. Und wie ist Einsicht auch bei kritischem Geiste in diesem Gebiete möglich, wenn es so ganz an Gefühl und Anschauung gebricht?

Wer bedarf noch des Beweises, daß die Franzosen keine Dichter haben und keine gehabt haben, man müßte denn etwa Büffon und vielleicht Rousseau so nennen wollen? Und doch kann, was Lessing gegen Corneille oder Voltaire sagt, nicht für Kritik gelten, wegen jener Mängel; soll es aber Polemik sein, so hat er bessere aufzuweisen, auch dürfte der Gegenstand eine andre sodern, nicht so schwerfällig vielleicht in den Anstalten zum Zweck, aber poetischer in der Form.

Hört doch endlich auf, an Lessing nur das zu rühmen, was er nicht hatte und nicht konnte, und

immer wieder seine falsche Tendenz zur Poesie und Kritik der Poesie, statt sie mit Schonung zu erklären und durch die Erklärung zu rechtfertigen, sie nur von neuem in das grellste Licht zu stellen. Und wenn ihr denn einmal nur bei dem stehen bleiben wollt, was wirklich in ihm zur Reife gekommen und ganz sichtbar geworden ist, so laßt ihn doch wie er ist, und nehmt sie, wie ihr sie findet, diese Mischung von Litteratur, Polemik, Witz und Philosophie.

Diese Mischung eben war es, die mich schon frühe zu ihm zog, und mich noch an ihn fesselt.

Ich möchte den Charakter derselben auf meine Weise ausdrücken, und meine Neigung dazu. Wie kann es besser geschehen, als durch eine Anthologie eigner Gedanken, die im Innern und Aeußern dahin zielen?

Es sei ein gefälliges Todtenopfer für den Unsterblichen, den ich mir frühe zum Leitstern erkohr.

Laßt auch mich der Sitte folgen, die immer allgemeiner wird, allegorische Namen zu lieben, und wenn andre Euch Blüthen oder Früchte in köstlichen Gefäßen reichen, diese fragmentarische Universalität ganz einfach Eisenfeile nennen, um so durch Ein Symbol noch an das Zerstückelte der, wie es schei

nen möchte, formlosen Form zu erinnern und doch zugleich die innere Natur des Stoffs treffend genug zu bezeichnen.

Eisenfeile.

Jedes Volk will auf der Schaubühne nur den mittlern Durchschnitt seiner eignen Oberfläche schauen; man müßte ihm denn Helden, Musik oder Narren zum besten geben.

Es ist unmöglich, jemanden ein Aergerniß zu geben, wenn ers nicht nehmen will.

Man muß das Brett bohren, wo es am dicksten ist.

Alles beurtheilen zu wollen, ist eine große Verirrung oder eine kleine Sünde.

Es ist indelikat sich darüber zu wundern, wenn etwas schön ist oder groß; als ob es anders sein dürfte.

Wie viel Autoren giebts wohl unter den Schriftstellern? Autor heißt Urheber.

War nicht alles, was abgenutzt werden kann, gleich anfangs schief oder platt?

Folgendes sind allgemeingültige Grundgesetze der schriftstellerischen Mittheilung:

1) Man muß etwas haben, was mitgetheilt werden soll; 2) man muß jemand haben, dem mans mittheilen wollen darf; 3) man muß es wirklich mittheilen, mit ihm theilen können, nicht bloß sich äußern, allein; sonst wäre es treffender zu schweigen.

Wer nicht selbst ganz neu ist, der beurtheilt das Neue wie alt; und das Alte wird einem immer wieder neu, bis man selbst alt wird.

Es giebt so viele Schriftsteller, weil Lesen und Schreiben jetzt nur dem Grade nach verschieden sind.

Die beiden Hauptgrundsätze der sogenannten historischen Kritik sind das Postulat der Gemeinheit und das Axiom der Gewöhnlichkeit. Postulat der Gemeinheit: Alles recht Große, Gute und Schöne ist unwahrscheinlich, denn es ist außerordentlich und zum mindesten verdächtig. Axiom der Gewöhnlichkeit: Wie es bei uns und um uns ist, so muß es überall gewesen sein, denn das ist ja so natürlich.

Zur Popularität gelangen deutsche Schriftsteller durch einen großen Namen oder durch Persönlichkeiten, oder durch gute Bekanntschaft, oder durch Anstrengung, oder durch mäßige Unsittlichkeit, oder durch vollendete Unverständlichkeit, oder durch harmonische Plattheit, oder durch vielseitige Langweiligkeit, oder durch beständiges Streben nach dem Unbedingten.

Es hat etwas kleinliches, gegen Individuen zu polemisiren, wie der Handel en detail. Will er die Polemik nicht en gros treiben, so muß der Künstler wenigstens solche Individuen wählen, die classisch sind und von ewig dauerndem Werth. Ist auch das nicht möglich, etwa im traurigen Fall der Nothwehr: so müssen die Individuen kraft der polemischen Fiction so viel als möglich zu Repräsentanten der objectiven Dummheit und der objectiven Narrheit idealisirt werden. Denn auch diese sind wie alles Objective unendlich interessant.

In dem, was man Philosophie der Kunst nennt, fehlt entweder die Philosophie, oder die Kunst, oder beides.

Die dramatische Form kann man wählen aus Hang zur systematischen Vollständigkeit, oder um Menschen nicht bloß darzustellen, sondern nachzuahmen und nachzumachen, oder aus Bequemlichkeit, oder aus Gefälligkeit für die Musik, oder auch aus reiner Freude am Sprechen und Sprechen lassen.

Das sicherste Mittel, unverständlich oder vielmehr mißverständlich zu sein, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht; besonders Worte aus den alten Sprachen.

Die Kantische Philosophie gleicht dem untergeschobenen Briefe, den Maria in Shakspeare's Was ihr wollt dem Malvolio in den Weg legt. Nur mit dem Unterschiede, daß es in Deutschland zahllose philosophische Malvolio's giebt, die nun die Kniegürtel kreuzweise binden, gelbe Strümpfe tragen und immerfort fantastisch lächeln.

Nicht selten ist das Auslegen ein Einlegen des Erwünschten oder des Zweckmäßigen, und viele Ableitungen sind eigentlich Ausleitungen. Ein Beweis, daß Gelehrsamkeit und Speculation der Unschuld des Geistes nicht so schädlich sind, als man uns glauben machen will. Denn ist es nicht recht kindlich, froh über das Wunder zu erstaunen, das man selbst veranstaltet hat?

Uebersichten des Ganzen, wie sie jetzt Mode

sind, entstehen, wenn einer alles Einzelne übersieht und dann summirt.

Es giebt Menschen, deren ganze Thätigkeit darin besteht, immer Nein zu sagen. Es wäre nichts kleines, immer recht Nein sagen zu können; aber wer weiter nichts kann, kann es gewiß nicht recht. Der Geschmack dieser Neganten ist eine tüchtige Scheere, um die Extremitäten des Genies zu säubern; ihre Aufklärung eine große Lichtputze für die Flamme des Enthusiasmus, und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Lust und Liebe.

Bei den Ausdrücken, Seine Philosophie, Meine Philosophie erinnert man sich immer an die Worte im Nathan: „Wem eignet Gott? Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?"

Man kann niemand zwingen, die Alten für classisch zu halten oder für alt. Das hängt zuletzt von Maximen ab.

Seit mehr als einem Jahrhundert machte man in England Gedichte, Schauspiele, Romane, Historien und Essays aus Stroh. Endlich ist diese Erfindung auch auf das Papier selbst angewandt worden.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen soll, muß ein wenig von allem haben, eine Art Mikrokosmus sein. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunst und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewisse Dosis Laster. Auch Geist muß drin sein, nebst Witz, ja sogar Philosophie und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, so kann vielleicht das andre helfen. Und gesetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, so könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medicin, wenigstens nicht schaden.

Sie jammern immer, die deutschen Autoren schrieben nur für einen so kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst unter einander. Das ist recht gut. Dadurch wird die deutsche Litteratur immer mehr

Geist und Charakter bekommen. Und unterdessen kann vielleicht ein Publicum entstehen.

Leibnitz ließ sich bekanntlich Augengläser von Spinosa machen; und das ist der einzige Verkehr, den er mit ihm oder mit seiner Philosophie gehabt hat. Hätte er sich doch auch Augen von ihm machen lassen, um in die ihm unbekannte Weltgegend der Philosophie, wo Spinosa seine Heimath hat, wenigstens aus der Ferne herüber schauen zu können!

Vieles, was Dummheit scheint, ist Narrheit, die gemeiner ist, als man denkt. Narrheit ist absolute Verkehrtheit der Tendenz, gänzlicher Mangel an historischem Geist.

Wenn Verstand und Unverstand sich berühren, so giebt es einen elektrischen Schlag. Das nennt man Polemik.

Noch bewundern die Philosophen im Spinosa nur die Consequenz, wie die Engländer am Shakspeare bloß die Wahrheit preisen.

Ueber das geringste Handwerk der Alten wird keiner zu urtheilen wagen, der es nicht versteht. Ueber die Poesie und Philosophie der Alten glaubt jeder mitsprechen zu dürfen, der eine Conjectur oder einen Commentar machen kann, oder etwa in Italien gewesen ist. Hier glauben sie einmal dem Instinct zu viel: denn übrigens mag es wohl eine Foderung der Vernunft sein, daß jeder Mensch ein Poet und ein Philosoph sein solle; und die Foderungen der Vernunft, sagt man, ziehen den Glauben nach sich. Man könnte diese Gattung des Naiven das philologische Naive nennen.

Das beständige Wiederholen des Thema's in der Philosophie entspringt aus zwei verschiedenen Ursachen. Entweder der Autor hat etwas entdeckt, er weiß aber selbst nicht recht was, und in diesem Sinne sind Kants Schriften musikalisch genug. Oder er hat etwas neues gehört, ohne es gehörig zu verneh-

men, und in diesem Sinne sind die Kantianer die größten Tonkünstler der Litteratur.

Der gepriesne Salto mortale der Philosophen ist oft nur ein blinder Lärm. Sie nehmen in Gedanken einen schrecklichen Anlauf und wünschen sich Glück zu der überstandnen Gefahr; sieht man aber nur etwas genau zu, so sitzen sie immer noch auf dem alten Fleck. Es ist Don Quixote's Luftreise auf dem hölzernen Pferde.

Es ist noch ungleich gewagter, anzunehmen, daß jemand ein Philosoph sei, als zu behaupten, daß jemand ein Sophist sei. Soll das letzte nie erlaubt sein, so darf das erste noch weniger gelten.

Leibnitz bedient sich einmal, indem er das Wesen und Thun einer Monade beschreibt, des merkwürdigen Ausdrucks: Cela peut aller jusqu'au sentiment. Dieß möchte man auf ihn selbst anwenden. Wenn jemand die Physik universeller macht, sie als ein Stück Mathematik und diese als ein Charadenspiel behandelt, und dann sieht, daß er die Theologie

noch dazu nehmen muß, deren Geheimnisse seinen diplomatischen und deren verwickelte Streitfragen seinen chirurgischen Sinn anlocken — cela peut aller jusqu'à la philosophie, wenn er noch so viel Instinct hat als Leibniz. Aber eine solche Philosophie wird doch immer nur ein confuses unvollständiges Etwas bleiben, wie der Urstoff nach Leibniz sein soll, der nach Art des Genies die Form seines Innern einzelnen Gegenständen der Außenwelt anzudichten pflegt.

Der Instinct spricht dunkel und bildlich. Wird er mißverstanden, so entsteht eine falsche Tendenz. Das wiederfährt Zeitaltern und Nationen nicht seltner als Individuen.

Wenn eine Kunst die schwarze Kunst heißen sollte, so wäre es die, den Unsinn flüssig, klar und beweglich zu machen und ihn zur Masse zu bilden. Die Franzosen haben Meisterwerke der Gattung aufzuweisen. Alles große Unheil ist seinem innersten Grunde nach eine ernsthafte Fratze, eine mauvaise plaisanterie. Heil und Ehre also den Helden, die nicht müde werden, gegen die Thorheit zu kämpfen, deren Unscheinbarstes

oft den Keim zu einer endlosen Reihe ungeheurer Verwüstungen in sich trägt! Lessing und Fichte sind die Friedensfürsten der künftigen Jahrhunderte.

Um jemand zu verstehn, der sich selbst nur halb versteht, muß man ihn erst ganz und besser als er selbst, dann aber auch nur halb und grade so gut wie er selbst verstehn.

Bei der Frage von der Möglichkeit, die alten Dichter zu übersetzen, kömmts eigentlich darauf an, ob das treu und in das reinste Deutsch übersetzte nicht etwa immer noch griechisch sei. Nach dem Eindruck auf die Laien, welche am meisten Sinn und Geist haben, zu urtheilen, sollte man das vermuthen.

Von einer guten Bibel fodert Lessing Anspielungen, Fingerzeige, Vorübungen; er billigt auch die Tautologieen, welche den Scharfsinn üben, die Allegorien und Exempel, welche das Abstracte lehrreich einkleiden; und er hat das Zutrauen, die geoffenbarten Geheimnisse seien bestimmt, in Vernunftwahrheiten ausgebildet zu werden. Welches Buch hätten

die Philosophen nach diesem Ideal wohl schicklicher zu ihrer Bibel wählen können, als die Kritik der reinen Vernunft?

Polemische Totalität ist eine nothwendige Folge aus der Annahme und Foderung unbedingter Mittheilbarkeit und Mittheilung.

Opfre den Grazien heißt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, so viel als: Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität.

Man soll nur mit denen symphilosophiren, die à la hauteur sind.

Wenn jede rein willkührliche oder rein zufällige Verknüpfung von Form und Materie grotesk ist, so hat auch die Philosophie Arabesken wie die Poesie; nur weiß sie weniger darum und hat den Schlüssel ihrer eignen esoterischen Geschichte noch nicht finden können. Sie hat Werke, die ein Gewebe von moralischen Dissonanzen sind, andre, aus denen man die logische Desorganisation lernen könnte, oder wo die Confusion ordentlich construirt und symmetrisch ist.

Manches philosophische Kunstchaos der Art hat Festigkeit genug gehabt, eine Gothische Kirche zu überleben. Die Ausländer sind auch hier für die leichtere Bauart; es fehlt ihren Litteraturen nicht an chinesischen Gartenhäusern. Zu dieser Gattung gehört auch die formelle Logik und die empirische Psychologie.

Es wäre zu wünschen, daß ein transcendentaler Linné die verschiedenen Ichs classificirte und eine recht genaue Beschreibung derselben allenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philosophirende Ich nicht mehr so oft mit dem philosophirten Ich verwechselt würde.

Gott ist nach Leibniz wirklich, weil nichts seine Möglichkeit verhindert. In dieser Rücksicht ist Leibnitzens Philosophie recht gottähnlich.

Classisch zu leben und das Alterthum praktisch in sich zu realisiren, ist der Gipfel und das Ziel der Philologie. Sollte dieß ohne allen Cynismus möglich sein?

Werke, deren Ideal für den Künstler nicht eben so viel lebendige Realität und gleichsam Persönlichkeit haben, wie die Geliebte oder der Freund, blieben besser ungeschrieben. Wenigstens Kunstwerke werden es gewiß nicht.

Den Witz achten sie darum so wenig, weil seine Aeußerungen nicht lang und nicht breit genug sind, denn ihre Empfindung ist nur eine dunkel vorgestellte Mathematik; und weil sie dabei lachen, welches gegen den Respect wäre, wenn der Witz wahre Würde hätte. Der Witz ist wie einer der nach der Regel repräsentiren sollte und statt dessen bloß handelt.

Die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen sind philosophische Bonmots. Das sind sie durch die überraschende Zufälligkeit ihrer Entstehung, durch das Combinatorische des Gedankens und selbst durch das Barocke des hingeworfnen Ausdrucks. Die besten sind echappées de vue ins Unendliche.

Es giebt eine Mikrologie und einen Glauben an Autorität, die Charakterzüge der Größe sind.

Das ist die vollendende Mikrologie des Künstlers und der historische Glaube an die Autorität der Natur.

Die Philosophen, welche nicht gegen einander sind, verbindet gewöhnlich nur Sympathie, nicht Symphilosophie.

Daß man eine Philosophie annihilirt, wobei sich der Unvorsichtige leicht gelegentlich selbst mit annihiliren kann, oder daß man ihr zeigt, sie annihilire sich selbst, kann ihr wenig schaden. Ist sie wirklich Philosophie, so wird sie doch wie ein Phönix aus ihrer eignen Asche immer wieder aufleben.

Man kann nur Philosoph werden, nicht es sein. So bald man es zu sein glaubt, hört man auf es zu werden.

Die, welche Profession davon gemacht haben, den Kant zu erklären, waren entweder solche, denen es an einem Organ fehlte, um sich von den

Gegenständen, über die Kant geschrieben hat, einige Notiz zu verschaffen; oder solche, die nur das kleine Unglück hatten, niemand zu verstehen als sich selbst; oder solche, die sich noch verworrener ausdrückten als er.

Neu oder Nicht neu ist das, wonach auf dem höchsten und niedrigsten Standpuncte, dem Standpunkte der Geschichte und dem der Neugierde bei einem Werk gefragt wird.

Die meisten Gedanken sind nur Profile von Gedanken. Diese muß man umkehren und mit ihren unsichtbaren Hälften verbinden. Viele philosophische Schriften, die es sonst nicht haben würden, erhalten dadurch ein großes Interesse.

Kant hat den Begriff des Negativen in die Weltweisheit eingeführt. Sollte es nicht ein nützlicher Versuch sein, nun auch den Begriff des Positiven in die Philosophie einzuführen?

Manches kritische Journal hat den Fehler, welcher Mozarts Musik so häufig vorgeworfen wird: einen zuweilen unmäßigen Gebrauch der Blasinstrumente.

Die Kritik ist die Kunst, die Scheinlebendigen in der Litteratur zu tödten.

Eine gute Vorrede muß zugleich die Wurzel und das Quadrat ihres Buchs sein.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiß, so sagt er ihm gern: Du kannst es doch nicht besser machen. Das ist eben, als wenn ein dogmatischer Philosoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, daß er kein System erfinden könne.

Das goldne Zeitalter der Litteratur würde dann sein, wenn keine Vorreden mehr nöthig wären.

Wenn manche mystische Kunstliebhaber, welche jede Kritik für Zergliederung und jede Zergliederung für Zerstörung des Genusses halten, consequent dächten: so wäre Potz tausend das beste Kunsturtheil über das würdigste Werk. Auch giebts Kritiken die nichts mehr sagen, nur viel weitläuftiger.

Anmaaßend ist es freilich noch bei Lebzeiten Gedanken zu haben, ja bekannt zu machen. Ganze Werke zu schreiben ist ungleich bescheidner, weil sie ja wohl bloß aus andern Werken zusammengesetzt sein können, und weil dem Gedanken da auf den schlimmsten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demüthig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken sind gezwungen einen Werth für sich haben zu wollen und müssen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein. Das einzige, was eine Art von Trost dagegen giebt, ist, daß nichts anmaaßender sein kann, als überhaupt zu existiren, oder gar auf eine bestimmte selbstständige Art zu existiren. Aus dieser ursprünglichen Grundanmaaßung folgen nun doch einmal alle abgeleiteten, man stelle sich wie man auch will.

Sollte nicht unter andern die Poesie auch deswegen die höchste aller Künste sein, weil nur in ihr Dramen möglich sind?

Einige gute Schriftsteller versteinern, andre werden zu Wasser.

Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will. Aber umkehren läßt sich dieser Satz nicht.

Ungern vermisse ich in Kants Stammbaum der Urbegriffe die Kategorie Beinahe, die doch gewiß eben so viel gewirkt hat in der Welt und in der Litteratur als irgend eine andre. Eben das gilt von den Kategorien Gleichsam und Vielleicht. In dem Geist der Garvianer tingiren sie alle übrigen Begriffe und Anschauungen.

Man hat von manchem Monarchen gesagt: er würde ein sehr liebenswürdiger Privatmann gewesen sein, nur zum Könige habe er nicht getaugt. Ver-

hält es sich etwa mit der Bibel eben so? Ist sie auch bloß ein liebenswürdiges Privatbuch, das nur nicht Bibel sein sollte?

Wenn gemeine Menschen ohne Sinn für die Zukunft einmal von der Wuth des Fortschreitens ergriffen werden, treiben sie's auch recht buchstäblich. Den Kopf voran und die Augen zu schreiten sie in alle Welt, als ob der Geist Arme und Beine hätte. Wenn sie nicht etwa den Hals brechen, so erfolgt gewöhnlich eins von beiden: entweder sie werden stätisch oder sie machen linksum. Mit den letzten muß mans machen wie Caesar, der die Gewohnheit hatte, im Gedränge der Schlacht flüchtig gewordne Krieger bei der Kehle zu packen, und mit dem Gesicht gegen die Feinde zu kehren.

Daß ein Prophet nicht in seinem Vaterlande gilt, ist wohl der Grund, warum kluge Schriftsteller es so häufig vermeiden, ein Vaterland im Gebiete der Künste und Wissenschaften zu haben. Sie legen sich lieber aufs Reisen, Reisebeschreiben oder aufs Lesen und Uebersetzen von Reisebeschreibungen und erhalten das Lob der Universalität.

Jeder rechtliche Autor schreibt für niemand oder für alle.

Heraklit sagte, man lerne die Vernunft nicht durch Vielwisserei. Jetzt scheint es fast nöthiger zu erinnern, daß man durch reine Vernunft allein noch nicht gelehrt werde.

Die einfachsten und nächsten Fragen, wie: Soll man Shakspeare's Werke als Kunst oder als Natur beurtheilen? und: Ist das Epos und die Tragödie wesentlich verschieden oder nicht? und: Soll die Kunst täuschen oder bloß scheinen? können nicht beantwortet werden, ohne die tiefste Speculation und die gelehrteste Kunstgeschichte.

Es ist eine unbesonnene und unbescheidne Anmaaßung, aus der Philosophie etwas über die Kunst lernen zu wollen. Manche fangen's so an, als ob sie hofften, hier etwas Neues zu erfahren; da die Philosophie doch weiter nichts kann und können soll, als die gegebnen Kunsterfahrungen und vorhandnen Kunstbegriffe zur Wissenschaft bilden, die Kunstan-

sicht erheben, mit Hülfe einer gründlich gelehrten Kunstgeschichte erweitern, und diejenige freie Stimmung des Verstandes auch über diese Gegenstände erzeugen, welche aus dem Bewußtsein des einzig Rechten verbunden mit dem Gefühl von der Unendlichkeit desselben hervorgeht.

Maximen, Ideale, Imperative und Postulate sind jetzt die Rechenpfennige der Sittlichkeit. Kanten war die Jurisprudenz auf die innern Theile gefallen. Das heißt nun Moral.

Um über einen Gegenstand gut schreiben zu können, muß man sich nicht mehr für ihn interessiren; der Gedanke, den man mit Besonnenheit ausdrücken soll, muß schon gänzlich vorbei sein, einen nicht mehr eigentlich beschäftigen. So lange der Künstler erfindet und begeistert ist, befindet er sich für die Mittheilung wenigstens in einem illiberalen Zustande. Er wird dann alles sagen wollen; welches eine falsche Tendenz junger Genie's oder ein richtiges Vorurtheil alter Stümper ist. Dadurch verkennt er den Werth und die Würde der Selbstbeschränkung, die doch für den Künstler wie für den Menschen das Erste und das

Letzte, das Nothwendigste und das Höchste ist. Das Nothwendigste: denn überall, wo man sich nicht selbst beschränkt, beschränkt einen die Welt, wodurch man ein Knecht wird. Das Höchste: denn man kann sich nur in den Puncten und an den Seiten selbst beschränken, wo man unendliche Kraft hat, Selbstschöpfung und Selbstvernichtung. Selbst ein freundschaftliches Gespräch, was nicht in jedem Augenblicke frei abbrechen kann aus unbedingter Willkühr, hat etwas Illiberales. Ein Schriftsteller aber, der sich rein ausreden will und kann, der nichts für sich behält und alles sagen mag, was er weiß, ist sehr zu beklagen. Nur vor drei Fehlern hat man sich zu hüten. Was unbedingte Willkühr und sonach Unvernunft oder Ueberverunft scheint und scheinen soll, muß dennoch im Grunde auch wieder schlechthin nothwendig und vernünftig sein; sonst wird die Laune Eigensinn, es entsteht Illiberalität und aus Selbstbeschränkung wird Selbstvernichtung. Zweitens: man muß mit der Selbstbeschränkung nicht zu sehr eilen und erst der Selbstschöpfung, der Erfindung und Begeisterung Raum lassen, bis sie fertig ist. Drittens: man muß die Selbstbeschränkung nicht übertreiben.

Es giebt Schriftsteller in Deutschland, die Unbedingtes trinken wie Wasser; und Bücher, wo selbst die Hunde sich aufs Unendliche beziehn.

Ein recht freier und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können; ganz willkührlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade.

Eins von beiden ist fast immer herrschende Neigung jedes Schriftstellers: entweder manches nicht zu sagen, was durchaus gesagt werden müßte, oder vieles zu sagen, was durchaus nicht gesagt zu werden brauchte.

Witz ist eine Explosion von gebundnem Geist. Ein Einfall ist eine Zersetzung geistiger Stoffe, die also vor der plötzlichen Scheidung innigst vermischt sein mußten. Die Einbildungskraft muß erst mit Leben jeder Art bis zur Sättigung angefüllt sein, ehe es Zeit sein kann, sie durch die Friction freier

Geselligkeit so zu elektrisiren, daß der Reiz der leisesten freundlichen oder feindlichen Berührung ihr blitzende Funken und leuchtende Strahlen oder schmetternde Schläge entlocken kann.

Man soll von jedermann Genie fodern, aber ohne es zu erwarten.

Hippel, sagt Kant, hatte die empfehlungswürdige Maxime, man müsse das schmackhafte Gericht launiger Darstellung noch durch die Zuthat des Nachgedachten würzen. Warum will Hippel nicht mehr Nachfolger in dieser Maxime finden, da doch Kant sie gebilligt hat?

Die harmonische Plattheit kann dem Philosophen sehr nützlich werden, als ein heller Leuchtthurm für noch unbefahrne Gegenden des Lebens, der Kunst oder der Wissenschaft. — Er wird den Menschen, das Buch vermeiden, die ein harmonisch Platter bewundert und liebt; und der Meinung wenigstens mistrauen, an die mehre der Art fest glauben.

Was man gewöhnlich Vernunft nennt, ist nur eine Gattung derselben, nämlich die dünne und wäßrige. Es giebt auch eine dicke feurige Vernunft, welche den Witz eigentlich zum Witz macht und dem gediegenen Styl das Elastische giebt und das Elektrische.

Es giebt so viele kritische Zeitschriften von verschiedener Natur und mancherlei Absichten. Wenn sich doch auch einmal eine Gesellschaft der Art verbinden wollte, welche bloß den Zweck hätte, die Kritik selbst, die doch auch nothwendig ist, allmählig zu realisiren.

Poesie kann nur durch Poesie kritisirt werden. Ein Kunsturtheil, welches nicht selbst ein Kunstwerk ist, entweder im Stoff, als Darstellung des nothwendigen Eindrucks in seinem Werden, oder durch eine schöne Form, hat gar kein Bürgerrecht im Reiche der Kunst.

Chamfort war, was Rousseau gern scheinen wollte: ein ächter Cyniker, im Sinne der Alten mehr Phi-

losoph, als eine ganze Legion trockner Schulweisen. Obgleich er sich anfänglich mit den Vornehmen gemein gemacht hatte, lebte er dennoch frei, wie er auch frei und würdig starb, und verachtete den kleinen Ruhm eines großen Schriftstellers. Er war Mirabeau's Freund. Sein köstlichster Nachlaß sind seine Einfälle und Bemerkungen zur Lebensweisheit; ein Buch voll von gediegenem Witz, tiefem Sinn, zarter Fühlbarkeit, von reifer Vernunft und fester Männlichkeit und von interessanten Spuren der lebendigsten Leidenschaftlichkeit; und dabei auserlesen und von vollendetem Ausdruck, ohne Vergleich der höchste und erste seiner Art.

Der Zweck der Kritik, sagt man, sei Leser zu bilden. — Wer gebildet sein will, mag sich doch selbst bilden! Dieß ist unhöflich, es steht aber nicht zu ändern.

Die Demonstrationen der Philosophie sind eben Demonstrationen im Sinne der militärischen Kunstsprache. Mit den Deductionen steht es auch nicht besser wie mit den politischen; auch in den Wissenschaften besetzt man erst ein Terrain und beweist dann hinterdrein sein

Recht daran. Auf die Definitionen läßt sich anwenden, was Chamfort von den Freunden sagt, die man so in der Welt hat. Es giebt drei Arten von Erklärungen in der Wissenschaft: Erklärungen, die uns ein Licht oder einen Wink geben; Erklärungen, die nichts erklären; und Erklärungen, die alles verdunkeln. Die rechten Definitionen lassen sich gar nicht aus dem Stegreife machen, sondern müssen einem von selbst kommen; eine Definition, die nicht witzig ist, taugt nichts, und von jedem Individuum giebt es doch unendlich viele reale Definitionen. Die nothwendigen Förmlichkeiten der Kunstphilosophie arten aus in Etikette und Luxus. Als Legitimation und Probe der Virtuosität haben sie ihren Zweck und Werth wie die Bravourarien der Sänger und das Lateinschreiben der Philologen. Auch machen sie nicht wenig rhetorischen Effect. Die Hauptsache aber bleibt doch immer, daß man etwas weiß, und daß man es sagt. Es beweisen oder gar erklären wollen ist in den meisten Fällen herzlich überflüssig.

Es giebt eine Rhetorik des Enthusiasmus, die unendlich weit erhaben ist über den sophistischen Misbrauch der Philosophie, die declamatorische Stylübung, die angewandte Poesie, die emprovisirte Poli-

litik, welche man mit demselben Namen zu bezeichnen pflegt. Ihre Bestimmung ist, das Göttliche zu constituiren, und das Schlechte real zu vernichten.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikwesen zu schmähen. Aber soll der wahre Autor nicht auch Fabrikant seyn? Soll er nicht sein ganzes Leben dem Geschäft widmen, litterarische Materien in Formen zu bilden, die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich sind? Wie sehr wäre manchem Pfuscher nur ein geringer Theil von dem Fleiß und der Sorgfalt zu wünschen, die wir an den geringsten Werkzeugen kaum noch achten.

Man betrachtet die kritische Philosophie immer, als ob sie vom Himmel gefallen wäre. Sie hätte auch ohne Kant in Deutschland entstehen müssen, und es auf viele Weise können. Doch ists so besser.

In England ist der Witz wenigstens eine Profession, wenn auch keine Kunst: Alles wird da zünftig und selbst die roués dieser Insel sind Pedanten.

So auch ihre wits, welche die unbedingte Willkühr, deren Schein dem Witz das Romantische und Piquante giebt, in die Wirklichkeit einführen, und so auch witzig leben wollen, es gehe wie es gehe; daher ihr Talent zur Tollheit. Sie sterben für ihre Grundsätze.

Eine classische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen.

Die Sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkührliche und doch durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich, sie zu erkünsteln und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein Räthsel. Sie soll Niemanden täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären wohl auch mit gemeint. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Ver-

einigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freieste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, immer wieder von neuem glauben und misglauben, bis sie schwindlicht werden, den Scherz grade für Ernst und den Ernst für Scherz halten.

Ironie ist die Form des Paradoxen. Parador ist alles, was zugleich gut und groß ist.

* * *

Und so nehmt denn mit und ohne Ironie, was Euch eben so dargeboten wurde; und haltet nur getrost die eine oder andre dieser combinatorischen

Anregungen Eures ernstlichsten Nachdenkens würdig. Scheint Euch diese Anfoderung zu schwer und mancher der hingeworfnen Gedanken zu leicht: so zieht, wenn es möglich ist, in gewissenhafte Erwägung, daß vielleicht einiges mit Absicht so leicht sei, um denjenigen, für den auch das Schwere gesagt ist, in die jovialische Stimmung zu versetzen und darin zu erhalten, in der es den Sterblichen am ersten vergönnt ist, das imponderable Gewicht des wahren Ernstes und der ernsten Wahrheit zu empfinden; des wahren Ernstes, der in so vielen Fällen auch der wahre Scherz zu sein pflegt.

Ihr merkt schon an der feierlichen Wendung, daß es meine Absicht sei, Euch ein kritisches Lebewohl zu sagen.

Nicht daß ich gesonnen wäre, die rühmlich geführten Waffen der Ironie im Tempel der Polemik aufzuhängen und den Kampfplatz andern zu überlassen. Nein, ich werde es mir nicht versagen, mit den Werken der poetischen und der philosophischen Kunst wie bisher so auch ferner für mich und für die Wissenschaft zu experimentiren. Aber ich werde diese Beschäftigung, die meine Idiosynkrasie mir zum Gesetz macht, von nun an auf die beiden Zwecke einer Geschichte der Dichtkunst und einer Kritik der Philosophie durchaus beschränken. Die

letzte wird zum Theil Polemik sein müssen: so daß also auch von dieser Seite meine Bekehrung nicht als vollständig angesehn werden kann. Die Resignation wird vorzüglich nur darin bestehen, daß ich es der neuen Zeit und allem, was ihr angehört, von nun an überlassen werde, sich selbst zu kritisiren; ein Geschäft, das sie wahrscheinlich mit eben so viel Kraft und Muth, als Lust und Laune betreiben wird, wie so manches andre von größerm Gewicht; es müßte denn sein, daß die Muse der Komödie es anders lenkte und auch von mir ein kleines Opfer leichter Saturnalien foderte.

Ich habe den Beschluß dieses Bruchstücks zu einer Vorrede des Ganzen bestimmt: denn es sollte der Natur der Sache gemäß mehr eine Nachrede als eine Vorrede sein. Aber werdet Ihr auch eine Reihe von Studien für ein Ganzes halten wollen, bloß deswegen, weil sie von Einem Geist beseelt, und in diesem nicht ohne Zusammenhang entstanden sind? Dieß bleibe Euch und Eurer unbedingten Willkühr überlassen. Jene Einheit des Geistes aber kann ich nachweisen; in der unverkennbaren Tendenz aller jener Versuche und in der unwandelbaren Maxime.

Diese Tendenz ist: trotz eines oft peinlichen Fleißes im Einzelnen — seines Fleißes, sagt Les-

sing, darf sich jedermann rühmen — dennoch alles im Ganzen nicht sowohl beurtheilend zu würdigen, als zu verstehen und zu erklären.

Daß man im Kunstwerke nicht bloß die schönen Stellen empfinden, sondern den Eindruck des Ganzen fassen müsse; dieser Satz wird nun bald trivial sein, und unter die Glaubensartikel gehören. Weiter noch gehn die Philosophen, und fodern, ja versuchen, sich selbst und andre im Ganzen zu verstehen, mag der Autor auch dieses Ganze, den gemeinsamen Geist in einen noch so geistlosen Buchstaben gehüllt, und in eine sehr complicirte Reihe vieler, vielleicht etwas confuser Schriften zerstreut haben. Aber auch das genügt mir bei weitem noch nicht; und ich denke, wenn ihr es wirklich erkannt habt, daß man das Werk nur im System aller Werke des Künstlers ganz verstehe, so werdet ihr es über kurz oder lang auch wohl anerkennen müssen, daß nur der den Geist des Künstlers kennt, der diejenigen gefunden hat, auf die er sich, äußerlich vielleicht durch Nationen und Jahrhunderte getrennt, unsichtbar dennoch bezieht, mit denen er ein Ganzes bildet, von dem er selbst nur ein Glied ist; werdet es anerkennen müssen, daß dieser organische Zusammenhang Aller das Genie von dem bloßen Talent unterscheidet, welches eben da-

durch, daß es isolirt ist, sich als falsche Tendenz der Kunst und der Menschheit verräth. So muß auch das Einzelne der Kunst, wenn es gründlich genommen wird, zum unermeßlichen Ganzen führen! Oder glaubt Ihr in der That, daß wohl alles andre ein Gedicht und ein Werk sein könne, nur die Poesie selbst nicht? —

Wollt Ihr zum Ganzen, seid Ihr auf dem Wege dahin, so könnt Ihr zuversichtlich annehmen, Ihr werdet nirgends eine natürliche Gränze finden, nirgends einen objectiven Grund zum Stillstande, ehe Ihr nicht an den Mittelpunct gekommen seid. Dieser Mittelpunct ist der Organismus aller Künste und Wissenschaften, das Gesetz und die Geschichte dieses Organismus. Diese Bildungslehre, diese Physik der Fantasie und der Kunst dürfte wohl eine eigne Wissenschaft sein, ich möchte sie Encyklopädie nennen: aber diese Wissenschaft ist noch nicht vorhanden.

Und eben weil sie noch nicht vorhanden ist, diese Wissenschaft, darf ich für meine im Geist derselben entworfnen kritischen Versuche und Bruchstücke die ernstlichste Aufmerksamkeit und Theilnahme fodern. Denn Ihr mögt nun simple bloß passive Leser sein, oder was mir wahrscheinlicher ist, angehende Kritiker und also reagirende Leser, so wer-

det Ihr in ihnen, wenn Ihr es nur suchen wollt, nicht weniges finden können, was Euch über den eigentlichen Sinn Eures Geschäfts selbst entweder ein wahres Licht geben, oder doch den Schein des falschen Lichts vernichten kann.

Nur das Eine will ich noch über jene Encyklopädie sagen. Entweder hier ist die Quelle objectiver Gesetze für alle positive Kritik oder nirgends. Und wenn dem so ist, so kann, das folgt unmittelbar, wahre Kritik gar keine Notiz nehmen von Werken, die nichts beitragen zur Entwicklung der Kunst und der Wissenschaft; ja es ist sonach eine wahre Kritik auch nicht einmal möglich von dem, was nicht in Beziehung steht auf jenen Organismus der Bildung und des Genies, von dem, was fürs Ganze und im Ganzen eigentlich nicht existirt.

Es kann der Fall sein, daß man sich des Beweises dieser Nichtexistenz und Nullität nicht überheben darf; und damit ist die Nothwendigkeit der Polemik auf eine Weise deducirt, die, weil sich jene einzelnen Fälle und das Dringende derselben sehr evident machen lassen, auf eine verhältnißmäßig allgemeine Einstimmung rechnen darf. Mir aber ist die Polemik noch weit mehr als das, weit mehr als nur ein nothwendiges Uebel; wenn sie ist, wie

sie sein soll, so ist sie mir das Siegel von der lebendigsten Wirksamkeit des Göttlichen im Menschen, der Prüfstein eines reifen Verstandes. Sollte es nicht der Anfang aller Erkenntniß sein, das Gute und das Böse zu unterscheiden? So ist wenigstens mein Glaube; und wenn ich sehe, daß ein Mann in seiner eigenthümlichen Sphäre sich nur mit einer leichten und oberflächlichen Toleranz begnügt, und nicht das Herz hat, irgend etwas Ausgezeichnetes unbedingt zu verwerfen und als böses Princip zu setzen, so muß ich meiner Denkart gemäß denken, er sei noch eben nicht im Klaren, wenn er auch, was die äußere Erscheinung betrifft, vor lauter Klarheit leuchten sollte.

Rechtfertigen kann ich diesen Glauben hier nicht und diese Polemik; aber ich denke, meine Philosophie und mein Leben werden es. Hier kann ich vor der Hand nur die absolute Subjectivität alles dessen, was sich darauf bezieht, anerkennen, und Euch selbst die Maxime sagen, die mich leitete, um Es euch dadurch auf den Fall, daß Ihr mich verstehen wollt, ganz leicht zu machen. Es ging mein Bestreben nicht sowohl dahin, die große Menge der schwachen Subjecte, die in jeder Sphäre der Kunst ihre nichtige Thätigkeit zwecklos treibt, zu annihiliren, als vielmehr die Scheidung des gu-

ten und des bösen Princips bis auf die höchsten Stufen der Kraft und der Bildung fortzusetzen: denn dazu fand ich mich besonders berufen. Daher sind oft vielleicht grade dieselben die mit reifem Bedacht gewählten Gegenstände meiner Polemik, welche für andre, die es weniger genau nehmen, Ideale der Nachbildung sein können. Eben daher lernte ich mit Ironie bewundern.

Jene Maxime werde ich auch ferner befolgen, und um so weniger ist es nöthig, noch etwas darüber zu sagen. Um aber die Anerkennung der erwähnten Subjectivität desto entschiedner zu sanctioniren, schließe ich das Ganze mit dem subjectivsten, was es geben kann, mit einem bloßen Gedicht.

Nur von Lessing zuvor noch einige Worte, wiewohl auch das Gedicht ihn mit angeht, und die Stelle, die er darin einnimmt, den Grad und die Art der Ehrfurcht, die ich für ihn hege, besser als alles andre auszudrücken vermögen wird.

Und warum ehre ich denn nun den Mann so hoch, dem ich vieles ganz abspreche, was andre einzig an ihm loben?

Ich werde es Euch sehr kurz und sehr deutlich sagen können, und solltet Ihr dennoch wie bisher über Unverständlichkeit klagen, so hoffe ich Euch wenigstens klar zu machen, daß es nicht am

Ausdruck, sondern an der Sache liegt. Uebrigens bleibt mir auf diesen Fall nur der fromme Wunsch, daß Ihr doch einmal anfangen möchtet, das Verstehen zu verstehen; so würdet Ihr inne werden, daß der Fehler gar nicht da liegt, wo Ihr ihn sucht, und würdet Euch nicht mehr mit solchen confusen Begriffen und leeren Fantomen täuschen.

Ich ehre Lessing wegen der großen Tendenz seines philosophischen Geistes und wegen der symbolischen Form seiner Werke. Wegen jener Tendenz finde ich ihn genialisch; wegen dieser symbolischen Form gehören mir seine Werke in das Gebiet der höhern Kunst, da eben sie — nach meiner Meinung — das einzige entscheidende Merkmal derselben ist.

Wenn Ihr versuchen wollt, Autoren oder Werke zu verstehen, d. h. sie in Beziehung auf jenen großen Organismus aller Kunst und Wissenschaft genetisch zu construiren; so werdet Ihr bemerken, daß es vier Kategorien giebt, in die sich alles scheidet, was Ihr bei einer solchen Construction Charakteristisches in dem Phänomen der Kunstwelt findet; vier Begriffe, unter die sich das alles fügt: Form und Gehalt, Absicht und Tendenz. Aber nicht alle diese Kategorien sind auf jedes Werk, auf jeden Autor anwendbar.

Alle Gedanken eines Spinosa, eines Fichte könnt Ihr auf einen einzigen Centralgedanken reduciren, und diese über die allgepriesne Consequenz eben so weit erhabne als ganz von ihr verschiedne Identität des ganzen Stoffs kann Euch lehren, daß dieser hier die Hauptsache sei, wenn Ihr die Bemerkung hinzunehmt, daß die Form selbst bei jedem dieser beiden kühnsten und vollendetsten Denker nur ein Ausdruck, Symbol und Wiederschein des Inhalts ist, nämlich des Wesentlichen, des einen und untheilbaren Mittelpuncts des Ganzen. Darum ist die Form des Einen die der Substanz und Permanenz, Gediegenheit, Ruhe und Einheit, die des andern Thätigkeit, Agilität, rastlose Progression, kurz der diametrale Gegensatz der ersten. Nach Absicht im Ganzen kann man nur bei einem Jakobi oder Kant fragen, weil diese keine Tendenz haben, oder welches eben so viel sagt, eine absolut falsche; eine Tendenz, die, mag es durch den verwickelten krummen Gang, der solchen Naturen eigen ist, noch so künstlich verhüllt und dem gemeinen Auge tief verborgen sein, zuletzt einzig und allein auf dasjenige sich beziehn läßt, was für den Philosophen durchaus keine Realität hat. Dergleichen Naturen habt ihr verstanden, wenn Ihr aus der Complexion der Nebenabsichten, an

denen sie so reich zu sein pflegen, die Centralabsicht des Ganzen gefunden habt; wo sich dann oft das Fantom von selbst in sein Nichts auflösen würde. Nicht so bei jenen Großen. Da könnt Ihr in einzelnen Werken vielleicht Absichten sehr klar und rein ausgedrückt finden. Im Ganzen werdet Ihr aber nie eine Absicht nachweisen und begründen können als die, das, was ihre Tendenz ist, unbedingt darzustellen oder unbedingt mitzutheilen. Da ist also die Tendenz alles.

Desgleichen bei Lessing, der den Spinosa liebte, wenn es gleich nicht möglich war, daß er ihn, ehe der Gegensatz seiner Ansicht entdeckt war, vollkommen verstehen und in diesem Sinne Spinosist sein konnte. Er liebte Spinosa, und Fichte muß ihn, seiner Denkart und seinen Grundsätzen gemäß, ehren. Das ist das beste Lob für Lessings Anlage zur Speculation. Da er nicht zu jenen großen Erfindern gezählt werden kann, da er nur die Skizze eines vortrefflichen Philosophen blieb, so kann auch bei ihm nicht von dem Stoff, dem System seiner Gedanken die Rede sein. Desto mehr aber von der Form.

Zuvor muß ich nur Eins erinnern. Was Ihr in den philosophischen Büchern von der Kunst und von der Form gesagt findet, reicht ungefähr hin,

um die Uhrmacherkunst zu erklären. Von höherer Kunst und Form findet ihr auch nirgends nur die leiseste Ahndung, so wenig, wie einen Begriff von Poesie.

Das Wesen der höhern Kunst und Form besteht in der Beziehung aufs Ganze. Darum sind sie unbedingt zweckmäßig und unbedingt zwecklos, darum hält man sie heilig wie das Heiligste, und liebt sie ohne Ende, wenn man sie einmal erkannt hat. Darum sind alle Werke Ein Werk, alle Künste Eine Kunst, alle Gedichte Ein Gedicht. Denn alle wollen ja dasselbe, das überall Eine und zwar in seiner ungetheilten Einheit. Aber eben darum will auch jedes Glied in diesem höchsten Gebilde des menschlichen Geistes zugleich das Ganze sein, und wäre dieser Wunsch wirklich unerreichbar, wie uns jene Sophisten glauben machen wollen, so möchten wir nur lieber gleich das nichtige und verkehrte Beginnen ganz aufgeben. Aber er ist erreichbar, denn er ist schon oft erreicht worden, durch dasselbe, wodurch überall der Schein des Endlichen mit der Wahrheit des Ewigen in Beziehung gesetzt und eben dadurch in sie aufgelöst wird: durch Allegorie, durch Symbole, durch die an die Stelle der Täuschung die Bedeutung tritt, das einzige Wirkliche im Dasein, weil nur der Sinn, der

Geist des Daseins entspringt und zurückgeht aus dem, was über alle Täuschung und über alles Dasein erhaben ist.

Gebt der gemeinen Kunst so viel Würde und so viel Anmuth als Ihr wollt: es wird nie die höhere daraus werden. Oder glaubt Ihr, daß ein mächtiger Baum aus Hülsen ohne Kern und Kraft emporwachsen könne? —

Und ihr mögt noch so sehr auf die Absonderung der Natur und der Kunst dringen: auf jenem falschen Wege wird es Euch in Ewigkeit nicht gelingen.

Für die höhere Kunst und ihren Begriff existirt diese Schwierigkeit gar nicht. Sie ist selbst Natur und Leben und schlechthin Eins mit diesen; aber sie ist die Natur der Natur, das Leben des Lebens, der Mensch im Menschen; und ich denke, dieser Unterschied ist für den, der ihn überhaupt wahrnimmt, warlich bestimmt und entschieden genug. Sollte aber dennoch jemand einen bestimmtern fodern zu müssen glauben, so wird er, was er fodert und glaubt, schwerlich sich selbst klar zu machen im Stande sein.

Jedes Gedicht, jedes Werk soll das Ganze bedeuten, wirklich und in der That bedeuten, und durch die Bedeutung und Nachbildung auch wirklich

und in der That sein, weil ja außer dem Höheren, worauf sie deutet, nur die Bedeutung Dasein und Realität hat.

Habt Ihr diese symbolische Form noch nie wahrgenommen, habt Ihr noch nie unterschieden, ob ein Werk nach dem vegetabilischen oder nach dem animalischen Organismus construirt sei, könnt Ihr nicht wenigstens die Farbe und den Farbenton in einem Gedicht empfinden: so laßt es nur mit der Poesie, oder glaubt wenigstens ohne Scheu und Rücksicht, daß Euch noch einiges in diesem Gebiet, dessen Umfang nie ein Sterblicher ermessen wird, neu und unbekannt sei: denn das, was ich erwähnt habe, ist grade das Erste und Letzte, das Wesentliche und Höchste; damit nimmt der Begriff der höhern Kunst seinen Anfang.

Diese Kunst ist nur Eine. Darum fodre ich auch von dem philosophischen Werk eine symbolische Form; und denkt nur nicht, daß es mir an Beispielen fehlen würde, sie nachzuweisen. Ich könnte Philosophen anführen, bei denen alles kreisförmig ist; andre, die nur im Schema der Triplicität construiren können; auch Ellipsen wollte ich aufzeigen und noch manches andre, was Euch nur ein Spiel meines Witzes scheinen würde. Ich begnüge mich

zu bemerken, daß die bis jetzt vorhandnen philosophischen Formen mathematischer Art sind.

So auch Lessings Form, die Ihr selbst vielleicht für die höchste in dieser Sphäre anerkennen werdet.

Man nennt das Paradoxe zu Zeiten excentrisch. Es ist überhaupt eine löbliche Maxime, die Aussprüche des Gemeinsinns mit Absicht buchstäblicher zu nehmen, als sie gemeint sind; und grade hier ist es ganz besonders der Fall.

Giebt es wohl ein schöneres Symbol für die Paradoxie des philosophischen Lebens, als jene krummen Linien, die mit sichtbarer Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit forteilend immer nur im Bruchstück erscheinen können, weil ihr eines Centrum in der Unendlichkeit liegt?

Eine solche transscendente Linie war Lessing, und das war die primitive Form seines Geistes und seiner Werke.

Am klarsten und faßlichsten findet Ihr sie in Ernst und Falk, seinem gebildetsten, vollendetsten Product. Habt Ihr sie da verstanden, so werdet Ihr sie auch wohl in der Erziehung des Menschengeschlechts sehen; und auch, in einem größern Maaßstabe sogar, aber mit den störenden Zusätzen eines nichtigen Stoffs oder einer fal-

schen Tendenz, im ganzen Anti-Götze, als Ein Werk betrachtet, und in der Dramaturgie; im größten Maaßstabe aber in dem Ganzen seiner litterarischen Laufbahn.

Dieselbe Form grade ist die des Plato; und ihr werdet keinen einzelnen Dialog und keine Reihe von Dialogen verständlich construiren können, als nach jenem Symbol.

Was soll man zu dem Manne sagen, den sein Genie mitten aus dieser Gemeinheit und dieser Fülle von falschen Tendenzen grade in der Form des Ganzen der Höhe des erhabensten Philosophen und des kunstreichsten Redekünstlers näherte?

Herkules Musagetes.

Opfre dich selber zuvor und alles was sterblich der Muse,
Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geist.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder so denken:
Denn wie reute den Mann, was er so männlich beschloß?
Schamlos mehret die Bücher, die schon im Druck sich erdrücken,
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was schadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
Weg sich wendend vom Lärm alles zusammen verdammt,
Seh ich gelassen es an: denn ich weiß ja die alten Geschichten,

Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.
Stellet mir selbst gegenüber den Mann, der gerüstet zum Kriege
Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehrt.
Ja, ich sehe den Stolz in der Brust und wie alles ihn nichts dünkt,
Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt:
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
Hätte wohl selber wie gern rasch mit dem Leben gespielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
Muth der muthigen Schaar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Andres beschlossen die Götter und willig nehm ich mein Schicksal,
Trotz dem adlichen Neid froh und zufrieden im Muth.
Nein, es verwirret mich nicht, daß so Göttliches da noch vorhanden,
Ach in jenem Bezirk, der mir auf ewig versagt.

Nur wenn den Schutz den erbärmlichen gnädig die Herrscher uns reichen,
Regt in der Brust sich der Grimm, von uns zu werfen die Schmach.
Besser wir bleiben für uns im Dunkel gehaßt und verachtet,
Als im ekeln Gemisch Hohes und Niedres zu sehn.
Wahrlich und wäre die Kunst ein Dendrit nur von besserem Leben,
Spräch ich: Wachse denn fort, wie die Natur dir gebeut,
Trauend im Innern der bildenden Kraft, die wohl einst noch den Lichtpunkt,
Den der Wurm hier verlacht, strahlend zur Sonne verklärt.
Kühn drum wandl' ich auf einsamer Spur doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Gestirn.
Klar erkenn' ich mich selbst und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Lessing und Goethe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet,

Würdiger Quell warst du, heiliger Winkelmann, einst!
Was den beiden entrissen die Parce, das gab sie dem einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich bewußtlos vernichtend, so kamest Du, Fichte! von oben,
Blitztest mitten ins Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Anmuth gab Dir der Gott und den Tiefsinn künstlicher Dichtung,
Tiek, erfindsamer Freund. Werke verkünden Dich laut,
Und wohl schiene bestochen mein Lob, als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunstreich die Farben vermischt,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Pilaster der Kunst, seid mir Poeten gegrüßt!
Beide entzündet vereint denn der Dichtkunst blühende Iris,
Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umspannt!

Euch ja nur Euch verdank' ich des alten Wunsches Erfüllung,
Daß nun melodische Kraft brausend der Lippe entströmt.
Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz;
Und die so leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung sich freuen,
Alle wieg ich sie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn Ihr sie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl selbst himmlische Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefsten der Seele.
O wie gesteh ich so gern, daß ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich, verbunden auf ewig mit jenen,
Die ich dankbar genannt, göttlicher Ritter! mit Dir
Eins zu werden gesinnt, wie ich schnell Dich liebend umfaßte

Redner der Religion, früher Novalis! auch Dich.

Fester umarm ich Euch stets, und so laßt mir die Flammen gewähren;
Denn nicht Liebe allein schlägt ja in männlicher Brust.
So wie die Guten erkenn' ich die Schlechten; verschmähend die Menge
Wählt' ich die Stärkeren gern tödtend mit löblichem Haß.
Manchen schon traf ich, der innerlich faul, und es hat sich bestätigt,
Mancher ist tückisch gesinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiß ich, die ehret der Pöbel, für den sie auch gut sind;
Nur daß der beßre sich täuscht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Kleinen geneckt, die ich auch nicht verschonte:
Daß das Gesindel mich haßt, hab ich ja wahrlich verdient.
Dennoch ist freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
Was nur der Genius sprach, oft noch von keinem erkannt?

Ja willkommen sind alle, die nur empfänglich sich
zeigen;
Aber so redlich ihrs meint, höret das einzige
Wort:
Freudig durchdringe Euch rasch, was die herrschen-
den Geister gebildet,
Nur bei den Wunden des Herrn, macht doch
nicht alles gleich nach!
Auf und vernehme denn jeder die muthigen Lehren
in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Lie-
be geweiht:
Willst Du leben der Kunst, so könne dem Leben ent-
sagen,
Was dem Volke so scheint, fliehen wie langsa-
men Tod.
Wahrheit wolltest Du geben, zurück nur behalten
die Liebe?
Wenn Du nicht beide verkennst, ist es noch
dunkel in Dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und
dem äußern Verhältniß,
Sondern von innen heraus bilde für sich nur
das Werk.
Ehre die marmornen Männer; denn löblich sind sie
von Ferne:

Doch wenn Du glühend Dich nahst, friert auf der Lippe das Wort.
Siehst Du wo Liebe verborgen, so hauch ihr flammende Nahrung,
Daß der freudige Keim wachse zum Göttergebild,
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund Dir, um weichlich zu ruhen:
Sondern wer gleich Dir an Geist kräftig Dich regt und ergänzt.
Bücher verschlingend, wie Cato der strenge bei nächtlicher Lampe,
Dräng der Jahrhunderte Mark mächtig zusammen in Dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende suchet,
Grabe Du tief in das Buch, bis Du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunst Dir, gebildeter was Du berührest:
Wem das kleinste zu klein, dem ist auch großes zu groß.
Ja auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe Dir köstlich;
Aber so Du es liebst, gieb ihm Du selber den Tod,

Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
Denn von des Einzelnen Tod blüht ja des Ganzen Gebild.
Lange schon kanntest den Stoff Du, den einen, deß Fülle unendlich;
Fasse nun auch ins Gemüth dieses Geheimniß der Form:
Kennst die bewegliche Drei Du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, so wollt' es der Gott, findest Du nimmer die Eins.
Schaust Du geschwungen die Bahn hinaus sich verlieren ins Weltall?
Wer, was unendlich sie treibt, kennt und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreise noch schöner vollenden das Ganze;
Ist ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und eins.
Leis' auch entfaltet der Keim sich, es wachsen die Blätter und Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer sich schmückt.
Nur in des Lichtes Gestalt, das so golden die Sonne uns sendet,

Hüllt sich blüthenbekränzt kindlich das innere Licht.
Wurde Dir Blume die Welt, Du selbst nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlst Du ewig das Grün frisch in lebendiger Welt,
Ahndest von muthigen Wogen umflossen denn bald das Geheimniß,
Wie das gegliederte All zeugendem Wasser entsprang,
Siehst die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Wollust,
Siehst das schwellende Herz trunken von heißerem Blut;
Und es ergreift, weil Du schauest die Gottheit, die süße Begier Dich,
Göttlich zeugend das Werk ähnlich zu bilden dem All.
Seelig der Mann, der so großes zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum sterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächse sein eigen,
Sinnreich kann er sie leicht bilden zur schönen Gestalt,

Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneun, künstlich verschlungen in Eins.
Wirket denn, Freunde, mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Musen
Wandelt herkulische Kraft noch die germanische Flur.

VI.

Ueber Shakspeare's Romeo und Julia.

Man hat viel Gewicht auf den Umstand gelegt, daß Shakspeare die diesem Schauspiel zum Grunde liegende Geschichte sogar in kleinen Besonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade so genommen, wie er sie vorfand. Auch mir scheint er merkwürdig, aber in einer andern Hinsicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur entfernt Ansprüche zu machen, die ganze Macht seines Genius auf die Gestaltung wandte, setzte ohne Zweifel das Wesen seines Geschäftes einzig in diese, sonst hätte er fürchten müssen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienst absprechen. Er hatte also feinere, geistigere Begriffe von der dramatischen Kunst, als man gewöhnlich ihm zuzuschreiben geneigt ist. Aber auch von der Bildung der Zuschauer, für die Shak-

speare eine so allgemein bekannnte und populäre Erzählung (denn dieß war sie damals) dramatisch bearbeitete, erweckt es eine günstige Vorstellung, daß sie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das wie als auf das was ankam. Vielleicht ließe es sich aus mancherlei Andeutungen wahrscheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter trotz ihrer Unwissenheit und einer gewissen Rauhheit der Sitten mehr poetischen Sinn und einen freieren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauspielen ist Shakspeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer schlechten Uebersetzung des Plutarch, oder einer Novelle mit eben so gewissenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er bloß Winke benutzt, oder unabhängig ersonnen zu haben scheint, ist man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder sie können auch verloren gegangen sein. Ueber diesen Punct haben hauptsächlich die letzten Herausgeber, Steevens und Malone, so viele vorher vernachlässigte Entdeckungen gemacht, daß sich noch manche erwarten lassen, wenn mit ihrem forschenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geschichte Ro-

meo's und Juliens war aus des Luigi da Porta ursprünglicher Erzählung *) von Bandello, Boi-

*) Dieß ist sie nämlich, in so fern ihr keine wahre Geschichte zum Grunde liegt. Gerolamo della Corte trägt sie umständlich als eine solche in seinen Annalen von Verona unter der Regierung des Bartolomeo della Scala vor, behauptet auch das Grabmahl der beiden Liebenden (oder was man ihm dafür ausgab,) häufig gesehen zu haben. Man fällt natürlich auf den Gedanken, daß die Novellen-Dichter eine so wunderbare Begebenheit von dem Geschichtschreiber werden entlehnt haben, weil der entgegengesetzte Fall bei diesem gar zu wenig Urtheil verrathen würde. Dennoch scheint es hier wirklich so gegangen zu sein; denn Gerolamo della Corte, dem der gelehrte Maffei überhaupt nicht das beste Lob ertheilt, hat die Geschichte von Verona bis auf das Jahr 1560 geführt, die Novelle von Luigi da Porta ist dagegen schon früh in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erschienen, und ein älteres historisches Zeugniß wird sich schwerlich finden. Es fehlt an Quellen für die Veronesische Geschichte, besonders in dem Zeitraume, wo das Haus della Scala herrschte. Muratori klagt (Script. rer. Italic. Vol VIII.), daß er nichts als eine kurze Chronik von Parisius de Cereta habe auftreiben können. In der Fortsetzung derselben von einem Ungenannten wird nicht nur von der Geschichte Romeo's und Juliens (dieß wäre bei der grossen Kürze der Chronik nicht zu verwundern) sondern auch von den Streitigkeiten der Montecchi und Cappelletti nichts erwähnt. Was aber die historische Authenticität noch weit verdächtiger macht, ist ein negatives Zeugniß der Dante. Bartolomeo regierte vom Jahr 1301 bis 1304; Dante kam entweder in dem letztgenannten Jahre oder nach andern Angaben im J. 1308 nach Verona, und lebte daselbst beträchtliche Zeit, von Alboino, besonders aber von Cangrande, den Brüdern und Nachfolgern des Bartolomeo, begünstigt. Das traurige Schick-

steau und Belleforest in ihre Novellensammlungen aufgenommen worden. Auch hatte man vor Shakspeare's Zeit verschiedene Uebertragungen derselben ins Englische. Diejenige, die er, wie nunmehr ausgemacht ist, wo nicht ausschließend, doch vorzüglich vor Augen gehabt, heißt: The tragicall Hystory of Romeus and Juliet: Contagning in it a rare Example of true Constancie etc., und ist in Versen abgefaßt. Ihrer Seltenheit wegen hat Malone sie hinter dem Romeo von neuem abdrucken lassen, so daß nun jeder die Vergleichung anstellen kann. Shakespeare hat sie eben nicht zu fürchten. Giebt es doch nichts gedehnte=

sal jener Liebenden hätte also noch in sehr frischem Andenken sein müssen, uud wäre gewiß wie die Geschichte der Francesca von ihm auf eine oder die andre Art in sein Gedicht eingeflochten worden, wenn es historischen Grund hätte. Dante kennt auch die beiden Familien, aber er nennt sie gemeinschaftlich als Freunde, wenigstens beide als gibellinisch gesinnt, in seiner Ermahnung an Kaiser Albrecht, sich Italiens anzunehmen. Purg. C. VI-

Vien a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, nom senza cura;
Color giá tristi, e costor con sospetti.

Die Filippeschi und Monaldi zagen;
Sorgloser! komm und sieh, schon unterdrückt,
Die Cappelletti und Montecchi klagen.

res, langweiligeres als diese gereimte Historie, welche

His genius, like richest alchymy,

Has chang'd to beauty and to worthiness.

Nur die Freude, diese wundervolle Umwandlung deutlicher einzusehen, kann die Mühseligkeit vergüten, mehr als dreitausend sechs- und siebenfüßige Jamben durchzulesen, die in Ansehung alles dessen, was uns in dem Schauspiele ergötzt, rührt und hinreißt, ein leeres Blatt sind. Mit der trockensten Kürze vorgetragen, werden die unglücklichen Schicksale der beiden Liebenden das Herz und die Fantasie immer noch treffen; aber hier wird unter den breiten, schwerfälligen Anmaßungen einer darstellenden Ausbildung die Theilnahme gänzlich erstickt. Wie viel war nicht wegzuräumen, ehe dieser gestaltlosen Masse Leben und Seele eingehaucht werden konnte! In manchen Stücken verhält sich das Gegebne und das, was Shakespeare daraus gemacht, wie die ungefähre Beschreibung einer Sache zu der Sache selbst. So ist aus folgender Angabe:

A courtier, that eche where was highly had in price,

For he was courteous of his speeche and pleasant of devise.

Even as a lyon would emong the lambes
be bolde,
Such was emong the bashfull maydes Mer-
cutio to beholde,

und dem Zusatze, daß besagter Mercutio von Kindesbeinen an beständig kalte Hände gehabt, eine glänzende, mit Witz verschwenderisch ausgestattete Rolle geworden. Man muß strenge auf dem Begriffe der Schöpfung aus nichts bestehn, um dieß nicht für eine wahre Schöpfung gelten zu lassen. Einer Menge feinerer Abweichungen nicht zu gedenken, finden wir auch einige bedeutende Vorfälle von der Erfindung des Dichters, z. B. das Zusammentreffen und den Zweikampf des Paris und Romeo an Juliens Grabe. Gesetzt aber auch, alle Umstände, bis auf die Klötze, die Capulets Bedienter zur Bereitung des Hochzeitmahles herbeischleppt, wären ihm fertig geliefert, und ihre Beibehaltung vorgeschrieben worden, so würde es desto bewundernswürdiger sein, daß er mit so gebundenen Händen Buchstaben in Geist, eine handwerksmäßige Pfuscherei in ein dichterisches Meisterwerk umzuzaubern gewußt.

Shakspeare's gewöhnliche Anhänglichkeit an etwas Vorhandnes läßt sich nicht ganz aus der vielleicht von ihm gehegten Meinung erklären, als ob

dieß Pflicht sei, noch weniger aus einem bloßen Bedürfnisse; denn zuweilen hat er dreist genug durch einander geworfen, was ihm in der ursprünglichen Beschaffenheit untauglich schien, und seine Erfindsamkeit, besonders in komischen Situationen, glänzend bewährt. Welche Fülle und Leichtigkeit er gehabt, weiß man: konnte ihm sein Ueberfluß nicht das Wählen und Anordnen erschweren, wenn er das unermeßliche Gebiet der Dichtung bloß nach Willkühr durchschweifte? Bedurfte er vielleicht einer äußern Umgränzung, um sich der Freiheit seines Genius wohlthätig bewußt zu werden? In der entlehnten Fabel baut er immer noch einen höheren, geistigeren Entwurf, worin sich seine Eigenthümlichkeit offenbart. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu manchen Schönheiten Anlaß gegeben haben, indem die nur durch gröbere Bande zusammenhängenden Theile desselben durch die Behandlung erst innere Einheit gewannen? Und diese, wo sie sich mit scheinbaren Widersprüchen beisammen findet, bringt eben jenen wundervollen Geist hervor, den wir immer neue Geheimnisse ablocken, und nicht müde werden ihn zu ergründen.

Mit der letzten Bemerkung ziele ich mehr auf einige andre Stücke als auf den Romeo. Dieser ist voll tiefer Bedeutung, aber doch einfach; es sind

keine Räthsel darin zu entziffern. Daß Shakspeare sowohl durch die bestimmte und leicht übersehbare Begränzung der Handlung, als durch eine nicht nur die Theilnahme sondern auch die Neugier spannende Verflechtung, den bloß technischen Foderungen an den Mechanismus des Drama's hier mehr Genüge geleistet hat, als er meistens pflegt, ist ein fremdes und zufälliges Verdienst: denn es lag in der Novelle, und doch war es gewiß nicht diese Beschaffenheit, was sie ihm zur dramatischen Bearbeitung empfahl. Das Zusammendrängen der Zeit, worin die Begebenheiten vorgehn, gehört schon weniger zu den Aeußerlichkeiten: sie folgt dem reissenden Strome der Leidenschaften. Das Schauspiel endigt mit dem Morgen des sechsten Tages, da sich in der Erzählung alles in langen Zwischenräumen hinschleppt. Doch sollten wir Shakspeare'n wohl so genau nicht nachrechnen, der diese Dinge mit einer heroischen Nachlässigkeit treibt, und unter andern die Gräfin Capulet, die im ersten Aufzuge eine junge Frau von noch nicht dreißig Jahren ist, im letzten plötzlich von ihrem hohen Alter reden läßt.

Die Feindschaft der beiden Familien ist der Angel, um welchen sich alles dreht: sehr richtig hebt also die Exposition mit ihr an. Der Zuschauer muß ihre Ausbrüche selbst gesehen haben, um zu wissen,

welch unübersteigliches Hinderniß sie für die Vereinigung der Liebenden ist. Die Erbitterung der Herren hat an den Bedienten etwas plumpe aber kräftige Repräsentanten: es zeigt, wie weit sie geht, daß selbst diese albernen Gesellen einander nicht begegnen können, ohne sogleich in Händel zu gerathen. Romeo's Liebe zu Rosalinden macht die andre Hälfte der Exposition aus. Sie ist vielen ein Anstoß gewesen, auch Garrik hat sie in seiner Umarbeitung weggeschafft. Ich möchte sie mir nicht nehmen lassen: sie ist gleichsam die Ouvertüre zu der musikalischen Folge von Momenten, die sich alle aus dem ersten entwickeln, wo Romeo Julien erblickt. Das Stück würde, nicht in pragmatischer Hinsicht, aber lyrisch genommen (und sein ganzer Zauber beruht ja auf der zärtlichen Begeisterung, die es athmet) unvollständig sein, wenn es die Entstehung seiner Leidenschaft für sie nicht in sich begriffe. Sollten wir ihn aber anfangs in einer gleichgültigen Stimmung sehn? Wie wird seine erste Erscheinung dadurch gehoben, daß er, schon von den Umgebungen der kalten Wirklichkeit gesondert, auf dem geweihten Boden der Fantasie wandelt! Die zärtliche Bekümmerniß seiner Eltern, sein unruhiges Schmachten, seine verschlossene Schwermuth, sein schwärmerischer Hang zur Einsamkeit, alles an ihm verkündigt den Günst-

ling und das Opfer der Liebe. Seine Jugend ist wie ein Gewittertag im Frühlinge, wo schwüler Duft die schönsten, üppigsten Blüthen umlagert. Wird sein schneller Wankelmuth die Theilnahme von ihm abwenden? Oder schließen wir vielmehr von der augenblicklichen Besiegung des ersten Hanges, der schon so mächtig schien, auf die Allgewalt des neuen Eindrucks? Romeo gehört wenigstens nicht zu den Flatterhaften, deren Leidenschaft sich nur an Hoffnungen erhitzt, und doch in der Befriedigung erkaltet. Ohne Aussicht auf Erwiederung hingegeben, flieht er die Gelegenheit, sein Herz auf andre Gegenstände zu lenken, die ihm Benvolio zu suchen anräth; und ohne ein Verhängniß, das ihn mit widerstrebenden Ahnungen auf den Ball in Capulets Hause führt, hätte er noch lange um Rosalinden seufzen können. Er sieht Julien, das Loos seines Lebens ist entschieden. Jenes war nur willig gehegte Täuschung, ein Gesicht der Zukunft, der Traum eines sehnsuchtsvollen Gemüths. Die zartere Innigkeit, der heiligere Ernst seiner zweiten Leidenschaft, die doch eigentlich seine erste ist, wird unverkennbar bezeichnet. Dort staunt er über die Widersprüche der Liebe, die wie ein fremdes Kleid ihm noch nicht natürlich sitzt; hier ist sie mit seinem Wesen zu sehr eins geworden, als daß er

sich noch von ihr unterscheiden könnte. Dort schildert er seine hoffnungslose Pein in sinnreichen Gegensätzen; hier bringt ihn die Furcht vor der Trennung zur wildesten Verzweiflung, ja fast zum Wahnsinne. Seine Liebe zu Julien schwärmt nicht müßig, sie handelt aus ihm mit dem entschlossensten Nachdrucke. Daß er sein Leben wagt, um sie in der Nacht nach dem Balle im Garten zu sprechen, ist ein geringes; der Schwierigkeiten, die sich ihrer Verbindung entgegensetzen, wird nicht gedacht; wenn sie nur sein ist, bietet er allen Leiden Trotz.

Julia durfte nicht an Liebe gedacht haben, ehe sie den Romeo sah: es ist das erste Entfalten der jungfräulichen Knospe. Ihre Wahl ist ebenfalls augenblicklich —

Amor' al cor gentil ratto s'apprende —

aber sie gilt für ewig. Es wäre unmöglich, sie für nichts weiter als ein unbesonnenes Mädchen zu halten, die im Gedränge unbestimmter Regungen, deren sie sich zum erstenmale bewußt wird, gleichviel auf welchen Gegenstand verfällt. Man glaubt mit den beiden Liebenden, daß hier keine Verblendung Statt finden kann, daß ihr guter Geist sie einander zuführt. In Juliens Hingebung ist noch eine göttliche Freiheit sichtbar. Zürnet nicht mit ihr, daß sie so leicht gewonnen wird: sie ist so jung und

ungekünstelt, sie weiß von keiner andern Unschuld, als ohne Falsch dem Rufe ihres innersten Herzens zu folgen. Im Romeo kann nichts ihre Zartheit zurückscheuchen, noch die feinen Foderungen einer wahrhaft von Liebe durchdrungenen Seele verletzen. Sie redet offen mit ihm und mit sich selbst; sie redet nicht mit vorlauten Sinnen, sondern nur laut, was das sittsamste Wesen denken darf. Ohne Rückhalt gesteht sie sich die ungeduldige Erwartung, womit sie am nächsten Abend ihrem Geliebten entgegensieht, denn sie fühlt, daß holde Weiblichkeit ihr auch in den Augenblicken des Taumels zur Seite stehen, und jede Gewährung heiligen wird. Im Gedränge zwischen schüchternen Wallungen und den Bildern ihrer entflammten Fantasie ergießt sie sich in einen Hymnus an die Nacht, und fleht sie an, sowohl diesen als der verstohlnen Vermählung ihren Schleier zu gönnen.

Der früheste Wunsch der Liebe ist zu gefallen; er beseelt auch die erste Annäherung Romeo's und Juliens beim Tanze. Es ist unendliche Anmuth über ihre Reden hingehaucht, wie sie nur aus dem reinsten Sittenadel und natürlicher Schönheit der Seele hervorgehen kann. Wie zart weiß Romeo die Kühnheit seiner Bitten unter Bildern der schüchternen Anbetung zu verschleiern! Ein in der Nähe

so vieler Zeugen geraubter Kuß darf uns nicht befremden: man führt Beispiele an, welche zeigen, daß dieß zu Shakspeare's Zeiten nicht für eine bedeutende Vertraulichkeit galt. Vielleicht dachte er aber auch an die freiere Lebensweise südlicher Länder, die ihm hier oft vorgeschwebt hat, so daß durch das Ganze hin eine Italiänische Luft zu wehen scheint. Ich denke, dem Sinne des Dichters gemäß müßte dieß Gespräch so vorgestellt werden, daß Romeo, wie Julia nach dem Tanze ausruht, sich neben sie setzt. Gröber kann man wohl nicht mißverstehen, als der Mahler, der auf einem Bilde der Shakspeare's-Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil sie ihn Pilger nennt, indem sie die liebliche Tändelei seiner Anrede fortführt.

Die Unterredung im Garten hat einen romantischen Schwung, und doch ist auch hier das Bildlichste und Fantasiereichste immer mit der Einfalt verschwistert, woran man die unmittelbaren Eingebungen des Herzens erkennt. Welche süßen Geheimnisse verräth uns die Allwissenheit des Dichters! Nur die verschwiegne Nacht darf Zeugin dieser rührenden Klagen, dieser hohen Betheurungen, dieser Geständnisse, dieses Abschiednehmens und Wiederkommens sein. Die arme Kleine! Wie sie eilt, den Bund unauflöslich

zu knüpfen! — Auch die Scene ist nichts weniger als gleichgültig. Unter dem heitern Himmel, bei dessen Anblick Romeo Juliens Augen wohl mit Sternen vergleichen konnte, von den Bäumen umgeben, deren Wipfel der Mond mit Silber säumt, stehen die Liebenden unter dem näheren Einflusse der Natur, und sind gleichsam von den künstlichen Verhältnissen der Gesellschaft losgesprochen. Eben so wird in der Abschiedsscene durch die Nachtigall, die Nachts auf einem Granatbaum singt, ein südlicher Frühling herbeigezaubert; und nicht etwan ein Glockenschlag, sondern die Stimme der Lerche mahnt sie an die feindliche Ankunft des Tages.

Eine Lage wie die, worein Julien die Nachricht von dem unglücklichen Zweikampfe und von Romeo's Verbannung versetzt, ließ sich schwerlich ohne alle Härten und Dissonanzen darstellen; indessen will ich nicht läugnen, daß Shakspeare sie weniger gespart habe, als unumgänglich nöthig war. Johnsons Tadel: den Personen dieses Stücks, wie bedrängt sie auch seien, bleibe in ihrer Noth immer noch ein sinnreicher Einfall übrig, hat vielleicht bei den Ausbrüchen der Verzweiflung Juliens am ersten einigen Schein. Doch glaube ich, bis auf wenige Zeilen, die ich glücklicher Weise in meiner Uebersetzung auslassen mußte, weil sie ganz in Wort-

spielen bestehn, läßt sich mit richtigen Begriffen von der Wahrheit im Ausdrucke der Empfindungen alles retten. Ich behalte mir darüber eine allgemeine Bemerkung vor.

Romeo's Qual ist noch zerreissender, weil er mit Unrecht, aber doch natürlicher Weise, sich als schuldig anklagen muß. Es entehrt ihn nicht, daß er seiner durchaus nicht mehr mächtig ist. Wer wollte dieß von dem Jünglinge fodern? Was dem Manne ziemt, weiß der Mönch wohl, aber auch, daß er in die Luft redet, und nur die Amme erbauen wird. Doch vergehen darüber einige Minuten, während welcher der Verzweifelnde sich sammeln, und dann auf den bündigeren Trost horchen kann, daß ihm eine Julia zugesagt wird, was die Philosophie nicht vermochte. Romeo's sanfte Männlichkeit giebt sich bei andern Gelegenheiten kund. Auch ohne die Vermittlung der Liebe scheint er über den Haß hinweg zu sein, und an der Feindschaft der beiden Familien keinen Antheil zu nehmen. Mit Capulets Tochter verbunden, läßt er sich von Tybalt auf das schnödeste reizen, ohne es zu ahnden. Er besitzt Muth genug, um hier feig scheinen zu wollen, und nur der Tod des edlen Freundes waffnet seinen Arm.

Wenn der Dichter uns von dem stürmischen

Schmerze der Liebenden nichts erließ, so ist es dagegen himmlisch zu sehen, wie sich der Ungestüm desselben am Morgen darauf in den Entzückungen der Liebe besänftigt hat, wie diese bei dem wehmüthigen Abschiede zugleich vertrauensvoll und Unglück ahnend aus ihnen spricht. Nachher ist Romeo, obschon in der Verbannung, nicht mehr niedergeschlagen; die Hoffnung, die blühende, jugendliche Hoffnung hat sich seiner bemeistert; fast fröhlich wartet er auf Nachricht. Ach! es ist nur ein letzter Lebensblitz, wie er selbst nachher solche Aufwallungen nennt. Was er nun von seinem Bedienten hört, verwandelt auch wie ein Blitz sein Innres: zwei Worte und er ist entschlossen zum Tode in die Erde hinabzusteigen, die ihn eben noch so schwebend trug.

Nach dieser unerschütterlichen Entscheidung ist eine Rückkehr in sich selbst nicht am unrechten Orte. Die Berathschlagung, wie er sich Gift verschaffen soll, und seine Bitterkeit gegen die Welt in dem Gespräche mit dem Apotheker hat etwas vom Tone des Hamlet. Daß Romeo den Paris an Juliens Grabe treffen muß, ist eine von den vielen Zusammenstellungen des gewöhnlichen Lebens mit dem ganz eignen, selbstgeschaffnen Dasein der Liebenden, wodurch Shakspeare den unendlichen Abstand des letzten von jenem anschaulich macht, und zugleich das Wunder-

bare der Geschichte beglaubigt, indem er es mit dem ganz bekannten Laufe der Dinge umgiebt. Der gutgesinnte Bräutigam, der Julien recht zärtlich geliebt zu haben glaubt, will ein außerordentliches thun: seine Empfindung wagt sich aus ihrem bürgerlichen Kreise, wiewohl furchtsam, bis an die Gränze des Romanhaften hin. Und doch, wie anders ist seine Todtenfeier als die des Geliebten! Wie gelassen streut er seine Blumen! Ich kann daher nicht fragen: war es nöthig, daß diese redliche Seele noch hingeopfert wird? daß Romeo zum zweitenmale wider Willen Blut vergießt? Paris gehört zu den Personen, die man im Leben lobpreist, aber im Tode nicht unmäßig betrauert; im Augenblicke des Sterbens interessirt er zu allererst durch die Bitte, in Juliens Grab gelegt zu werden. Romeo's Edelmuth bricht auch hier wie ein Strahl aus düstern Wolken hervor, da er über dem durch Unglück mit ihm verbrüderten die letzten Segensworte spricht.

Wie Juliens ganzes Wesen Liebe, so ist Treue ihre Tugend. Von dem Augenblicke an, da sie Romeo's Gattin wird, ist ihr Schicksal an das seinige gefesselt; sie hat den tiefsten Abscheu gegen alles, was sie von ihm abwendig machen will, und fürchtet in gleichem Grade die Gefahr entwei-

het oder ihm entrissen zu werden. Die tyrannische Heftigkeit ihres Vaters, das Gemeine im Betragen beider Eltern ist sehr anstößig; allein es rettet Julien von dem Kampfe zwischen Liebe und kindlicher Gesinnung, der hier gar nicht an seiner Stelle gewesen wäre: denn jene soll hier nicht als aus sittlichen Verhältnissen abgeleitet, und mit Pflichten im Streit, sondern in ihrer ursprünglichen Reinheit als das erste Gebot der Natur vorgestellt werden. Nach einer solchen Begegnung konnte Julia ihre Eltern nicht sehr achten; da sie gezwungen wird, sich zu verstellen, thut sie es daher mit Festigkeit und ohne Gewissenszweifel.

Daß zu ihrem furchtbaren Selbstgespräch, ehe sie den Trank nimmt, die Anlage in der Erzählung schon vorhanden war, gereicht wieder zu Shakspeare's Ruhme. Diese oberflächliche Aehnlichkeit des Gemeinsten mit dem Höchsten ist der Triumph der Kunst. Mit welcher Ueberlegenheit hat er ein solches Wagestück von Darstellung bestanden! Erst Juliens Schauer sich allein zu fühlen, fast schon wie im Grabe; das Ermannen, der so natürliche Verdacht, und wie sie ihn mit einer über alles Arge erhabenen Seele von sich weist, größer als jener Held, der wohl nicht ohne seine Zuversicht zur Schau zu tragen die angeblich vergiftete Arznei

austrank; wie dann die Einbildung in Aufruhr geräth, so viele Schrecken das zarte Gehirn des Mädchens verwirren, und sie den Kelch im Taumel hinunterstürzt, den gelassen auszuleeren eine zu männliche Entschlossenheit bewiesen hätte.

Ihr Erwachen im Grabe und die wenigen Augenblicke nachher schließen sich, eben durch den Gegensatz, auf das schönste hier an. Der Schlummer, der ihre Lebensgeister so lange gefesselt hielt, hat den Tumult ihres Blutes gestillt. Sie schlägt die Augen auf wie ein Kind, dem die Mutter etwas versprach und dem davon geträumt hat, mit voller Besinnung sich selbst zurechtweisend über das Grauenvolle um sie her. Sie läßt sich nicht hinreißen von der Stätte zu weichen, wo sie ihren Geliebten todt sieht, sie fragt nicht, sie weiß damit genug.

Wie eine milde sorgsame Vorsehung, die jedoch nicht mächtig genug ist, um dem feindseligen Zufalle vorzubeugen, steht vom Anfange an Bruder Lorenzo — amante antico e saggio — in der Mitte der beiden Liebenden. Kein Heiliger, aber ein Weiser in der Mönchskutte, ein würdiger, sanft nachdenkender Alter, fast erhaben in seiner vertrauten Beschäftigung mit der leblosen Natur, und äußerst anziehend durch seine eben so

genaue Kenntniß des menschlichen Herzens, die mit einer fröhlichen, ja witzigen Laune gefärbt ist. So liebenswürdig er sich zeigt, lassen uns doch seine naivsten Aeußerungen noch eine achtungswürdige Gewalt in seinem Wesen fühlen. Er hat einen schnellen Kopf, sich in den Augenblick zu finden und ihn zu nutzen; muthig in Anschlägen und Entschlüssen, fühlt er ihre Wichtigkeit mit menschenfreundlichem Ernst, und setzt sich ohne Bedenken Gefahren aus, um Gutes zu stiften. Wenn er thut, was seine jungen Freunde von ihm verlangen, so giebt er nicht leidend ihrem Ungestüme nach, sondern seiner eignen Ueberzeugung, seiner Ehrerbietung vor einer Leidenschaft wie diese, welche sein Herz erräth, wenn er gleich ihre Herrschaft nie an sich selbst erfuhr, oder wenigstens die geläuterte Atmosphäre seines Daseins längst nicht mehr von Stürmen getrübt wird. Er thut an Julien eine Foderung wie an eine Heldin, ermahnt sie zur Standhaftigkeit in der Liebe wie an eine Tugend, und scheint vorher zu wissen, daß er sich in ihr nicht betrügen wird. Von seinem Orden hat er nichts an sich, als ein wenig Verstellungskunst und physische Furchtsamkeit. Indessen muß die letzte wohl auch auf Rechnung des Alters kommen. Sie übermannt und verwirrt ihn

so, daß er in der unglücklichen Nacht auf dem Kirchhof Julien in dem Grabmahle allein läßt, was freilich bei ruhiger Besonnenheit gar nicht zu entschuldigen wäre. Doch ist er gleich darauf in einer Gefahr, der er nicht mehr entrinnen kann, freimüthig und Herr seiner selbst. Es ist sonderbar, daß diesem Mönche bei allen Gelegenheiten religiöse Vorstellungsarten eben so weit aus dem Wege liegen, als ihm sittliche Betrachtungen geläufig sind. Wie er den verzweifelnden Romeo zu trösten sucht, bietet er ihm

Der Trübsal süße Milch, Philosophie,

und in der That ist die vortreffliche Rede, die er kurz darauf an ihn hält, eine Predigt aus der blossen Vernunft. Ein einziges Mal theilt er Anweisungen auf den Himmel aus, nämlich wie er den trostlosen Eltern über Juliens vermeinten Tod zuspricht, also bei einem Anlasse, wo es ihm nicht Ernst damit ist. Man sieht hieraus, mit welchem dumpfen Sinne Johnson den Dichter muß gelesen haben, da er meint, Shakspeare habe an Julien ein Beispiel der bestraften Heuchelei aufstellen wollen, weil sie ihre Streiche meistens unter dem Vorwande der Religion spiele. Was für Namen soll man einer so dickhäutigen Fühllosigkeit geben?

Mercutio ist nach dem äußern Bau der Fabel

eine große Nebenperson. Das Einzige, wodurch er auf eine bedeutende Art in die Handlung eingreift, ist, daß er durch seinen Zweikampf mit Tybalt den des Romeo herbeiführt, (ein Umstand, den Shakspeare nicht einmal in der Erzählung vorfand) und dazu bedurfte es keines so hervorstechenden und reichlich begabten Charakters. Aber da es im Geiste des Ganzen liegt, daß die streitenden Elemente des Daseins, in ihrer höchsten Energie zu einander gemischt, ungestüm aufbrausen,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kusse sich verzehrt;

da das Stück, könnte man sagen, durchhin eine große Antithese ist, wo Liebe und Haß, das Süsseste und das Herbeste, Freudenfeste und düstre Ahnungen, liebkosende Umarmungen und Todtengrüfte, blühende Jugend und Selbstvernichtung unmittelbar beisammen stehen, so wird auch Mercutio's fröhlicher Leichtsinn der schwermüthigen Schwärmerei des Romeo in einem großen Sinne zugesellt und entgegengesetzt. Mercutio's Witz ist nicht die kalte Geburt von Bestrebungen des Verstandes, sondern geht aus der unruhigen Keckheit seines Gemüths unwillkührlich hervor. Eben das reiche Maaß von Fantasie, das im Romeo mit tiefem Gefühle gepaart, einen romantischen Hang erzeugt, nimmt im Mercu-

tio unter den Einflüssen eines hellen Kopfes eine genialische Wendung. In beiden ist ein Gipfel der Lebensfülle sichtbar, in beiden erscheint auch die vorüberrauschende Flüchtigkeit des Köstlichsten, die vergängliche Natur aller Blüthen, über die das ganze Schauspiel ein so zartes Klagelied ist. Eben so wohl wie Romeo ist Mercutio zu frühzeitigem Tode bestimmt. Er geht mit seinem Leben um, wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geist verdampft. Immer aufgeweckt, immer ein Spötter, ein großer Freund der Schönen, wie es scheint, obgleich ein verstockter Ketzer in der Liebe, so muthig als muthwillig, so bereit mit dem Degen als mit der Zunge zu fechten, wird er durch eine tödtliche Wunde nicht aus seiner Laune gebracht, und verläßt mit einem Spaße die Welt, in der er sich über alles lustig gemacht hat.

Die Rolle der Amme hat Shakspeare unstreitig mit Lust und Behagen ausgeführt: alles an ihr hat eine sprechende Wahrheit. Wie in ihrem Kopfe die Ideen nach willkührlichen Verknüpfungen durcheinander gehn, so ist in ihrem Betragen nur der Zusammenhang der Inconsequenz, und doch weiß sie sich eben so viel mit ihrem schlauen Verstande als mit ihrer Rechtlichkeit. Sie gehört zu den Seelen, in denen nichts fest haftet als Vorurtheile, und deren Sitt

lichkeit immer von dem Wechsel des Augenblicks abhängt. Sie hält eifrig auf ihre Reputation, hat aber dabei ein uneigennütziges Wohlgefallen an Sünden einer gewissen Art, und verräth nicht verwerfliche Anlagen zu einer ehrbaren Kupplerin. Es macht ihr eigentlich unendliche Freude, eine Heirathsgeschichte, das unterhaltendste, was sie im Leben weiß, wie einen verbotnen Liebeshandel zu betreiben. Darum rechnet sie auch Julien die Beschwerden der Bothschaft so hoch an. Wäre sie nicht so sehr albern, so würde sie ganz und gar nichts taugen. So aber ist es doch nur eine sündhafte Gutmüthigkeit, was ihr den Rath eingiebt: Julia solle, um der Bedrängniß zu entgehn, den Romeo verläugnen, und sich mit Paris vermählen. Daß ihre Treue gegen die Liebenden die Prüfung der Noth nicht besteht, ist wesentlich, um Juliens Seelenstärke vollkommner zu entfalten, da sie nun bei denen, die sie zunächst umgeben, nirgends einen Halt mehr findet, und bei der Ausführung des vom Lorenzo ihr angegebnen Entschlusses ganz sich selbst überlassen bleibt. Wenn auf der andern Seite diese Abtrünnigkeit aus wahrer Verderbtheit herrührte, so ließe sich nicht begreifen, wie Julia sie je zu ihrer Vertrauten hätte machen können. Das kauderwelsche Gemisch von Gutem und Schlechtem im Gemüth der Amme ist also ihrer Bestimmung völlig gemäß,

und man kann nicht sagen, daß Shakspeare den bei ihr aufgewandten Schatz von Menschenkenntniß verschwendet habe. Allerdings hätte er mit Wenigerem ausreichen können, allein Freigebigkeit ist überhaupt seine Art, Freigebigkeit mit allem, außer mit dem, was nur bei einem sparsamen Gebrauche wirken kann. Das Verhältniß seiner Kunst zur Natur erfodert nicht jene strenge Sonderung des Zufälligen vom Nothwendigen, welche ein unterscheidendes Merkmahl der tragischen Poesie der Griechen ausmacht. Das obige gilt auch vom alten Capulet (bei dem die Zugabe von Lächerlichkeit uns zum Theil des ernsteren Unwillens überhebt, den sein Betragen gegen Julien sonst verdient) und von den übrigen komischen Nebenrollen Peters, der Bedienten und Musikanten. Der gesellige, wohlmeinende, redliche Benvolio, der rohe Tybalt, der feine, gesittete Graf Paris, sind bloß nach dem Gesetze der Zweckmäßigkeit mit wenigen aber bestimmten Zügen gezeichnet. Der Prinz ist grade, wie man ihn sich wünschen möchte, ehrenfest und stattlich. Daß ihn der Augenblick des Bedürfnisses immer so auf den Punct herbeiruft, ist eine theatralische Freiheit, die nicht nach kleinen Wahrscheinlichkeiten berechnet werden darf, und den Vortheil gewährt, daß diese unerwartete Dazwischenkunft unter dem heftigsten Sturme feindseliger Leidenschaf-

ten wie die eines Wesens aus einer höheren Ordnung der Dinge wirkt. Die letzte Erscheinung des Prinzen wird groß und feierlich, weniger durch seine persönlichen Eigenschaften, als durch seine Stellung, der eben vollendeten tragischen Begebenheit und den dabei betroffenen Personen gegenüber. Nicht bloß mit dem Ansehen eines irdischen Richters, sondern als Wortführer der Weisheit und Menschlichkeit, versammelt er das Leiden, die Schuld und die Theilnahme um sich her, und redet auf eine dieses ernsten Berufes würdige Art. Die betrachtende Stille, welche sein Nachforschen auf den Sturm der Entscheidungen folgen läßt, ordnet und bekräftigt den verwirrten Schmerz, und sein letzter Ausspruch drückt ihn, gleichsam zur ewigen Grabschrift der beiden Unglücklichen, mit ehernem Griffel in die Tafel des Gedächtnisses.

Lorenzo's Erzählung hat den Kunstrichtern Anstoß gegeben, weil sie nur das wiederhohle, wovon der Zuschauer schon unterrichtet ist. „Es ist sehr „zu beklagen," sagt Johnson, „daß der Dichter „den Dialog nicht zugleich mit der Handlung be„schloß." Ei ja, sobald die Katastrophe da ist, das heißt, sobald die gehörige Anzahl Personen zum Tode befördert worden, darf der Vorhang nur ohne weitere Umstände fallen. Ist es ein Wun-

der, daß man bei so groben körperlichen Begriffen von der Vollständigkeit einer tragischen Handlung nichts von Befriedigungen des Gefühls weiß? Hat uns denn der Mönch so gar nicht interessirt, daß es uns gleichgültig sein könnte, ob die Reinheit seiner Gesinnungen verkannt wird. Noch mehr: die Aussöhnung der beiden Familienhäupter über den Leichen ihrer Kinder, der einzige Balsamtropfe für das zerrißne Herz, wird nur durch ihre Verständigung über den Hergang der Begebenheit möglich. Das Unglück der Liebenden ist nun doch nicht gänzlich verlohren; aus dem Hasse entsprungen, womit das Stück anhebt, wendet es sich im Kreislaufe der Dinge gegen seine Quelle und verstopft sie. Aber nicht bloß als nothwendiges Mittel sind die Aussagen des Mönchs und der beiden Bedienten gerechtfertigt: sie haben an sich Werth, indem sie die zerstreuten Eindrücke des Geschehenen auf der traurigen Wahlstatt in einen einfachen Bericht zusammenfassen.

Man hat gefunden, Shakspeare habe die Gelegenheit zu einer sehr pathetischen Scene versäumt, indem er Julien nicht vor Romeo's Tode, in dem Augenblicke wie er das Gift genommen, erwachen läßt. Große Erfindung hätte nicht zu dieser Abänderung gehört, eben so wenig als zu dem entgegengesetzten

Auswege, daß Julia erwacht, ehe er noch seinen Tod entschieden hat, und alles glücklich endigt. Indessen scheint mir Shakspeare, sei es aus Treue gegen die Erzählung, welche er zunächst vor sich hatte, oder aus überlegter Wahl, das Bessere getroffen zu haben. Es giebt ein Maaß der Erschütterung, über welches hinaus alles Hinzugefügte entweder zur Folter wird, oder von dem schon durchdrungnen Gemüthe wirkungslos abgleitet. Bei der grausamen Wiedervereinigung der Liebenden auf einen Augenblick hätte Romeo's Reue über seinen vorschnellen Selbstmord, Juliens Verzweiflung über die erst genährte, dann zernichtete Täuschung, als sei sie am Ziele ihrer Wünsche, in Verzerrungen übergehen müssen. Niemand zweifelt wohl, daß Shakspeare diese mit angemeßner Stärke darzustellen vermochte; aber hier war alles Mildernde willkommen, damit man aus der Wehmuth, der man sich willig hingiebt, nicht durch allzu peinliche Misklänge aufgeschreckt würde. Warum bürdet man dem schon so schuldigen Zufalle noch mehr auf? Warum soll der gequälte Romeo nicht ruhig „das Joch feindseliger Gestirne von dem lebensmüden Leibe schütteln?“ Er hält seine Geliebte im Arm, und labt sich sterbend mit einem Wahne ewiger Vermählung. Auch sie sucht den Tod im Kusse auf seinen Lippen. Diese letzten Augenblicke müssen ungetheilt der Zärt-

lichkeit angehören, damit wir den Gedanken recht fest halten können, daß die Liebe fortlebt, obgleich die Liebenden untergehn.

Garrick hat diese Scene nach dem Glauben: je mehr Jammer, je besser! wirklich umgearbeitet; allein seine Ausführung wird eben niemanden unglücklich machen: sie ist äusserst schwach. Auch das Erwachen Juliens hat er ganz verdorben. Sie erinnert sich nicht an Lorenzo's Verheißungen, sondern glaubt, man wolle sie mit Gewalt dem Paris vermählen, und erkennt den Romeo nicht, der darüber ausruft: "Sie ist noch nicht wieder bei sich — Der Himmel helfe ihr!" — Ja wohl! und behüte sie vor ungeschickten Umarbeitern! Nachher, wie der Mönch hereintritt, schilt sie heftig auf ihn, und will ihn gar mit ihrem Dolche erstechen. Es ist nur gut, daß sie sich bald darauf entleibt, denn da sie so ungebährdig um sich ficht, so weiß man nicht, wie viel Unheil sie sonst noch angerichtet hätte. Sonderbar, daß ein grosser Schauspieler dem Dichter, den er anbetete, den er sein halbes Leben hindurch studirt hatte, auf eine so verkehrte Art etwas anheften konnte!

Noch verdächtiger wird Garricks Sinn für das Höchste im Shakspeare dadurch, daß er es für nöthig hielt, das Stück von dem unnatürlichen, tändelnden Witze zu reinigen, der darin nach seiner

Meinung dem Ausdrucke der Empfindung untergeschoben war. Zwar behauptet Johnson ebenfalls: die pathetischen Reden seien immer durch unerwartete Verfälschungen entstellt; und das Ansehn dieser Kunstrichter mag viele verführt haben, besonders da ihr Urtheil der allgemeinen Fassungskraft so herablassend entgegenkommt. Aechte Poesie wird ja sehr selten verstanden, und jeder Gebrauch der Einbildungskraft erscheint demjenigen unnatürlich, der keinen Funken davon besitzt. Man vergißt, daß, wenn uns ein Gegenstand in einer bestimmten Form der Darstellung gezeigt wird, jeder Theil desselben durch dieß Medium gefärbt sein muß. Man nimmt das Dichterische im Drama historisch, da es doch eine Bezeichnungsart ist, deren Unwahrheit gar nicht verhehlt wird, die aber dennoch das Wesentlichste der Sache richtiger und lebendiger zur Anschauung zu bringen dient, als das gewissenhafteste Protokoll. Eben dadurch führt uns der Dichter mehr in das Innre der Gemüther, daß er seinen Personen ein vollkommneres Organ der Mittheilung leiht, als sie in der Natur haben; und da oft die Gewalt der Leidenschaft ihren Ausdruck hemmt, und das Vermögen der Aeusserung fesselt, wie lebhaft auch das Verlangen darnach sein mag, so darf er dieß Hinderniß aus dem Wege räumen. Nur den wesentlichen Unterschied zwischen

beredten und stummen, nach außen hin strebenden oder auf den innern Menschen sich concentrirenden Gefühlen hebe er nicht auf. Nie hat Shakspeare'n der reiche Strom seiner Bilder über diese Gränze hinweggerissen. Wie Romeo den vermeinten Tod Juliens erfährt, sagt er nichts weiter als:

Ist es denn so? Ich biet' euch Trotz, ihr Sterne! —

Eben so antwortet Julia nach ihrem Erwachen dem Mönche, der ihr das ganze vorgefallne Unglück in der Eil gemeldet, und sie zu fliehn beredet hat:

Geh nur, entweich! denn ich will nicht von hinnen. —

Beide Male verräth sich die Stärke des Gefühls nur in dem Entschlusse, wodurch sich die Freiheit dagegen auflehnt.

Wenn die Liebe sich der Liebe offenbart, so ist es das einzige Anliegen des Herzens, die Ueberzeugung von seiner Innigkeit dem andern einzuflößen, gleichsam das Bewußtsein bis zu ihm zu erweitern. Es verschmäht dabei die Pracht der Rede, worein hohle Bezeugungen nicht gefühlter Anhänglichkeit sich eben sowohl kleiden können, und wagt sich nicht an das Unaussprechliche; aber es versteht das Geheimniß, dem einfältigen, ja dem bescheidensten Ausbruch eine höhere Seele einzuhauchen. Sollte man diese rührende

Herzlichkeit in den Geständnissen, den Betheurungen, dem holden Liebesgeflüster Romeo's und Juliens über- sehn können? Julia giebt sich mit eben so kindlicher Offenheit hin, wie Miranda im Sturm, und was sie sagt;

is silly sooth,

And dallies with the innocence of love.

Allein die Bewunderung, die Vergötterung des Geliebten kann nicht bildlos sprechen; sie muß sich zu den kühnsten Vergleichungen aufschwingen. Mit dem Zauberschlage, der das Eine, was ihr vor- schwebt, isolirt und über die ganze übrige Welt er- hebt, hat sie den Maaßstab des Wirklichen verlohren, und kann bis an die Gränze der Dinge schwärmen, so weit die Flügel der Fantasie sie nur tragen wollen, ohne sich einer Verirrung bewußt zu werden. Liebe ist die Poesie des Lebens: wie sollte sie über ihren Gegenstand nicht dichten? Je entferntere und un- gleichartigere Bilder sie herbeiruft, desto sinnreicher müssen ihre Gleichnisse scheinen, und was der müßige Witz mühsam sucht, um zu glänzen, darein verfällt die ausschweifende Leidenschaft unwillkührlich. Un- begriffne Widersprüche liegen im Wesen der Liebe; sie kann sich auch bei der schönsten Erwiederung nicht in vollkommne Harmonie auflösen, und ist daher schon an sich geneigt, sich antithetisch zu äußern. Noch

natürlicher ist ihr dieß, sobald äußerliche Verhältnisse sie drängen. Ein Wortspiel ist ein Gegensatz oder eine Vergleichung zwischen dem Sinne der Wörter und ihrem Klange; und wie in der Liebe überhaupt das Geistige und das Sinnliche sich innigst zu verschmelzen strebt, wie sie die zartesten Anspielungen des einen auf das andre wahrnimmt und sich daran weidet, so kann sie auch mit Aehnlichkeiten der Töne ahnungsvoll spielen. Man verwirft gewöhnlich alle Wortspiele als etwas kindisches und unnatürliches. Ist das erste gegründet, so kann das zweite nicht sein; und die Erfahrung zeigt allerdings, daß Kinder sich gern mit den sinnlichen Bestandtheilen der Wörter zu schaffen machen, und sie auf andre Bedeutungen wenden. Die Liebe aber in ihrer unbefangensten Hingegebenheit versetzt die Seele bei entwickelten Organen und blühender Lebensfülle auf gewisse Weise in den Stand der Kindheit zurück. Ohne es zu wollen, habe ich Petrarca's Apologie gemacht, dessen wunderbare Bilder und Gleichnisse, immer wiederkehrende Gegensätze und leise mystische Anspielungen auch so vielen Lesern und Kunstrichtern ein Aergerniß gegeben haben. Seine idealische, ätherische, im Entsagen schwelgende Anbetung Laura's hat nichts mit der jugendlichen Kraft und Glut gemein, die Romeo'n und Julien für einander zu leben und zu sterben treibt:

aber der Styl seiner Poesie hat viel Aehnlichkeit mit dem Colorit des zärtlichen Ausdrucks in unserm Schauspiele.

Ich möchte noch weiter gehn und behaupten, nicht nur den Freuden und der süßen Pein einer Leidenschaft, wie die hier dargestellte ist, welche die äußerste Entzündbarkeit der Fantasie voraussetzt, sei kühne Bildlichkeit und antithetische Wortfülle eigen; auch das niederwerfendste Leiden, das aus ihr herfließt, der herbeste Schmerz über Verlust oder Tod des Geliebten, verläugne in der Art sich zu äußern seinen Ursprung nicht ganz. Aus diesem Gesichtspuncte, dessen Richtigkeit sich durch mancherlei Erfahrungen bestätigen ließe, betrachte man die Scenen, wo die beiden Liebenden über Romeo's Verbannung außer sich sind und Romeo's letzte Rede, und sie sind gerechtfertigt.

Immerhin mag der dramatisirende Rhetor bei den frostigen Declamationen, die er an die Stelle der Ergießungen entflammter Leidenschaft setzt, sich ähnlicher Mittel bedienen: wer irgend Empfänglichkeit hat, oder bei wem Vorurtheile ihr nicht in den Weg treten, der wird nicht in Gefahr sein, jene mit diesen zu verwechseln; er hat an der Wirkung einen untrüglichen Prüfstein. Es lassen sich auch Kennzeichen angeben, allein ihre Anwendung auf den bestimmten

Fall erfodert immer noch einen Sinn, den man niemanden geben kann. Das wesentlichste Kennzeichen ist die Natur der dargestellten Empfindungen selbst, ihre Tiefe, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Consequenz. Ferner wird durch allen declamatorischen Pomp das Bildlose und Abstracte häufig nur schlecht verkleidet: denn nur eine arme Fantasie, die nicht durch das Bedürfniß des Gefühls in Schwung gesetzt wird, braucht zu dem Vorsatze, geschmückt zu erscheinen, ihre Zuflucht zu nehmen; jedoch es ist ein vergebliches Bemühen, durch den Umweg des todten Begriffs in das Leben zurückkehren zu wollen. Auch wird der Dichter, der auf Kosten der Wahrheit und Schicklichkeit zu glänzen strebt, die vertrauliche Nachlässigkeit in Reden, den Schein der augenblicklichen Entstehung eher vermeiden als suchen. Er wird besorgen, das Unbewußtsein der redenden Personen, daß sie etwas außerordentliches sagen, weil es für ihre Lage höchst natürlich ist, möchte den Zuhörer täuschen, und das Gesuchte seinen einzigen Werth verlieren, indem es für leicht gefunden gilt. Im Romeo bietet sich das Dialogische, Freie, aus der Quelle Strömende selbst der bildlichsten und im höchsten Grade antithetischen Reden überall dar; es im einzelnen zu entwickeln, würde mich zu weit führen.

Da ich dem Tadel so angesehener Englischer

Kunstrichter habe widersprechen müssen, so freut es mich dagegen, den Ausspruch eines Deutschen aufstellen zu können, der gewiß unbestechlich durch falschen Schimmer und ein Antipode alles Fantastischen und Ueberspannten war. Lessing erklärte Romeo und Julia für das einzige Trauerspiel, das er kenne, woran die Liebe selbst arbeiten helfen. Ich weiß nicht schöner zu schließen, als mit diesen einfachen Worten, in denen so viel liegt. Ja man darf dieß Gedicht ein harmonisches Wunder nennen, dessen Bestandtheile nur jene himmlische Gewalt so verschmelzen konnte. Es ist zugleich bezaubernd süß und schmerzlich, rein und glühend, zart und ungestüm, voll elegischer Weichheit und tragisch erschütternd.

VII.

Briefe über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache.

Erster Brief.

Der Dichter, so rühmten von jeher die glühenden Bewunderer seiner Kunst, ist vor allen andern Sterblichen ein begünstigter Liebling der Natur, ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarungen er jenen überbringt. Die irdische Sprache, die nur zu unverkennbar die Spuren des Bedürfnisses und der Eingeschränktheit, welche sie erzeugten, an sich trägt, kann ihm hiezu nicht genügen; die seinige athmet in reinem Aether, sie ist eine Tochter der unsterblichen Harmonie. Fast ohne daß er selbst es weiß, verwandelt sich auf seinen Lippen das Wort in Gesang. Das Entzücken, womit er das von oben empfangne wieder ausströmt, wird

die Belohnung seiner Wohlthat. Leicht und frei wie auf Flügeln wird er über das Loos der Sterblichkeit hinweggehoben, und der heilige Schimmer der seine begeisterte Stirn verklärt, fodert Anbetung von seinen erstaunten, hingerissenen Zuhörern.

Aber ach! (verzeih mir die getäuschte Erwartung, liebste Freundin, wenn anders mein feierlicher Ton dich irre führen konnte) dieser Dichter ist selbst nur ein Geschöpf der dichtenden Fantasie. Wie viel anders erscheint er in der Wirklichkeit, wenn man ihn in seiner Werkstätte belauscht! Denn er hat eine Werkstätte wie jeder andre Künstler. Wohl nur scherzend hat man sie mit einer Schmiede verglichen: hier scheinen nicht so wohl Donnerkeile wie auf dem Ambos der Cyklopen, als Nadeln zugespitzt zu werden. Das schönste Gedicht besteht nur aus Versen; die Verse aus Wörtern; die Wörter aus Sylben; die Sylben aus einzelnen Lauten. Diese müssen nach ihrem Wohlklange oder Uebelklange geprüft, die Sylben gezählt, gemessen und gewogen, die Wörter gewählt, die Verse endlich zierlich geordnet und an einander gefügt werden. Doch dieß ist noch nicht alles. Man hat bemerkt, daß es das Ohr angenehm kitzelt, wenn nach bestimmten Zwischenräumen gleichlautende Endungen der Wörter wiederkehren. Diese muß der Dichter also

aufsuchen, und oft einer einzigen wegen das ganze Gebiet der Sprache von Westen bis Osten durchstreifen. Bei großer Anstrengung körperlicher Kraft findet noch ein gewisses erhebendes Gefühl Statt: aber was kann für den langweiligen Fleiß, für die kleinliche Sorgfalt entschädigen, womit ein vollendetes Gedicht allmählig zusammenbuchstabirt wird? Wie muß dieß alles den erhabnen Geist demüthigen, der des Umganges mit Göttern gewohnt ist! Gewiß, der Fluch der Mühseligkeit, der sich über alles menschliche Thun verbreitet, drückt ihn vorzüglich hart. Auch an ihn ergeht eine drohende Stimme: Im Schweiße deines Angesichts sollst du Verse machen! Mit Schmerzen sollst du Gedichte zur Welt bringen.

Ich bitte dich indessen, liebe Amalie, was ich dir hier anvertraue, ja nicht weiter zu erzählen. Du würdest mich unfehlbar in üble Händel mit der Zunft verwickeln, für deren Mitglied du mich aus unverdienter Güte zählen willst. Sieh, das ist eben das schlimmste. Andre wackre Leute dürfen sich wenigstens ihrer Arbeit nicht schämen; ja sie finden eine Erleichterung darin, es unverhohlen zu äußern, daß ihre Geduld oder ihre Kräfte der Erschöpfung nahe sind. Um den Dichter wäre es geschehen, wenn er sich nur von fern etwas dergleichen merken

ließe. Er muß sich knechtischem Zwange mit der stolzen Miene der Freiheit unterwerfen. Seine mit Fesseln beladenen Hände und Füße bewegt er zum leichten anmuthigen Tanze. Du glaubst, er ruhe wollüstig auf Rosen, während er sich auf dem Bette des Prokrustes peinlich dehnt oder krümmt.

Freilich gelingt es auch nicht immer damit. Irgend ein hartnäckiges Wort will nicht aus seiner Stelle. Ein Reim, ein einziger, unerbittlicher Reim ist hinlänglich, um ihn in dem kühnsten und glücklichsten Fluge aufzuhalten. Stundenlang ruft er diese spröde Echo, ohne daß sie ihm antwortet. Ja, nicht selten bricht der geheime und anhaltende Zwiespalt zwischen Gedanken und Ausdruck auf der einen, Sylbenmaaß und Reim auf der andern Seite in so heftige Thätlichkeiten aus, daß er, unvermögend die Rechte beider Parteien zu schonen, zu einem Machtspruch genöthiget wird, wodurch er es mit dem Ohr oder dem Geiste seiner Zuhörer, oder auch wohl mit beiden verderbt.

Hiemit hängt der Umstand zusammen, der Dich gewiß in deiner Meinung von der geringen Wichtigkeit metrischer Vollendung bestärkt hat, und sie in der That zu begünstigen scheint: daß nämlich die größten Originaldichter oft ein gewisses Ungeschick zum Versbau verrathen, und sich mehr als

billig darin erlauben. Wem Bilder und Gedanken wie etwas Fremdes und Zufälliges gleichsam von außen gegeben werden, der kann leicht verändern und vertauschen, weglassen und hinzusetzen. Der selbstständige Geist hingegen, welcher sie tief aus seinem Innern schöpft, würde bei diesen Umwandlungen an seinem theuersten Eigenthum, ja gewissermaßen an seiner Person leiden. Nicht zum Dienen erschaffen, unterwirft er sich daher das Sylbenmaaß; und sollte selbst der Ausdruck hier und da ins Gedränge kommen, er bleibt unbekümmert dabei. Es ist zweifelhaft, ob Dante und Shakspeare, auch in einem mehr gebildeten Zeitalter, sich um Tasso's und Popens glückliche Geschmeidigkeit beworben hätten, und noch zweifelhafter, ob es ihnen damit gelungen wäre. Wenn sich indessen jene unabhängige Fülle nicht mit diesem Talent in derselben Organisation verträgt, so macht sie es auch entbehrlich.

Vielleicht bist du mir bei der obigen, leider nicht übertriebnen Schilderung schon mit den Fragen zuvorgeeilt, die sich hier natürlich darbieten: Wozu also jene Einschränkungen? Ist das Sylbenmaaß der Poesie wesentlich? Ist es nicht vielmehr unnatürlich, die Ergüsse eines bewegten Herzens, einer entflammten Einbildung, eines ganz von seinem Gegenstande

erfüllten Geistes, nach einer mechanischen Regel abzumessen? Und sollte man den Dichter nicht mehr über die Thorheit seines Vornehmens als über die Schwierigkeit der Ausführung beklagen? Es ist unläugbar, daß nur die Allgemeinheit der Sitte das Fremde und Auffallende, was darin liegt, unsrer Bemerkung entziehen kann. Aber eben dieß muß uns auch vor einer zu raschen Beantwortung jener Fragen warnen. Ueberall finden wir die Poesie vom Sylbenmaaß begleitet, damit verschwistert, davon unzertrennlich. Sein Gebrauch erstreckt sich also fast eben so weit als die bewohnte Erde; seine Erfindung ist nicht viel jünger als das Menschengeschlecht.

Bei einer so allgemeinen Ansicht verdienen einige neuere Ausnahmen (bei den Alten würde man sie vergeblich suchen) kaum erwähnt zu werden. Ganz allgemein ist das Sylbenmaaß bei keinem heutigen Volke von der Bühne verbannt worden; wenn der dramatische Dichter diesen Schmuck verwirft oder vernachläßigt, so muß er zugleich alle Ansprüche auf eigentlich dichterische Schönheiten des Dialogs aufgeben, und selbst der tragische Schauspieler thut in diesem Falle wohl, den Kothurn abzulegen. Dieß kann daher eher für eine Beschränkung des Gebietes der Poesie gelten als für eine Erweiterung, wie man sie bei der sogenannten poetischen Prosa im

Sinne gehabt zu haben scheint. Wirst Du es auf Dich nehmen, dieser zweideutigen Erfindung eine Schutzrede zu halten? Der Nahme weißagt nicht viel Gutes, und wenn man sich bei den Alten nach etwas Aehnlichem umsieht, so wird man unglücklicher Weise an die Romane der spätern Sophisten erinnert. Denn es gilt ziemlich gleich, ob rhetorische Anmaaßung, oder eine Art von dichterischem Unvermögen eine solche Gattung erzeugt, die, indem sie die ausschließenden Vorrechte der Poesie und Prosa vereinigen will, die ächte Vollkommenheit beider verfehlt. Bemerke auch, daß sie unter den neuern Sprachen am besten in der Französischen gediehen ist, welche mehr den Zwang als die Musik der Sylbenmaaße kennt. Es mag ihr also hingehen, daß sie sich für eine Verwahrlosung der Natur an der Kunst zu rächen sucht. Bei einigen geschätzten Werken dieser Art unterscheidet man billig den Geist der Urheber von dem Werthe der von ihnen gewählten Form.

Jene Uebereinstimmung der verschiedensten Völker und Zeiten läßt sich unmöglich zu einem willkührlichen, zufälligen Einverständnisse herabsetzen. So unstatthaft es ist, von der Allgemeinheit einer Meinung auf ihre Wahrheit zu schließen, wie man oft gewagt hat, so zuverläßig berechtigt uns die

Allgemeinheit einer Sitte, ihr Gültigkeit für den Menschen zuzuschreiben; zu behaupten, sie gründe sich auf irgend ein körperliches oder geistiges Bedürfniß seiner Natur. Strenge genommen ist überhaupt nichts im menschlichen Thun willkührlich, auch das nicht, woran sich keine Spur von Absicht wahrnehmen läßt: wenn man sich vornimmt, einmal ohne allen Grund bloß nach Willkühr zu handeln, so ist eben dieß schon der Grund, welcher den Willen bestimmt; und am unwillkührlichsten handeln wir unter dem Einflusse dunkler Antriebe, die sich unserm Bewußtsein entziehen. Zufällig nennen wir in Werken und Anordnungen des Menschen, was nicht durch wesentliche Verhältnisse nothwendig bestimmt, sondern durch fremde Umstände hervorgebracht wird. Was daher unter ganz entgegengesetzten Einwirkungen des Himmelsstrichs und der Lebensweise, bei der abweichendsten Mannigfaltigkeit der Anlagen, und auf jeder Stufe ihrer Entwickelung, immer wieder, dem Wesen nach unverändert, hervorgeht: wie könnte man das für zufällig erklären?

Hieraus folgt unläugbar, daß der rhythmische Gang der Poesie dem Menschen nicht weniger natürlich ist als sie selbst. Beides ist keine überlieferte Erfindung, sondern eben so einheimisch in den erstarrten Wüsten

längs dem Eismeere wie auf den lieblichen Südseeinseln; am Ontario wie am Ganges. Ueberall, wo nur Menschen athmeten und lebten, empfanden und sprachen, da dichteten und sangen sie auch. Dieß bezeugt die älteste Sage der Vorwelt, die selbst nur durch den Mund der Poesie zu uns redet; die Beobachtung ungebildeter roher Völker legt es uns täglich vor Augen.

In ihrem Ursprunge macht Poesie mit Musik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz hat in allen seinen Gestalten, von der einfachsten Natur bis zu den sinnreichsten Erweiterungen der Kunst, vom Freudensprunge des Wilden bis zum Noverrischen Ballet, nie die Begleitung der Musik entbehren gelernt. Dagegen bestehen jetzt Poesie und Musik ganz unabhängig von einander: ihre Werke bilden sich vereinzelt in den Seelen verschiedner, oft sich mißverstehender Künstler, und müssen absichtlich darauf gerichtet werden, durch die Täuschung des Vortrages wieder eins zu scheinen. Es ist mit diesen Künsten wie mit den Gewerben ergangen. In den altväterlichen Zeiten trieb jeder sie alle für seine eigne Nothdurft; mit dem Fortgange der geselligen Ausbildung schieden sie sich mehr und mehr. Der absondernde Verstand hat sich selbst an dem Eigenthume des Dichtungsvermögens geübt, dessen Wirk-

samkeit im Verknüpfen besteht. Je mehr er die Oberhand gewinnt, desto mehr gelingt es ihm, jeden Zusammenhang zu lösen, der sich nicht auf die Begriffe zurückführen läßt. Alsdann spielt er gern den Ungläubigen, und behauptet, was seine Geschäftigkeit zerstört hat, sei nie wirklich vorhanden gewesen. Aber der geheimste Zusammenhang ist oft auch der innigste, eben weil er nicht auf dem, was der Begriff erschöpft, sondern auf solchen Beschaffenheiten der Dinge beruht, welche nur durch die unmittelbare Anschauung aufgefaßt werden können, das heißt, auf ihrem eigentlichen Leben. Wir dürfen ihn nicht wegzuklügeln suchen, weil wir ihn bloß fühlen: denn was nicht ist, kann nicht auf uns wirken.

Die Sprache, die wunderbarste Schöpfung des menschlichen Dichtungsvermögens, gleichsam das große, nie vollendete Gedicht, worinn die menschliche Natur sich selbst darstellt, bietet uns von dem, was ich eben sagte, ein auffallendes Beispiel dar. So wie sie auf der einen Seite, vom Verstande bearbeitet, an Brauchbarkeit zu allen seinen Verrichtungen zunimmt, so büßt sie auf der andern an jener ursprünglichen Kraft ein, die im nothwendigen Zusammenhange zwischen den Zeichen der Mittheilung und dem Bezeichneten liegt. So

wie die gränzenlose Mannigfaltigkeit der Natur in abgezognen Begriffen verarmt, so sinkt die lebendige Fülle der Töne immer mehr zum todten Buchstaben hinab. Zwar ist es unmöglich, daß dieser jene völlig verdrängen sollte, weil der Mensch immer ein empfindendes Wesen bleibt, und sein angeborner Trieb, Andern von seinem innersten Dasein Zeugniß zu geben, und es dadurch in ihnen zu vervielfältigen, (wie sehr ihn auch die Herrschaft des Verstandes, der sein Wesen, so zu sagen, immer außer uns treibt, schwächen möge) doch nie ganz verloren gehen kann. Allein in den gebildeten Sprachen, hauptsächlich in der Gestalt, wie sie zum Vortrage der deutlichen Einsicht, der Wissenschaft gebraucht werden, wittern wir kaum noch einige verlohrne Spuren ihres Ursprunges, von welchem sie so unermeßlich weit entfernt sind; wir können sie fast nicht anders als wie eine Sammlung durch Uebereinkunft festgesetzter Zeichen betrachten. Indessen liegt doch jene innige, unwiderstehliche, eingeschränkte, aber selbst in ihrer Eingeschränktheit unendliche Sprache der Natur in ihnen verborgen; sie muß in ihnen liegen: nur dadurch wird eine Poesie möglich. Der ist ein Dichter, der die unsichtbare Gottheit nicht nur entdeckt, sondern sie auch andern zu offenbaren weiß; und der Grad von Klarheit, wo-

mit dieß noch in einer Sprache geschehen kann, bestimmt ihre poetische Stärke.

Ich hatte Dir vorgeworfen, Du wärest bei deinem seelenvollen Vorlesen doch in Gefahr, einem Gedichte hier und da Schaden zuzufügen, oder wenigstens nicht alle Schönheiten gelten zu machen, weil Du Dich niemals im mindesten um die Verskunst bekümmert hast. Du wolltest dieß zwar nicht eingestehn, doch einige prosodische Erörterungen Dir wohl gefallen lassen, wenn sie nur recht kurz und bündig wären; und nun findest Du dich unversehens von der Mühe, die es heut zu Tage unsern Dichtern kostet, die Geburten ihrer Fantasie in Verse, oder, wie die ehrlichen Alten sagten, in Reime zu zwingen, bis zum Ursprunge der Poesie, ja bis zur ersten Entwickelung der Sprache weggerückt. Schreibe dieß indessen lieber jener sinnreich bemerkten Aehnlichkeit zwischen der Sprache der Philosophie und dem Dithyramben, als der Absicht zu, Dich mit Hinterlist in theoretische Untersuchungen der Kunst zu verstricken, vor welchen ich deine Abneigung kenne. Du weißt, daß ich selbst die Theorie, an sich betrachtet, nicht liebe, sondern sie nur als ein nothwendiges Uebel ansehe. Sie ist für die Poesie der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen; sobald diese davon gekostet hatte, war

ihr Paradies der Unschuld verloren. Das Glück des goldnen Zeitalters bestand darin, keine Gesetze zu bedürfen; aber in dem unsrigen können wir leider so wenig in der Kunst als in der bürgerlichen Gesellschaft ihrer entrathen. Der Eifer mancher warmen Freunde des Schönen gegen sie darf sich daher, um nicht unbillig zu sein, nur wider die Machtgebote des Systems oder des Vorurtheils, welche man für ächte Gesetze der Kunst ausgiebt, oder wider die gesetzgebenden Anmaaßungen des Philosophen in einem ihm fremden Gebiete auflehnen. Diesem Mißverständnisse wäre vielleicht vorgebeugt worden, wenn man der Theorie, statt des wissenschaftlichen Vortrags, die mehr anziehende historische Form geliehen hätte. Sie kann sie annehmen: denn indem man erklärt, wie die Kunst wurde, zeigt man zugleich auf das einleuchtendste, was sie sein soll. Auch ist nicht zu besorgen, die Ansichten der Theorie möchten dadurch beschränkt werden; sie hat vielmehr Erweiterung davon zu hoffen. Eben deswegen haben ja viele Kunstrichter ein so enges Regelgebäude errichtet, weil sie nur die Werke ihres eignen Volkes und zwar im Zeitalter der künstlichen Bildung vor Augen hatten; weil sie sich nie bis zur Weltgeschichte der Fantasie] und des Gefühls erhoben. Welch ein weiter Horizont ist

es, der alles uns bekannte Schöne der Poesie, was jemals irgendwo unter den Menschen erschien, in sich faßt! Gewiß, der Forscher hat keine Ursache, sich darüber zu beklagen, daß er jenseit desselben nichts wahrzunehmen vermag, und es dem dichtenden Geiste überlassen muß, die noch nicht vorhandne Vortrefflichkeit vorherzusehen.

Meine Absicht ist, Dir darzuthun, daß das Sylbenmaaß keinesweges ein äußerlicher Zierrath, sondern innig in das Wesen der Poesie verwebt ist, und sein verborgner Zauber an ihren Eindrücken auf uns weit größern Antheil hat, als wir gewöhnlich glauben. Ich unternehme es nicht, hiebei von allgemeinen Grundsätzen auszugehen, weil mir das meiste von unsrer so wunderbar zusammengesetzten äußern und innern Organisation abzuhängen scheint, welche wir als eine Thatsache erst aus einzelnen Beobachtungen kennen lernen. Eine förmliche Geschichte der Metrik würde bei mir weit mehr Kenntnisse, bei Dir vielleicht mehr Geduld erfodern, als wir beide haben. Indessen dürfen wir doch nicht bei den Werken unsrer heutigen Dichtkunst stehen bleiben, deren musikalischer Theil, ganz vernachläßigt, beinah verstummend in Büchern aufbewahrt wird. Hier erscheint sie uns durch Erfindungen des geschäftig müßigen Witzes so vielfach bereichert oder

entstellt, und dem Eigensinn der Gewohnheit oft so unterthänig, daß wir in Gefahr kommen möchten, das Ursprüngliche und Unwandelbare in ihr vergebens zu suchen, oder, fänden wir es auch, es nicht für das, was es ist, anzuerkennen. Nein, laß uns in jene früheren Zeiten zurückkehren, wo die erst unmündige, bald kindliche, dann jugendliche Kunst (wenn sie anders da schon diesen Nahmen tragen soll, der die Vorstellung von besonnenen Absichten und von kühlem Ueberrechnen der Wirkung eines Verfahrens erregt) von der gütigen Natur selbst gepflegt und erzogen ward. Diese Wandrung wird wohlthätig für uns sein; wir werden sie nicht in Gesellschaft jenes höchst verfeinerten Geschmacks anstellen, welcher oft nur in Empfindlichkeit gegen oberflächliche Berührungen bei einer gänzlichen Erstorbenheit des Innern besteht.

Die Folge meiner Betrachtungen war etwa diese. Der Zwang des Sylbenmaaßes scheint bei der Aeußerung lebhafter Vorstellungen und nachdrücklicher Regungen nicht natürlich, und daher auch mit der Absicht des Dichters, sie andern so vollkommen als möglich mitzutheilen, im Widerspruch zu sein. Dennoch tritt die Poesie überall und zu allen Zeiten in irgend einer gemessenen Bewegung auf. Dieß muß, wie jede durchaus allgemeine Sitte seinen

Grund in der menschlichen Natur haben, dem man am leichtesten im Ursprunge derselben nachspüren kann, weil Absicht und Ueberlegung sich da noch am wenigsten in die Spiele des sicher leitenden Instinctes mischen. Poesie entstand gemeinschaftlich mit Musik und Tanz, und das Sylbenmaaß war das sinnliche Band ihrer Vereinigung mit diesen verschwisterten Künsten. Auch nachdem sie von ihnen getrennt ist, muß sie immer noch Gesang und gleichsam Tanz in die Rede zu bringen suchen, wenn sie noch dem dichtenden Vermögen angehören und nicht bloß Uebung des Verstandes sein will. Dieß hängt genau mit ihrem Bestreben zusammen, die Sprache durch eine höhere Vollendung zu ihrer ursprünglichen Kraft zurückzuführen, und Zeichen der Verabredung durch die Art des Gebrauches beinah in natürliche und an sich bedeutende Zeichen umzuschaffen.

Hier bin ich nun auf den Punct gelangt, wovon ich wieder auszugehen wünschte. Ich mußte dir diesen Zusammenhang wenigstens in flüchtigen Zügen entwerfen, damit du mich nicht beschuldigtest, ich mache es wie jener Sänger des Trojanischen Krieges, der vom Ey der Leda anhob, oder wie so mancher Chronikschreiber, der die Begebenheiten seiner kleinen Ortschaft unmittelbar an die Geschichte der Schöpfung anschließt. Laß mich erst in

den einfachen Anlagen zur Metrik den Beweis ihrer Wichtigkeit, ich möchte sagen ihrer Unentbehrlichkeit, aufsuchen; hierauf an ihrer fortschreitenden Ausbildung im allgemeinen die Schönheit entwickeln, welche sie zu erreichen strebt; und endlich zeigen, wie diese durch den unendlich verschiednen Bau der Sprachen in jeder eigenthümlich, und zwar sehr abweichend bestimmt, bald begünstigt und bald gehindert wird.

Zweyter Brief.

Fast gereut mich meines Vorhabens, liebe Freundin da Du mir bei seiner Ausführung so harte Bedingungen vorschreibst. Was ich nicht ohne Hülfe eines Kunstwortes sagen kann, soll ich nur verschweigen. Allem eigentlich Wissenschaftlichen, sei es nun Metaphysik oder Grammatik, willst Du den Zutritt durchaus nicht verstatten. Gestehe nur, Deine Absicht hiebei ist weniger, es Dir leicht, als es mir schwer zu machen. Du besorgst, ich möchte ein unwillkommnes Licht auf Gegenstände werfen, die Du lieber in einer freundlichen Dämmerung erblickst, und den Zauber vernichten, indem ich mich bemühe ihn zu erklären. Aber gieb mir nur Raum, auch nach den strengsten und sorgfältigsten Zergliederungen bleibt unsre eigne Natur uns immer noch ein Räthsel; be-

sonders ist das Gewebe unsrer Empfindungen so fein und dicht, daß sich die einzelnen Fäden, woraus es besteht, kaum unterscheiden, geschweige denn unversehrt auftrennen lassen. Wir werden oft Gelegenheit finden, im Genusse des Ahnens und halben Errathens den forschenden Ernst aufzuheitern.

Wenn Du gleich auf der einen Seite die Langeweile eines methodischen Unterrichts fliehest, so bist Du doch wohl auf der andern nicht von jener Begierde nach versagter Erkenntniß frei, die zwar uns allen angebohren scheint, sich aber doch, wenn wir einer ehrwürdigen Urkunde trauen sollen, in Deinem Geschlechte am frühesten verrathen hat. Sie lockt auch mich, ich will es nicht läugnen, zu Untersuchungen über jene Geschichte hin, die aller eigentlichen Geschichte vorausgeht. Wir steigen gar zu gern in die Tiefe der Zeiten bis zu einer unbekannten uud eben deswegen heiligen Urwelt hinab. Wir bekümmern uns genauer um den ersten Menschen, als manchmal um unsre Vettern und Muhmen. Wir ängstigen uns, wie er doch seine von der armseligsten Thierheit gefesselten Anlagen entwickeln, wie er sich aus so manchen Verlegenheiten ziehen wird. Was gäben wir nicht darum, bei seiner Erschaffung, ja bei der Schöpfung überhaupt gegenwärtig gewesen zu sein!

Die Frage vom Ursprunge der Sprache steht mit den Meinungen über den anfänglichen Zustand des Menschen in engem Bezuge. Sie ist sehr alt, denn sie hat schon vor ein paar tausend Jahren Denker beschäftigt; und die mancherlei entgegengesetzten Auflösungen, welche man damals wie in den neuesten Zeiten versucht hat, erinnern uns zwar, daß es fast eben so schwer ist, neue Irrthümer, als neue Wahrheiten zu ersinnen; aber sie dürfen uns keine Zweifel erregen, ob eine vollständige und genugthuende Beantwortung auch wohl möglich sei. Historische Nachrichten kann die Philosophie freilich nicht ertheilen: sie begnügt sich darzuthun, aus und mit welchen Anlagen des Menschen die Sprache sich entwickeln konnte und mußte, ohne den wirklichen Vorgang dieser Begebenheit nach Zeit, Ort und Umständen erzählen zu wollen. Zwischen der letzten, bestimmtesten Anwendung ihrer allgemeinen Lehren, und den ältesten Urkunden, die wir in aufbewahrten Schriften oder in der Kindheit noch vorhandner Sprachen entziffern können, ist der Abstand so groß, daß man nur durch einen tödtlichen Sprung hinüber gelangen kann. Viele haben ihn indessen von diesseits und jenseits gewagt, die Lücke ist mit sinnreichen Spielen oder schwerfälligen Grübeleien einer gewis-

sen philosophischen Etymologie, die weder der genaue Sprachforscher noch der nüchterne Philosoph, anerkennt, reichlich bevölkert, scheinbar ausgefüllt worden; und wenn man jene Schattenwesen nicht so unstät und ohne Haltung herumschweben sähe, könnte man wirklich glauben, sie hätten festen Boden unter sich. Was das übelste ist, so haben die mislungenen Bemühungen, die Sprachen aller Völker von einem gemeinschaftlichen Stamme abzuleiten, indem man sie mit der philosophischen Theorie über ihren Ursprung verwechselte, diese selbst verdächtig gemacht. Du erlässest mir es gern, Dir von den Schulübungen unsers ersten Stammvaters zu erzählen, von dem göttlichen Unterricht, der seiner Unfähigkeit die Sprache zu erfinden zu Hülfe gekommen sein soll, da doch zu ihrer Erlernung dasselbe Vermögen erfodert wird, dem ihre Erfindung angehört: nämlich das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen festzuhalten und zu erneuern; oder von der müßigen und überlegten Verabredung der Menschen, kraft welcher sie den Dingen diese oder jene beliebigen Namen gaben, wie man etwa seine Kinder tauft, und sich also verständigten, ehe sie ein Mittel der Verständigung hatten. Diese beiden Meinungen sind vielleicht noch nicht für immer abgewiesen, doch gewiß für

immer widerlegt. Aber ihre siegreichen Gegner sind nur darin einig, daß sie keine Verirrung aus der menschlichen Natur oder über sie hinaus gelten lassen, und einen wesentlichen Zusammenhang zwischen den ersten Zeichen und ihrer Bedeutung anerkennen: sie widersprechen sich in der Art ihn zu erklären. Die Sprache ist entweder aus Tönen der Empfindung ganz allein, oder aus Nachahmungen der Gegenstände ganz allein, oder aus beiden zusammen entstanden. Der Hauptsache und dem Wesen nach lassen sich nicht mehr Systeme denken als diese drei: und wenn die zahlreichen Schriften, worin sie vorgetragen werden, eine größere Mannigfaltigkeit darbieten, so liegt sie nur in ihrer Begründung und ausführlicheren Bestimmung.

Nicht dem Menschen allein, auch vielen Gattungen von Thieren dringt das Gefühl ihres Zustandes gewisse Laute ab, die von verwandten Geschöpfen mit einer ähnlichen, oft fast eben so starken, Erschütterung der Nerven wie die, welche sie erzeugte, vernommen werden. Bei manchen bleibt die Stimme nur für die dringendste Noth, für die heftigsten Leidenschaften aufgespart, und selbst ihre Geselligkeit ist meistens stumm. Andern hingegen ist bei einer Organisation, die sich der menschlichen weit weniger nähert, zum Theil auch

bei beschränkteren Anlagen und einem geringern Maaße von Gelehrigkeit, der vielfachste, beredteste Ausdruck sogar der zarteren Regungen, und, wie es scheint, eine unermüdliche Lust an ihren eignen Tönen gegönnet.

Wenn man den Menschen bloß nach seiner körperlichen Zusammensetzung betrachtet, zu jenem rechnet: (und dieß hat allen Anschein für sich; denn zu unsrer Demüthigung gleichen wir dem häßlichsten Affen viel mehr als der Nachtigall) so ist es allerdings einleuchtend, daß der Schrei körperlicher Schmerzen oder thierischer Begierden vom ersten Wimmern des Neugebohrnen bis zum letzten Aechzen des Sterbenden, sich nie bis zur Rede erheben kann; und der Empfindung wird folglich mit Recht aller Antheil an ihrer Entstehung abgesprochen. Selbst die einfachen Ausrufe der Leidenschaft, (Interjectionen) welche auch die verfeinteste Sprache noch gelten läßt, sind eigentlich nicht mehr jene unwillkührlich hervorgebrachten Laute selbst, sondern vertreten sie nur durch ihren gemilderten Ausdruck, und fließen also mit allen übrigen Wörtern aus der gemeinschaftlichen Quelle der Nachahmung her.

Dennoch ist es unläugbar, und wir erfahren es täglich, daß der Mensch eben so wohl für seine Empfin-

dungen als für seine Gedanken Zeichen der Mittheilung hat; und zwar nicht allein für die, welche seinen Organen von außen durch eine körperliche Gewalt eingedrückt werden, sondern auch für solche, deren ihn bloß seine höhere Natur empfänglich macht, und wodurch der Prometheische Funke in dem Stoffe, den er belebt, sich freithätig und herrschend beweiset. Diese Zeichen bestehen im lebendigen Vortrage der Rede und in den Gebährden: wenn anders alles, wodurch sich das Innre im Aeußern offenbart, mit Recht Sprache heißt, so verdienen sie eben so sehr diesen Namen zu tragen, als die Schätze des Wörterbuchs. Einige Gebährden sind nachahmend, oder zeigen auch gleichsam auf die Gegenstände hin; manche Biegungen der Stimme dienen dazu, die Beziehung der Begriffe auf einander deutlich, ihre größere oder geringere Wichtigkeit anschaulich zu machen; allein in den meisten redet das Gefühl, und zwar wendet es sich hiebei nicht an den Verstand, als an den Ausleger seiner Aeußerungen, sondern weiß sich unmittelbar mitzutheilen. Wenn wir zum Beispiel die Mienen eines Traurigen sehen, und den Ton seiner Stimme hören, ohne die Worte zu verstehn; ist etwa erst ein Schluß nöthig, um uns von seiner Gemüthslage zu unterrichten? Oder wird nicht vielmehr durch die

Eindrücke auf Auge und Ohr in unsern innern Organen, und dadurch in unsrer Seele eine ähnliche Bewegung hervorgebracht? „Jede Regung," sagt ein alter Philosoph, „hat von Natur ihre Gebährde, Miene und Stimme: der ganze Körper des Menschen gleicht den Saiten einer Leier, welche, je nachdem die Seele sie rührt, verschiedne Töne angeben." Könnte man dieß schöne Gleichniß nicht auch auf die Mittheilung der Gefühle anwenden, und, um sie zu erklären, an jenes Gesetz der tönenden Körper erinnern, nach welchem gleichgestimmte Saiten, ohne sich sichtbar zu berühren, nur durch die erschütterte Luft ihre Bebungen gegenseitig bis zu einander fortpflanzen? Aber wie es auch zugehen mag: wohl uns, daß ein innigeres Band des Mitgefühls als der eigennützige Ideenhandel des Verstandes das menschliche Geschlecht zu einem Ganzen verknüpft! Wir würden sonst mitten in der Gesellschaft einsam, im Leiden von aller Theilnahme verlassen, im Glücke selbst zu den todten Freuden des Egoismus verdammt sein.

Diese Sprache schränkt sich keineswegs bloß auf die stärksten Regungen oder eigentlichen Leidenschaften ein. Sie folgt mit ihrem Ausdrucke den unendlich verschiednen Graden und Abstufungen der Empfindung, im weitesten Sinne des Wortes, für Wahr-

nehmung des eignen Zustandes genommen; ja selbst die Gleichgültigkeit hat den ihrigen. Irgend einer wird daher mit allen ausgesprochnen Gedanken vernommen, und nur, indem wir ihnen durch das künstliche Hülfsmittel der Schrift eine Art von Fortdauer außer uns verschaffen, wird es möglich, ihn ganz davon abzusondern. Sobald aber diese Zeichen wieder durch die Stimme belebt werden sollen, so muß der Leser den Ausdruck hinzubringen, mit welchem er vermuthen kann, daß der Urheber eines Gedankens ihn ausgesprochen hätte.

Weit entfernt, daß die Sprache der Gebährden, Mienen und Accente von irgend einer Uebereinkunft abhinge, oder erst durch die Erziehung erlernt würde, ist aller Zwang der Erziehung und des Wohlstandes nicht im Stande, sie je ganz zu unterdrücken, oder, wo es an innrer Empfänglichkeit fehlt, den Mangel im Aeussern vollkommen zu ersetzen. Wie weit man es auch in der Herrschaft über die Bewegungen des Körpers und der Stimme bringen mag: einige Gefühle sind dennoch zu stark, als daß man ihren Ausdruck völlig ersticken; andre zu heilig, als daß man ihn erheucheln könnte. Selbst wo die verstrickenden Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft die Verstellung zum täglichen Geschäfte machen, täuscht man sich nicht sonder-

lich, weil der Scharfsinn im Unterscheiden mit der Geschicklichkeit im Nachahmen immer im gleichen Grade zunimmt. Die Einfalt der Natur ist als Schauspielerin dessen, was sie wirklich fühlt, der geübtesten Kunst überlegen, die eine fremde Rolle übernimmt.

Nicht wahr, meine Freundin: jetzt gewinnt die Lehre, welche, mit Ausschließung der Nachahmung, die Empfindung zur einzigen Bildnerin der Sprache macht, ein ganz andres Ansehen? Wir forschen nach dem Ursprunge der Sprache; wir betrachten ihre jetzigen Bestandtheile; wir finden darunter etwas, was so wenig der künstlichen Verabredung oder dem Witze einzelner Menschen angehört, daß es vielmehr durch alle von diesen herrührende Zusätze und Veränderungen unfehlbar geschwächt und entstellt wird; das sich in seiner größten Reinheit und Stärke grade unter solchen Völkern findet, deren Zustand sich am wenigsten von dem Ursprünglichen zu entfernen scheint, oder deren reiche und regsame Empfänglichkeit den Wirkungen der feinern Ausbildung das Gegengewicht hält; etwas, worin jedes Kind und jeder Wilde die Beredsamkeit eines Demosthenes beschämt; wodurch endlich Menschen aus den entferntesten Zonen, und, würden sie wieder ins Leben gerufen,

aus den entferntesten Jahrhunderten, einander mittheilen könnten, was in ihrem Innern vorgeht. Dürfen wir also noch anstehen, dieß für die ächte, ewige, allgemein gültige Sprache des Menschengeschlechts anzuerkennen? Und ist sie das: wie ließe sich noch zweifeln, daß sie in allen einzelnen und abgeleiteten Sprachen das Ursprüngliche ausmacht?

Nun scheint auch der Einwurf wegzufallen, der von dem Gegensatze zwischen thierischem Geschrei und artikulirter Rede hergenommen wird, indem man behauptet, der gänzliche Mangel an Verwandschaft zwischen beiden mache einen Uebergang unmöglich. Es ist wahr, die vierfüssigen Thiere schreien nur; aber die Vögel singen zum Theil: hier sehen wir also schon zwei ganz verschiedne Sprachen, (ohne die vielen Dialekte der besondern Thiergeschlechter zu rechnen) welche die Natur durch die verschiedne Einrichtung der Organe mit ähnlichen Empfindungen verknüpft hat. Wäre es denn so unwahrscheinlich, daß sie auch dem edelsten Thier eine ihm ausschließend eigne Sprache der Empfindung verliehen hätte? Jeder Mensch fängt freilich den Gebrauch seiner Stimme mit Schreien an, wenn wir nicht etwa jene Kinder der Chorasmier ausnehmen wollen, die nach der Erzählung eines morgenländischen Geschichtschrei-

bers *) schon in der Wiege die musikalischen Anlagen des Volkes verrathen, indem sie fast melodisch weinen. Allein, man würde sich sehr irren, wenn man von den ersten Uebungen eines noch schwachen Organs einen ungünstigen Schluß auf das, wozu die Natur es im Zustande seiner völligen Entwickelung und Stärke bestimmt hat, herleiten wollte. Die Jungen der Nachtigall könnte man nach ihrem unbedeutenden Zwitschern mit Sperlingen verwechseln. Die Kinder lernen erst durch Nachahmung der Erwachsenen sprechen: beweißt dieß, daß die dazu erfoderliche Bewegung ihren Organen nicht von Natur eigen ist? Zeigt nicht vielmehr ihr früher Trieb dazu das Gegentheil? Ihre Fortschritte hierin sind im Vergleich mit denen, welche sie in jeder andern Verrichtung machen, nicht vorzüglich langsam; ja, viele Kinder lernen die Zunge weit eher fertig bewegen, als die Füße. Vielleicht findet auch bei Thieren eine Nachahmung der Alten durch die Jungen, bei manchen sogar eine Art von Unterricht Statt. Einige Vögel scheinen ja ihren Kleinen fliegen zu lehren: warum nicht auch singen? Von der Nachtigall wirst Du es dem Dichter und Musiker, die diesen Gedanken

*) Ibn Arabschah. S. Jones de poësi Asiat. im ersten Kapitel.

so bezaubernd ausgeführt haben *), gewiß willig glauben, ohne auf die Bestätigung des Naturforschers zu warten. Zwar ist schöner Gesang dem Menschen nicht so angebohren, wie diesem beneideten zarten Geschöpfe, das gleichsam ganz Kehle, ganz Wohllaut ist; aber die Stimme auf irgend eine Art singend zu biegen, ist auch den menschlichen Organen sehr natürlich, wie man es oft an Kindern beobachten kann. Die erste Sprache mag ein wüstes Gemisch von Geschrei und Gesange gewesen sein: und warum wäre es unmöglich, daß dieses nach und nach gemäßigt und herabgestimmt, durch viele Mittelstufen sich endlich in eine artikulirte Rede umgebildet hätte? Viele Sprachen der Wilden wurden von Reisenden noch sehr unartikulirt gefunden, so daß sie mit aller Mühe die gehörten Laute nicht nachsprechen, geschweige dann in unsrer Schrift aufzeichnen konnten.

Wie nun? Wofür sollen wir uns im Gedränge zwischen diesen zwei entgegengesetzten Systemen entscheiden? Da wir nicht beide zugleich gelten lassen, und doch weder das eine noch das andre unbedingt verwerfen können, so müssen wir sie friedlich zu vereinigen suchen. Beide scheinen mir Theil an der

*) Klopstok und Bach. Das Lied heißt, wo ich nicht irre, Aedon.

Wahrheit zu haben, und nur darin unrichtig zu sein, daß sie ihr Grundgesetz des Ursprunges der Sprache als das einzige, mit Ausschließung des andern, behaupten. Die, welche alles auf die Aehnlichkeit der Zeichen mit den benannten Gegenständen, erst mit den hörbaren, dann durch entferntere Beziehungen zwischen den verschiednen Sinnen auch mit andern, zurückführen, schränken den der menschlichen Organisation eignen Ausdruck der Empfindung willkührlich zu enge ein: denn Erfahrungen an Menschen in einem widernatürlichen Zustande, zum Beispiel an solchen, die unter Thieren verwilderten, oder an Taubgebohrnen taugen zum Beweise ihrer Voraussetzung nicht. Die ausdrucksvolle Beweglichkeit der menschlichen Glieder, vorzüglich des Antlitzes, widerspricht ihr vielmehr. Gleicht der Mensch hierin einem vielbesaiteten, von Leidenschaften mannigfaltig gerührtem Instrumente, indessen der thierischen Eingeschränktheit eine oder wenige Saiten genügen: warum nicht auch in den Tönen der Empfindung? Will man hingegen die Sprache ganz von diesen ableiten, so bleibt es unerklärlich, wie sie so unendlich hat erweitert und vervollkommt werden können. In der Empfänglichkeit des Menschen allein, wäre sie auch noch so vieles zarter und umfassender als in den übrigen Thieren, liegt kein unterscheidendes Kennzeichen seiner

Natur. Er würde also, wie wir es an jenen sehen, mit den Vorzügen seiner Organisation durch alle Geschlechter hin beständig auf eben dem Puncte beharren, wäre ihm nicht eine selbstthätige Richtung derselben verliehen. Bei dem Eindruck der Gegenstände durch die Sinne auf die innern Organe, und bei der Gegenwirkung dieser auf die äußern verhält er sich bloß leidend: der Gebrauch einer ganz hierauf beruhenden Sprache würde folglich gar nicht von seinem Willen abhängen. Unser Liebling Hemsterhuys hat bei dem System, das er vertheidigt *), dieser Einwendung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er bei der Sprache, als Werkzeug der Mittheilung betrachtet, die innre Sprache der Seele, das Vermögen, Vorstellungen durch Zeichen festzuhalten und zu erneuern, schon voraussetzt, und nur die Beschaffenheit der Mittheilungszeichen durch den nothwendigen Zusammenhang zwischen den Bewegungen der innern und äußern Organe bestimmen läßt. Allein warum sollte die Selbstthätigkeit grade hier still stehen, da doch ihre Macht sich so viel weiter erstreckt? Wir wissen nur zu gut, daß ihr Einfluß den Ausdruck der

*) S. Lettre sur l'homme et ses rapports, in den Oeuvres philosophiques de M. F. Hemsterhuys. T. I. vorzüglich p. 182 — 190.

Empfindungen eher verfälscht und stört als befördert. Aber Zeichen mit den Vorstellungen von Gegenständen außer uns, vorzüglich nach dem Gesetz der Aehnlichkeit, verknüpfen, und sie dadurch auch in andern erwecken, ist ihr eigentliches Geschäft: und wie sollte sie es bei der ersten Bildung der menschlichen Rede nicht ausgeübt haben?

Mehrere Philosophen sind zwar einen Mittelweg gegangen, und haben zwei Quellen der Sprache anerkannt: allein sie räumen dabei der Empfindung meistens zu wenig ein; bleiben bei den Interjectionen, als dem Einzigen, was ihr angehöre, stehen; und bemerken ganz richtig, daß diese nur im Zeitalter der rohen Sinnlichkeit, der ungezähmten Leidenschaft eine bedeutende Rolle unter den Wörtern spielen konnten, sich aber mit dem Fortgange der Verfeinerung immer mehr verlieren müssen. Es ist wahr, jene mächtigen Eindrücke, welche auf einen Augenblick alle Vorstellungen verdunkeln, äußern sich nur in abgebrochnen Ausrufungen. Aber daß die Empfindung, in so fern sie als Wahrnehmung des eignen Zustandes jede Vorstellung von etwas außer uns nothwendig begleitet, sowohl an dem Ursprunge als an der weitern Ausbildung der Sprache, mit dem Bestreben, die Dinge nachahmend zu bezeichnen, einen gleich wesentlichen und allgemeinen Antheil ha-

be, scheint mir durch alles Bisherige ausgemacht. Freilich läßt sich ihr Werk nicht an einzelnen Worten darlegen; auch in der ganzen Masse einer Sprache ist sie nicht sichtbar vorhanden und gleichsam mit Händen zu greifen, eben so wenig, wie man den lebhaften Vortrag einer Rede in Schriftzüge würde auffassen können. Es ist eine geistige Gegenwart, wie die der Luft in so vielen von ihr durchdrungenen Körpern unsichtbar und belebend. Indessen will ich Dir doch nachher, wann ich von dem sinnlich Schönen in den Sprachen reden werde, wenigstens flüchtig anzudeuten versuchen, wie dieses hauptsächlich von dem Reichthum und dem Charakter der Empfänglichkeit eines Volkes abhängt.

Nun zum Ursprunge der Poesie, worauf ich mit allen meinen Betrachtungen hinzielte. Historisch wissen wir davon eben so wenig als von der Entstehung der Sprache. Denn, obgleich die fabelnden Sagen einzelner Völker darüber vielleicht auf manchen wirklichen Umstand in ihrer frühesten Geschichte anspielen, so sind sie doch immer an ihre besondre Scene gebunden; und das wunderbare Alterthum, wohin sie alles zurückschieben, ist jung neben dem Menschengeschlechte. Die erwachsene Muse mochte sich von ihrer Kindheit einiges dunkel erinnern: wie hätte sie es von dem er=

sten Augenblicke ihres Daseins gekonnt? Wir müssen uns also mit den allgemeinen Aufschlüssen begnügen, die uns die Lehre vom Ursprunge der Sprache geben kann. Aus der Beschaffenheit des Bodens, woraus der erste Keim der Poesie aufsproßte, läßt sich ungefähr vermuthen, wie er gediehen sein mag. War die älteste Sprache wirklich das Werk jener beiden vereinigt wirkenden Anlagen der menschlichen Natur, denen wir sie zugeschrieben haben, so war sie auch zuverlässig ganz Bild und Gleichniß, ganz Accent der Leidenschaften: die sinnlichen Gegenstände lebten und bewegten sich in ihr, und das Herz bewegte sich mit allen. Dieß ist es, was man so oft gesagt hat, und was doch nur in einem gewissen Sinne wahr ist: Poesie und Musik sei vom Anfange an da gewesen, und gleich alt mit der Sprache. Welch eine Poesie und welch eine Musik kann man sich hiebei denken? Beiden fehlte noch etwas, woran doch ihre ganze Entwickelung zu schönen Künsten hieng, nämlich ein Gesetz der äußern Form; und wie dieses gefunden worden, ist dadurch noch im geringsten nicht erklärt. Zwar brauchte nur einmal die Freiheit von äußern Bedürfnissen und ungewöhnlich starke Regung der innern Lebensfülle in Einer Stunde zusammenzutreffen, so mischte sich die noch ungeübte rauhe Kehle des Men-

schen unter die übrigen Waldgesänge und stimmte den ersten Hymnus an. Allein wie kam eine gleichförmige Bewegung, ein Zeitmaaß in seinen Gesang, oder (denn beides war ja ursprünglich eins) ein Rhythmus, sei er auch noch so unförmlich gewesen, in seine Worte? Mußten sie nicht vielmehr, den augenblicklich wechselnden Antrieben gemäß, regellos hinströmen? Und wie verfiel der freie Sohn der Natur darauf, dem Ungestüm seiner Fantasie und seiner Gefühle selbst irgend einen Zügel anzulegen? — Das nächste Mal will ich dieß Räthsel zu lösen suchen.

Dritter Brief.

Ein Kaiser von Sina, Namens Tscho-yong, welcher vor vielen Jahrtausenden lebte, hörte eines Tages auf einem Spaziergange (die Regierungsgeschäfte mochten ihm wohl einige Muße übrig lassen) ein Concert der Vögel. Es gefiel ihm ungemein, er beschloß auch eins dergleichen anzustellen, und erfand durch diese Veranlassung eine wunderwürdige und unwiderstehliche Musik, welche die Leidenschaften besänftigte, die unregelmäßigen Wallungen im menschlichen Körper hemmte, und dadurch sogar das Leben verlängerte. Seitdem sind nun die Sineser,

Dank dem klugen und geschmackvollen Tscho-yong, im Besitz einer so vortrefflichen Kunst; und da es unhöflich sein würde, die Erfindungen eines Kaisers unvollkommen zu finden, so kann man sich leicht denken, daß sie nur weniges werden hinzugesetzt oder verändert haben. Vermuthlich werden sie auch, wenn es dem Himmel gefällt, in alle Ewigkeit auf eben den Fuß zu musiciren fortfahren.

Verachte mir dieß alberne Mährchen nicht zu sehr, liebe Amalie. Vielleicht ist es recht passend für den Charakter der Sinesischen Musik, deren Langweiligkeit leicht an die Langeweile eines Monarchen erinnern mag. Freilich wird darin nicht erwähnt, ob seine Majestät den Tact aus eignem Belieben ersonnen; oder ob die Vögel in Sina zur Zeit Tscho-yongs, welcher der sechzehnte Fürst der neunten Periode war, tactmäßig gesungen haben; oder ob diese kaiserliche Musik ganz ohne Tact bestehen konnte. Allein ich habe in mehreren angeblich philosophischen Schriften, die von der Verwandschaft der Poesie und Musik und von ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge handeln, keinen bessern Aufschluß über die Erfindung des Zeitmaaßes gefunden. Man nimmt darinn den natürlichen Hang des Menschen, seine Gefühle durch Töne und Bewegungen des Körpers auszudrücken, für die einzige

und hinreichende Grundlage des Gesanges und Tanzes an. In so fern man hierunter nichts weiter als starke, leidenschaftliche Biegungen der Stimme, und wilde Gebährden und Sprünge versteht, (und nur zu solchen beseelt die bloße Empfindung) gehört die Vorstellung von einem Zeitmaaße gar nicht dazu. Trägt man aber diese gleich mit in die Worte hinein, wie es ihr gewöhnlicher Gebrauch erfodert, so verwechselt man willkührlich die Bedeutungen, und überspringt die eigentliche Schwierigkeit der Frage, indem man das als schon vorhanden voraussetzt, wovon die Entstehung erst erklärt werden soll.

Allerdings läßt sich eine Musik von Instrumenten ohne Tact gar nicht denken; auch die von Instrumenten begleitete Stimme ist durchaus an die Beobachtung desselben gebunden; aber wenn sie sich ganz allein hören läßt, so darf sie in diesem Stücke ihre natürliche Freiheit wieder geltend machen, und darin auch neben dem künstlichsten Reichthum musikalischer Zusammensetzung gefallen wollen. Du siehst, ich rede vom Recitatif, das besonders in der Italiänischen Oper eine so schöne Stelle einnimmt, und dem man doch den Namen eines Gesanges nicht versagen kann. Die Kennzeichen, woran das Ohr die singende Stimme von der reden-

den unterscheidet, (auf welchem verschiednen Spiel der Organe die Eigenthümlichkeit beider auch beruhen möge) sind ein gewisses Schweben, das den Tönen Dauer verleiht; ihre Bestimmbarkeit in Ansehung der Höhe und Tiefe; und der Uebergang von einem zum andern nach bestimmbaren Zwischenräumen oder Stufen. Im Gesange der Nachtigall, bei welchem dies alles eintrifft, und der so sehr Gesang ist, daß man versuchen konnte, ihn musikalisch aufzuzeichnen, bemerkt man nichts, was einem Zeitmaaße gliche.

Dürfte man in der Geschichte der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten die Erfindung eines Instruments vor den ersten Uebungen der Stimme im Gesange vorangehen lassen, so wäre dadurch die Schwierigkeit der Auflösung um vieles verringert, aber keineswegs ganz gehoben. Da musikalische Instrumente erst durch eine künstliche Nachahmung einigermaßen den Ausdruck der Empfindung erreichen können, welcher den Stimmen lebender Geschöpfe ursprünglich eigen ist, so kann ihre erste Anwendung keine andre sein, als bloß das Ohr zu ergötzen. Dieß vermögen sie durch einzelne Töne in keinem erheblichen Grade, und durch eine Folge derselben, nach unserm Urtheile wenigstens, nicht anders, als wenn darin ein Gesetz des Zeitmaßes

obwaltet. Es ist daher nicht fremde, daß der Mensch, wenn er sich einmal das Ergötzen zum Geschäft machte, mancherlei Versuche anstellte, und gleichsam so lange herumtastete, bis er das Rechte traf. Indessen sind ungeübte, aber nach allem begierige Sinne äußerst leicht zu befriedigen. Das armseligste Geklimper oder Geklingel bezaubert das Ohr eines Kindes oder eines Wilden, und ihr Entzücken über das schon gefundne entfernt sie von dem Streben nach einer höhern, noch unbekannten Vollkommenheit. Vaillant beschreibt sehr artig ein Concert seiner Hottentotten: er hatte ihnen Maultrommeln und andre dergleichen Instrumente ausgetheilt; nun spielten sie ohne allen Tact auf das betäubendste durch einander, und fanden dennoch ein unbeschreibliches Vergnügen daran. Doch wir brauchen so weit nicht zu suchen: wie lärmen unsre Knaben nach einem Jahrmarkte mit ihren neuen Trommeln, Pfeifen oder Geigen durch die Gassen! Und scheinen sie bei dieser musikalischen Ergötzlichkeit wohl im geringsten das Bedürfniß des Tactes zu fühlen?

Der Schriftsteller, bei dem ich das obige Mährchen angeführt sah, nimmt es so, als ob demselben zufolge, in Sina die Instrumentalmusik früher erfunden wäre als der Gesang. Mir scheint es nicht ausdrücklich der Vorstellung zu widerspre-

chen, der Kaiser habe sein menschliches Vögelconcert bloß durch Singstimmen zu Stande gebracht. Allein, gesetzt auch, das Gegentheil würde deutlich gemeldet, so muß das Ansehen einer Sage immer durch die innre Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten unterstützt werden, und kann gegen sie nichts gelten. Die Vermuthung, daß die Menschen, als Spiel und Gesang schon durch viele Fortschritte zu einer üblichen Unterhaltung geworden, und ihr Ohr für musikalischen Genuß mehr gebildet war, eine beschämende Vergleichung zwischen dem lieblichen Klange einiger Vögelstimmen und der Rauhigkeit ihrer eignen angestellt, und sich bemüht haben, jene nachzuahmen: diese Vermuthung möchte ich nicht ganz verwerfen. Dagegen wissen wir historisch, daß die meisten Völker nie eine eigentliche, das heißt ohne Gesang für sich bestehende, Instrumentalmusik gekannt haben, und daß diese, wo sie etwa eingeführt ward, zu den späten, schwächenden Verfeinerungen der Kunst gehörte. Das Werkzeug des Gesanges bringt der Mensch mit auf die Welt, es begleitet ihn in jedem Augenblicke seines Lebens, und die Antriebe des Gefühls setzen es früh auf mannichfaltige Weise in Bewegung: die ersten unförmlichen Lieder mußten daher ohne Absicht, fast ohne Bewußtsein entstehn. Aber der Gebrauch eines äußern

Werkzeuges, wäre es auch nur ein gespaltnes Bambusrohr, zur Begleitung des Gesanges, erfodert Ueberlegung, Benutzung der Natur, die nichts ohne Zubereitung dazu taugliches darbietet, ja sogar einige Beobachtungen über die Gesetze des Schalles. So wunderwürdig schienen auch der Vorwelt solche Erfindungen, daß nach der Griechischen Sage nur der sinnreichste aller Götter den Einfall haben konnte, einige Schaafsdärme über eine Schildkrötenschale zu spannen.

Aber wie? so hast du mir vielleicht schon vorhin eingewandt: schreibt nicht die Beschaffenheit der Empfindung selbst den Bewegungen einen gewissen Tact vor? Hüpft nicht die Freude mit raschem, schleicht nicht die Traurigkeit mit gedehntem Tritt? Und verhält es sich nicht eben so mit schnellen und langsamen Tonfolgen? Um diesen Zweifel aufzuklären, denke dir eine Reihe von gleich lange daurenden, oder in gleichen Zeiträumen auf einander folgenden Schällen; zum Beispiel den Schlag des Pulses, das Picken einer Uhr, das Läuten einer Glocke, Du siehst, alles dieß kann uns durchaus keine andre Vorstellung als die von Schnelle und Langsamkeit geben, und hat nicht die entfernteste Beziehung auf den Charakter verschiedner Empfindungen. Sobald hingegen Rhythmus entsteht, das heißt, sobald

Abwechselung in die Dauer der einzelnen Eindrücke gebracht, und Längen mit Kürzen gemischt werden, so kann eine solche Tonfolge auch ohne Hülfe der Modulation schon einigen Einfluß auf unser Gemüth haben, es erwecken oder beruhigen. Bemerke ferner, daß wir aus dem langsameren oder schnelleren Zeitmaße der Schritte eines Menschen an sich nichts weiter erfahren, als den Grad seiner Eile, nach einem gewissen Ziele zu gelangen; seine Gemüthslage verräth sich erst durch andre hinzukommende Bewegungen, die zwar mit dem Gange übereinstimmen, aber doch nicht bloß durch die Art der Folge, sondern jede für sich betrachtet, bedeutend sind. Ueberhaupt muß eine Leidenschaft schon bis zur Stimmung, zum fortwährenden Zustande der Seele, gemildert sein, wenn ein gewisses Ebenmaaß in ihrem Ausdrucke Statt finden soll. Denn was uns am stärksten erschüttert, hat am wenigsten Bestand, und deswegen äußern sich in der Natur die lebhaftesten Gefühle in stürmischen, völlig unregelmäßigen Folgen von Bewegungen und Tönen. Führt dieß nicht auf die Folgerung, daß also in beiden nicht das Abgemessene, das gleichförmig Wiederkehrende, sondern das Abwechselnde, die Uebergänge von einem zum andern, der Empfindung entsprechen und sie wieder erregen?

Und doch, wirst Du sagen, ist es so fühlbar, daß der jeder Melodie angemessene Tact die Seele derselben ist. Das ist er allerdings: allein erinnre Dich, wir sind hier schon im Gebiete der Kunst, die nicht bei unmittelbarer Nachahmung der Natur stehen bleibt, sondern durch eine Art von Erdichtung sich ihr wieder nähert. Ein zusammengesetztes Gefühl, welches die Seele aber doch auf einmal fassen kann, entfaltet der Musiker nach der feinsten Eigenthümlichkeit desselben in einer melodischen Folge von Tönen, und legt durch das bestimmte Verhältniß ihres Fortschrittes dem fliehenden Augenblicke gleichsam Fesseln an; oder man kann auch sagen, er bildet aus Empfindungen ein geordnetes Ganzes, was sie eigentlich in der Wirklichkeit niemals sind. Das Sylbenmaaß kann in der Poesie etwas ähnliches leisten: aber welche geübte, besonnene Empfänglichkeit gehört dazu, solch eine Wirkung nur wahrzunehmen, geschweige denn, sie selbst hervorbringen zu wollen! Wir müssen uns wohl hüten, den schönen Gebrauch einer Erfindung mit dem, was sie zuerst veranlaßte, zu verwechseln.

Ein Schriftsteller, der glücklicher darin war, Geheimnisse in die Gegenstände seiner Nachforschung hineinzulegen, als die darin liegenden zu lösen, oder der dieß wenigstens gern auf eine geheimnißvolle Art

that, dem es eine allzu reizbare Organisation schwer machen mußte, das wirklich Wahrgenommene vom Eingebildeten zu scheiden, findet den Ursprung des Zeitmaaßes im Tanze und Gesange darin, daß den körperlichen Bewegungen, und den ausgesprochnen oder gesungnen Worten, wozu bloß Leidenschaft den Menschen dringt, ein äußrer Zweck mangelt. Der gewöhnliche Gang, sagt er, hat zur Absicht irgend wohin zu führen; die gewöhnliche Rede, uns andern verständlich zu machen. Da beim Tanze und Gesange solch ein äußres Bedürfniß ganz wegfällt, und folglich diese Handlungen um ihrer selbst willen vorgenommen werden, etwas an sich ganz zweckloses aber uns kein Vergnügen gewähren kann, so strebt die Seele unwillkührlich darnach, sich einen Grund angeben zu können, warum sie jedesmal die Bewegungen und Töne so oder so auf einander folgen lasse. Dieß erlangt sie nun durch ein innres Gesetz, ein Maaß ihrer Folge. Indessen strebte sie vielleicht lange vergeblich, bis etwa zufälliger Weise dieselbe Abwechselung langsamerer und schnellerer Bewegungen mehremale auf einander folgte. Dieß immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende fesselte die Aufmerksamkeit, prägte sich dem Gedächtnisse ein, ward bewundert, nachgeahmt und allmählich zum künstlichen, regelmäßigen Tanze, oder

in Ansehung der Poesie zum künstlichen regelmäßigen Versbau gebildet.

Ich habe Dir diese Erklärung umständlich angeführt, weil sie in einem sonst schätzbaren Buche, nämlich der Deutschen Prosodie von Moriz, steht; denn freilich ist sie zu luftig, als daß sie uns lange aufhalten dürfte. Die Redensart „zufälliger Weise" gebraucht der Verfasser mehrmals, und das ist schon ein übles Zeichen. Erlaubt man es sich einmal, bei einer, wenn ich so sagen darf, dem ganzen Menschengeschlechte gemeinschaftlichen Erfindung, den Zufall zu Hülfe zu rufen, so kann man sich die Mühe dieser und aller ähnlichen Untersuchungen ersparen, und jenem blinden Gotte die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten überhaupt anvertrauen. Wäre der Satz wahr, daß nichts Zweckloses uns Vergnügen gewähren könne, so müßte man entweder behaupten, kein bloß sinnlicher Genuß reiche über die Befriedigung des Bedürfnisses hinaus, oder man müßte dem Worte „Zweck" eine höchst seltsame Ausdehnung geben. In dem gebräuchlichen Sinne sind Zwecke bloß Sache des Verstandes; folglich handelt nur der gebildete Mensch nach ihnen, und auch dieser nicht, sobald Leidenschaften seinen Verstand ganz übermeistern. Dieß ist in der kindischen Seele des unerzognen Natur=

sohns unaufhörlich der Fall: er ist daher der Gewalt jedes dunkeln Antriebes hingegeben. Eine lebhafte Regung nöthigt ihn, ohne allen weitern Zweck, sie in Gebährden und Tönen auszudrücken: aber wird wohl jemand noch nach einem Zwecke fragen, wo ein dringendes Bedürfniß befriedigt wird? Nähme man indessen auch an, die Erfindung des Tactes gehöre erst in die Zeiten, wo durch Gesang und Tanz nicht mehr eigne und gegenwärtige Leidenschaft ausgedrückt, sondern fremde oder vormalige zur Ergötzung nachgeahmt wurde, so ist ja doch Genuß des Daseins der Mittelpunct aller Zwecke, und was unmittelbar dazu dient, steht in ihrer Rangordnung oben an. Wenn also die wahrste Nachahmung, die gewiß als solche kein Zeitmaaß beobachtete, wie aus der Natur der Leidenschaften erhellt, schon an sich ergötzen mußte, so war ja nichts Zweckloses darin.

Ferner begreife ich nicht, wie Moriz den Zweck der Rede darauf einschränken kann, daß man sich verständlich machen will. Soll sie nicht noch in Zeiten der Verfeinerung, sollte sie nicht um so viel mehr, je näher die Sprache ihrem Ursprunge war, Theilnahme an den Empfindungen des Redenden erregen? Und sollten dies nicht gleichfalls die ältesten Lieder, wofern man nicht etwa annimmt, ihre Ur-

heber haben sie nur sich selbst vorgesungen? Endlich ist das Fortschreiten von einem Orte zum andern, worauf hier die Vergleichung des Tanzes mit dem Gange sich gründet, ein durchaus unwesentlicher Umstand. Es giebt sehr belebte Tänze, bei denen man seine Stelle gar nicht verläßt; ja auf den freundschaftlichen Inseln im Südmeer sah man dergleichen, wobei nicht einmal die Füße wechselsweise gehoben wurden. Der Tanz hat freilich kein bestimmtes Ziel der Bewegungen wie der Gang; aber die ausdrucksvollen Gebährden, aus denen er mit Hinzufügung des Tactes entstanden ist, haben es eben so wenig.

Es fehlt so viel, daß die Rede, sobald sie sich in die Form eines Gesanges fügt, dem Dienste eines äußern Zweckes entzogen würde, daß Poesie vielmehr in den frühesten Zeiten nicht nur als Angelegenheit betrieben wurde, sondern auch an allen Angelegenheiten des Lebens den wichtigsten Antheil hatte; und daß sich bei einigen, zum Beispiel beim Gottesdienste, die uralte Sitte sogar bis auf uns fortgepflanzt hat. In Liedern wurden von jeher die Götter angefleht und gepriesen; in Liedern die Todten betrauert; Lieder bereiteten die Krieger zum Kampfe vor. Bei Völkern, die schon längst in vielen Hinsichten gesittet heißen konnten, wurden die

Gesetze noch als Lieder abgefaßt und gesungen. Die Araber haben im Tempel zu Mekka zwei Liedern einen unsterblichen Platz angewiesen, wodurch die Abgesandten zweier Stämme im Namen derselben ein Bündniß feierlich besiegelten. Der eine von ihnen, Hareth Ben Helsa, ließ, auf seinen Bogen gelehnt, die Eingebungen des Augenblicks im höchsten Feuer der Begeisterung hinströmen. Sowohl auf den Inseln des Südmeers als in andern Gegenden wurden die Europäischen Weltumsegler von den Eingebohrnen mit abgemessenem Gesange bewillkommt. Durch stolze Lieder bietet der Amerikanische Wilde mitten in der Todesqual seinen Feinden Trotz. Es ist daher auch nichts unglaubliches in der Sage, daß die Nordischen Helden oft mit Liedern, in denen sie ihre eignen Thaten verherrlichten, vom Leben Abschied nahmen. Du kennst vielleicht den Gesang, womit Regner Lodbrog, der Dänische König, lächelnd im Kerker starb. Ein andrer Held, Hallmund genannt, dichtete, tödtlich verwundet, ein Lied von ähnlichem Inhalt, und hieß seine Tochter es aufbewahren. Solche Gedichte waren kein Gedicht: die Poesie, welche diese Männer im Leben und Tode begleitete, war ihr heiligster Ernst, ihre lebendigste Wahrheit.

Wüßte man nicht historisch das Gegentheil, so

könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, das Zeitmaaß gehöre unter die spätern Erfindungen; der Gesang habe, so lange nur wirkliche Leidenschaft ihn eingab, in dithyrambischer Freiheit geschwärmt, und erst als er zum ergötzenden Spiele geworden, habe man den Mangel jenes ursprünglichen Nachdrucks durch einen kunstmäßigen Reiz zu ersetzen gesucht. Aber die Beobachter wilder Völker rühmen einstimmig die wunderwürdige Genauigkeit im Tact, womit sie ihre Gesänge und Tänze aufführen. Selbst die kannibalischen Schlachtlieder der Neuseeländer, wobei die furchtbarste Wuth ihre Augen verdreht und alle ihre Gesichtszüge verzerrt, werden vollkommen tactmäßig gesungen.

Wenn man also nicht annehmen kann, der ordnende Geist sei es, der sich durch Regelmäßigkeit in den Ausbrüchen der ungestümsten Leidenschaften herrschend beweise; wenn ferner die, besonders in kindischen Seelen, so unstäten und rasch wechselnden Gefühle nichts abgemessenes an sich haben: so müssen wir uns nach einem andern Grunde dieser Erscheinung umsehn, und diejenige Art sie zu erklären, wobei man der besonnenen Absicht am wenigsten einräumt, wird die wahrscheinlichste sein. Indessen scheint alles Messen, weil es auf einer Vergleichung beruht, ein Geschäft der denkenden

Kraft in uns zu sein. Körperliche Gegenstände, die man nach ihrer Ausdehnung gegen einander messen will, hat man oft zugleich vor Augen: aber in einer Zeitfolge ist kein Theil mit dem andern zugleich vorhanden; die Vorstellung von dem Zeitraume, welcher den übrigen zum Maaßstabe dienen soll, muß folglich im Gedächtnisse festgehalten werden. Ueberdieß ist die Wahrnehmung von der Dauer der Zeit sehr abhängig von der Beschaffenheit und Menge der sie ausfüllenden Eindrücke. Man sollte also denken, es müsse für die Seele höchst schwierig sein, den Vergleich nur einigermaaßen genau anzustellen, und dennoch fühlen wir die Leichtigkeit, womit wir Bewegungen nach einem Zeitmaaße vornehmen. Dieß führt natürlich auf den Schluß, daß wir dieselbe nicht sowohl der Seele als dem Körper verdanken, daß sie mit Einem Worte bloß mechanisch ist. Unser Körper ist ein belebtes Uhrwerk; ohne unser Zuthun gehn in ihm unaufhörlich mancherlei Bewegungen, zum Beispiele das Herzklopfen, das Athemhohlen, und zwar in gleichen Zeiträumen vor, so daß jede Abweichung von diesem regelmäßigen Gange irgend eine Unordnung in der Maschine anzuzeigen pflegt. Auch bei andern Bewegungen, die von unserm Willen abhängen, gerathen wir leicht, vorzüglich wenn wir sie anhaltend wiederhohlen, von selbst und ohne

es zu wissen in ein gewisses Zeitmaaß. Nehmen wir mehrerlei solche Handlungen zugleich vor, zum Beispiel Gehen und Sprechen, so richtet sich die Geschwindigkeit der einen gewöhnlich nach der andern, wenn wir nicht etwa vorsätzlich die Uebereinstimmung zwischen ihnen aufheben wollen. Eben so setzen sich mehrere Menschen bei gemeinschaftlichen Arbeiten ohne Absicht oder Verabredung in eine gleichmäßige Bewegung. Freilich kommt alsdann der Umstand hinzu, daß man einander sonst mit den Werkzeugen, zum Beispiel beim Rudern, Dreschen, Mähen, hinderlich sein würde; aber auch wer ganz allein angreifende Arbeiten der Art verrichtet, wird, sobald er darin geübt ist, ohne besondre Aufmerksamkeit einen Tact beobachten. Gleichmäßig wiederhohlte Bewegungen erschöpfen am wenigsten: das Wohlthätige davon für den Körper muß sich leicht fühlen.

Daß die Seele sich mehr leidend als durch Vergleichen und Urtheilen thätig beweise, indem eine Folge von Zeiten sich, wenn ich so sagen darf, von selbst an der Organisation abmißt, wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß auch mehrere Arten von Thieren an Beobachtung des Tactes in ihren Bewegungen, einige Vögel sogar in ihrem Gesange gewöhnt werden können. Auch das scheint diese

Vermuthung zu bestätigen, daß wir nur innerhalb eines gewissen Kreises Zeitmaaße genau und sicher wahrnehmen, und daß wir dabei eben auf solche Grade der Geschwindigkeit oder Langsamkeit eingeschränkt sind, die mit dem fühlbaren Zeitmaaß der Bewegungen im Körper in einem nahen Verhältnisse stehn. Bei einer sehr schnellen Folge ist dieß weniger zu verwundern: die Eindrücke vermischen sich unter einander, so daß eine große Menge derselben in die Vorstellung von einem einzigen zusammengedrängt wird, wie wir zum Beispiel nach der verschiednen Anzahl der Bebungen einer Saite in einer gegebnen Zeit nur einen einzigen höheren oder tieferen Ton vernehmen. Wir brauchen nur an die Schnelligkeit zu denken, womit sich Schall und Licht durch unermeßliche Räume fortpflanzen, um überzeugt zu sein, daß dasjenige, was uns wie ein einziger untheilbarer Augenblick vorkommt, eine sehr zusammengesetzte Masse von Zeiten ist. Aber wie käme es, daß bei einer sehr langsamen Folge, wo wir doch um so mehr Muße haben, die einzelnen Zeiträume zu unterscheiden, die Wahrnehmung von ihrer Gleichheit oder Ungleichheit sich ebenfalls verliert, wenn sie nicht auf Verhältnissen zu unsrer Organisation beruhte? Man lasse eine Glocke alle Minuten einmal schlagen: niemand wird auch mit

dem geübtesten Ohre entscheiden können, ob die Zwischenräume sich immer gleich sind, er müßte sie denn etwa durch ein körperliches Hülfsmittel eintheilen und die Anzahl der Theile in jedem mit einander vergleichen.

„Die Vorstellung vom Zeitmaaße," sagt Hemsterhuys, „ist vielleicht die erste von allen unsern „Vorstellungen, und geht sogar der Geburt voran; „denn es scheint, daß wir sie einzig den aufeinander folgenden Wallungen des Bluts in der Nachbarschaft des Ohres verdanken."

Es ließe sich hiebei fragen: ob die Fähigkeit Zeiten zu messen unter unsern Organen dem Ohre ausschließend gehöre? ob die Wallungen des Bluts in seiner Nähe, auch bei der größten äußern Stille, wirklich hörbar sein können? wie früh Vorstellungen ohne Bewußtsein in uns wirksam zu werden anfangen? und dergleichen mehr. Du siehst, eine gründliche Erörterung jenes Satzes würde uns in Labyrinthe der Physiologie und Psychologie führen. Es ist mir indessen lieb, mich wenigstens in so weit mit Hemsterhuys auf Einem Wege zu finden, daß er die Anlage zum Tacte auch für körperlich hält, und annimmt, nur die Regelmäßigkeit gewisser Bewegungen in unsrer Organisation mache sie zum tauglichen Werkzeuge der Zeitmessung.

Zwar ist auf diese Art noch nicht erklärt, wie die Menschen darauf fallen konnten, die fremdartige Vorstellung vom Tact auf den Ausdruck durch Gebährden und Töne anzuwenden; doch ist die Auflösung, die ich jetzt Deiner Prüfung übergeben will, dadurch vorbereitet.

Je mehr der Mensch noch ganz in den Sinnen lebt, desto mächtiger sind seine Leidenschaften. Zwar eröffnet ihnen die Entwickelung des Verstandes und die Vervollkommnung der geselligen Künste eine Welt von vorher unbekannten Gegenständen: aber eben dadurch, daß der Kreis ihrer Wirksamkeit sich erweitert, muß ihr blinder Ungestüm gemäßigt werden. Hiezu kommt die tausendfache Abhängigkeit von Verhältnissen, die dem verfeinerten Menschen bei ihrer Befriedigung im Wege stehn. Ein Zögling des Anstandes hat er schon früh gelernt, ihre Ausbrüche zu ersticken, und Gleichgewicht in seinem Betragen zu erhalten. Der rohen Einfalt hingegen scheint alles anständig, was die Natur fodert. Noch unbekannt mit den Anreizungen erkünstelter Verderbniß läßt sie sich nur von natürlichen Trieben, aber von diesen auch unumschränkt beherrschen. Wie eine Krankheit in einem gesunden Körper um so heftiger wüthet, je größern Ueberfluß an Lebenskräften sie vorfindet, so ist es auch mit den Leidenschaften:

die gewaltsamsten Zustände, worein sie den künstlich erzognen Menschen versetzen, scheinen neben ihrer ausschweifenden Unbändigkeit in der Seele des freien und kräftigen Wilden nur ein besonnener Rausch zu sein. Sei es nun Freude oder Betrübniß, was sich seiner bemächtigt, so würden die aufgeregten Lebensgeister ihre Gewalt nach innen zu wenden, und seine ganze Zusammensetzung zerrütten, wenn er ihnen nicht durch den heftigsten Ausdruck in Worten, Ausrufungen und Gebährden Luft machte. Er folgt der Anfoderung eines so dringenden Bedürfnisses; durch jede äußre Verkündigung der Leidenschaft fühlt er sich eines Theils ihrer Bürde entledigt, und hält daher instinctmäßig Stunden, ja Tage lang mit Jauchzen oder Wehklagen an, bis sich der Aufruhr in seinem Innern allmälig gelegt hat. Bei schmerzlichen Gemüthsbewegungen werden sogar körperliche Verletzungen für nichts geachtet, wenn sich die Seele dadurch nur die Linderung verschaffen kann, sie auszulassen. Hierin liegt unstreitig der Grund jener so vielen Völkern gemeinschaftlichen Sitte, beim Trauern über die Todten sich Wangen und Brust mit den Nägeln oder andern scharfen Werkzeugen zu zerfetzen, wenn auch nachher ein bloß äußerlicher Gebrauch oder eine Pflicht daraus wurde.

Freude ist zwar die wohlthätigste Leidenschaft für den Körper; allein ihr sinnloser Taumel kann doch bis zu einer erschöpfenden Verschwendung der unaufhaltsam überströmenden Lebensfülle gehen. Selbst Jubeln und Springen, so ausgelassen und anhaltend wie es der wilde Natursohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper sich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit sich fort, und gönnt ihm keine Ruhe. So leitete den Menschen dann der Instinct, oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, sich dem berauschendsten Genusse ohne abmattende Anstrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten sich die Füße nach einem Zeitmaaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der rasche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben; nach einem natürlichen Gesetze der Organisation mußten sich die übrigen Gebährden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten; und durch diese ungesuchte Uebereinstimmung kam Tact in den wilden Jubelgesang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen bestand.

Hatte man erst einmal das Wohlthätige dieses Zügels gefühlt, woran die Natur selbst die ungestüme Seele lenkte, ohne daß sie sich eines Zwan=

ges bewußt worden wäre, so ist es nicht wunderbar, daß auch andre Leidenschaften sich willig ihn anlegen ließen. Wenn gleich die Betrübniß nicht zu so raschen Bewegungen hinreißt wie die Freude, so führt sie dagegen auch gar keinen Ersatz für ihre zerrüttenden Wirkungen mit sich. Tage lang jammern ist noch weit angreifender für den Körper als Tage lang jauchzen; und doch konnte das ganz von seinem Verluste überwältigte Gemüth diese einzige Linderung nicht entbehren; es weidete sich, wie Homer es ausdrückt, an der verzehrenden Wehklage. Indem diese, vom Zeitmaaße gefesselt, in Melodie übergeht, ist sie schon nicht ganz trostlos mehr: der erquickende mildernde Einfluß wird von den Sinnen der Seele mitgetheilt.

Wenn jemand unter uns den Tod eines Angehörigen mit Gesang betrauerte, so würden wir entweder glauben, es sei ihm kein Ernst damit, oder er sei wenigstens schon getröstet und erneuere seinen Schmerz nur in der Erinnerung. Dieselbe Handlung unter einem noch ungebildeten, sinnlichen Volke eben so zu beurtheilen, würde sehr gewagt und wahrscheinlich irrig sein. Den Trojanischen Frauen war es gewiß Ernst mit dem Wehklagen um Hektors Leiche, denn sie sahen verzweifelnd ihren eignen Untergang vor sich; dennoch waren Sänger

bestellt, um ihnen dabei mit der Stimme vorzugehn. Gehörte dieß auch in den Zeiten, welche Homer schildert, schon zu den feierlichen Gebräuchen der Trauer, so deutet es doch auf einen natürlichen Ursprung hin. Als Cook auf seiner dritten Reise Neuseeland verließ, so befiel zwei daselbst einheimische Knaben, die er mitgenommen hatte, eine tödtliche Schwermuth. Sie weinten und klagten unaufhörlich viele Tage lang, und drückten besonders ihren Schmerz durch ein Lied aus, worin sie, so viel man verstand, ihr nun für immer verlohrnes Vaterland priesen. An eine hergebrachte Sitte läßt sich hiebei nicht denken, und da dieß Lied sich auf eine ganz ungewöhnliche Lage bezog, so muß man vermuthen, daß die jungen Wilden es nicht aus dem Gedächtnisse gesungen, sondern daß sie es mitten in ihrer tiefsten Bekümmerniß gedichtet haben. Es würde nicht schwer sein, ähnliche Beispiele zu häufen.

Was ich von der Freude und der Betrübniß gesagt, wirst Du, wenn meine Vermuthung Dir anders Genüge leistet, leicht auf die übrigen Leidenschaften anwenden. Die Seele, von der Natur allein erzogen und keine Fesseln gewohnt, foderte Freiheit in ihrer äußern Verkündigung; der Körper bedurfte, um nicht der anhaltenden Heftigkeit dersel-

ben zu unterliegen, ein Maaß, worauf seine innre Einrichtung ihn fühlbar leitete. Ein geordneter Rhythmus der Bewegungen und Töne vereinigte beides, und darin lag ursprünglich seine wohlthätige Zaubermacht. So wäre es denn erklärt, was uns sonst so äußerst fremde dünkt, wie etwas, das uns, die wir so vieles bedürfen, entbehrlicher Ueberfluß oder höchstens ein angenehmer geselliger Luxus scheint, Tanz und Gesang, für den beschränkten, einfältigen Wilden unter die ersten Nothwendigkeiten des Lebens gehören kann.

Vierter Brief.

Mit der Erfindung des Zeitmaaßes treten wir sogleich in ein ganz andres Gebiet hinüber. Was man vor derselben mit den Namen Gesang und Tanz geehrt hat, ist nichts dem Menschen ausschließend eigenthümliches; wenn er sich darin vor andern lebenden Geschöpfen auszeichnet, so ist es nicht der Art, sondern höchstens dem Grade nach, und der Unterschied hat seinen Grund bloß in der Verschiedenheit seiner Organisation von andern thierischen. Die Fähigkeit sich selbst zu bewegen, hebt auf der Gränze an, wo das Pflanzenreich sich in das Thierreich verliert. Alle Bewegungen des Lebendigen sind

aber von zweifacher Art: entweder verursacht sie eine Begierde oder das Gegentheil derselben; (wir haben kein schickliches Wort dafür, wo bloß von thierischer Natur die Rede ist: in die Ausdrücke Abneigung, Verabscheuung, ist schon zu viel Menschliches hineingetragen) oder Schmerz und Vergnügen drückt sich in ihnen aus. Sie lassen sich nicht weniger leicht unterscheiden, wenn sie auch, wie häufig geschieht, in demselben Augenblicke zusammentreffen. Jene haben eine bestimmte Richtung zu einem Gegenstande hin oder davon hinweg: etwas Aeußeres hat also auch nach Erregung der Begierde oder ihres Gegentheils, Einfluß darauf. Man kann sie mit den Bewegungen lebloser Körper vergleichen, welche durch Kräfte des Anziehens und Zurückstoßens bewirkt werden. Diese hingegen erfolgen, wenn einmal ein gewisser Zustand des Schmerzens oder des Vergnügens da ist, ganz nach innern Gesetzen des körperlichen Baues. Sie haben kein äußres Ziel, aber einen gemeinschaftlichen Mittelpunct, wovon sie ausgehen, nämlich das nach außen hin wirkende Leben. Durch jene wird Befriedigung der Bedürfnisse und Vermeidung dessen betrieben, was Zerstörung droht oder zu drohen scheint; das Thier verrichtet dadurch die zur Erhaltung seines Daseins nothwendigen Geschäfte. In diesen offenbaren sich

seine Zustände, ohne daß es dabei auf Veränderung derselben abgesehen wäre. Sind sie schmerzlich, so haben die dadurch hervorgebrachten Aeußerungen immer das Ansehen von etwas unwillkührlich expreßtem, wie sie es denn auch wirklich sind, weil kein Thier sich darein ergiebt zu leiden, außer wenn es innrer Zerrüttung oder äußrer Gewalt durchaus nicht entfliehen kann. Die Bewegungen, welche aus Gefühlen des Wohlseins und einem Ueberflusse an Lebenskraft entspringen, sind zwar eben so sehr ein bloßes Spiel der Organe, und hängen von körperlichen Reizen ab, die unwiderstehlich auf die Muskeln wirken; aber sie schmeicheln uns mit einem täuschenden Schein von Freiheit, und es giebt nichts in der thierischen Welt, was dem menschlichen Genusse des Daseins so ähnlich wäre. Der Hund begrüßt seinen Herrn, den er nach einiger Abwesenheit wiedersieht, durch tausend lebhafte Sprünge; das Füllen jagt sich muthwillig wiehernd auf der Weide herum; selbst das träge Rind, wenn es nach langem Aufenthalte in den Winterställen zum erstenmal wieder Frühlingsluft wittert, wird zu ungeschickt ausgelassenen Bewegungen und zu einem freudigen Brüllen erweckt. Was liegt wohl im Freudensprunge, im Jubelgeschrei des Wilden, so lange in beiden noch die ursprüngliche Regellosigkeit mit

ihrem ganzen Ungestüm herrscht, das ein höheres Leben verriethe als das, welches er mit jenen Geschöpfen theilt? Ja es giebt Thiere, deren Organisation sich noch viel weiter von der unsrigen entfernt, denen aber die Natur, weil sie nicht wie wir am Erdboden haften sollten, sondern für ein leichteres Element bestimmt waren, eine uns versagte behende und unermüdete Beweglichkeit verliehen hat, welche weit seltner ihren leicht befriedigten Bedürfnissen zu dienen, als ihnen an sich selbst ein feineres Ergötzen zu gewähren scheint. Von den Mücken, wenn sie in der Abendsonne spielen, sagen wir, sie tanzen; und das freie Umhergaukeln des Schmetterlings ist oft beneidet, und zum Sinnbilde eines erhöhten Daseins erwählt worden.

Eben so verhält es sich mit dem Gebrauch der Stimme. Die meisten thierischen Laute gehören wohl zu den Bewegungen der zweiten Art, welche einen Zustand verkündigen, nicht zu jenen, wodurch etwas erreicht oder vermieden werden soll. Zwar scheinen sich manche Thiere allerlei dadurch zu verstehen zu geben, einander herbeizurufen, ja ganze Unterredungen zu halten. Indessen könnte man, ohne sich grade wie jener morgenländische Weise dafür auszugeben, man wisse die Sprache der Vögel zu deuten, doch wohl unternehmen, dergleichen Laute und

die Antworten darauf, mit Ausschließung alles Absichtlichen, bloß aus dem Antriebe eines gefühlten Bedürfnisses, und aus ähnlichen, durch die gehörte Stimme eines verwandten Thiers angeregten Reizen zu erklären. Wie dem auch sei, betrachtet man die Bewegungen der Stimme nicht als Mittel, Gegenstände zu bezeichnen, sondern nur als Ausdruck innrer Zustände, worauf sie doch beim Gesange zurückgeführt werden soll, so fehlt so viel, daß der Mensch sich hierin eines angebohrnen Vorzugs rühmen könnte, daß er vielmehr nur durch eine Ausbildung, die er allein sich selbst zu geben vermag, und durch die fortgesetzte Uebung vieler Geschlechter, sich die Biegsamkeit, den Umfang der Singstimmen, und das feine Gehör für das Harmonische in den Uebergängen erwirbt, welche manchen Gattungen der Vögel ohne Unterricht eigen sind. Doch an künstlicher Schönheit des Gesanges mag der Mensch sie noch so weit übertreffen; die zarte Regsamkeit der Organisation, wodurch bei ihnen allen Gefühlen der Lust und des Verlangens Stimme gegeben wird, so daß ihr innigstes Leben in der Kehle zu wohnen scheint, muß er an diesen kleinen Musen der thierischen Schöpfung bewundernd lieben, und kann dieselbe höchstens nur mit ihnen theilen.

An den Bewegungen der Glieder und der Stim-

me, wodurch der Mensch wirkliche Gefühle ausdrückt (von Nachahmung kann hier noch nicht die Rede sein) ist also das Zeitmaaß das erste unterscheidende Kennzeichen seiner Natur. Daraus, daß auch manche Thiere an Beobachtung desselben gewöhnt werden können, folgt, wie wir gesehen haben, daß die Fähigkeit, Bewegungen in gemeßnen Zeiten vorzunehmen, auch im Menschen bloß der Organisation angehört. Aber kein Thier beschränkt auf diese Weise von selbst, ohne menschliche Anleitung, die Freiheit seiner gleichgültigen, geschweige denn seiner leidenschaftlichen Verrichtungen. Daraus folgt unwiderleglich, daß es durch kein Bedürfniß dazu getrieben wird. Da folglich das Bedürfniß, welches den Menschen allgemein auf Erfindung des Zeitmaaßes geleitet hat, unter allen mit ähnlichen Sinnen versehenen Geschöpfen von ihm allein gefühlt wird, so kann es nicht bloß körperlich sein, sondern muß aus der ihm eigenthümlichen geistigen Beschaffenheit herrühren. Wenn Dich so trockne Erörterungen nicht ermüden, meine Freundin, so laß uns auf dem zurückgelegten Wege einige Schritte umkehren, um dieß deutlicher zu entwickeln.

Ich schilderte Dir in meinem vorigen Briefe die überwältigende Heftigkeit der Leidenschaft in rohen Gemüthern, und den starken Trieb, sie in die wil-

desten Aeußerungen zu ergießen, der selbst dem Gefühle gänzlicher Erschöpfung nicht nachgiebt. So schwer es uns fällt in solchen Ausschweifungen die Würde der Vernunft zu erkennen, so ist es doch unläugbar, daß der Mensch nur durch das, was ihn über die Thiere erhebt, derselben fähig wird. Thierische Leidenschaften werden bloß durch körperliche Antriebe erregt; sie werden daher auch durch dergleichen Antriebe von entgegengesetzter Art, sobald die letzten die stärkern sind, unfehlbar wieder aufgehoben. Nur solche Leidenschaften, die ein wahres Bedürfniß zum Ziele haben, können, wenn die Befriedigung verschoben wird, zu einer für das Thier selbst zerrüttenden Heftigkeit gelangen. Andre, wobei dieß nicht der Fall ist, zum Beispiele, wenn ein Thier durch Neckereien zum Zorne gereizt worden, hören bald von selbst auf, befriedigt oder unbefriedigt, wenn der Gegenstand den Sinnen entrückt ist. Der Mensch hingegen ist mit seinem Dasein nicht auf die Eindrücke des Augenblicks eingeschränkt. Er hat das Vermögen, Vorstellungen selbstthätig festzuhalten und zu erwecken. So wie darauf die ganze Entwickelung der menschlichen Erkenntnißkräfte beruht, so läßt sich auch ohne dasselbe keine Anlage zur Sittlichkeit denken. Ohne Vergleichung könnte der Verstand nicht urtheilen und der

Wille nicht wählen. Aber lange ehe der Mensch von seinen Vorstellungen einen sittlichen Gebrauch machen, und sich durch ihr Gegengewicht wider alle sinnlichen Reize bei einem Vorsatze behaupten lernt, wirken sie sinnlich, und ihre ganze Macht wirft sich verstärkend auf die Seite der Leidenschaften. Diese beherrschen also, bis die Vernunft sie unter ihre Botmäßigkeit gebracht hat, den menschlichen Körper unumschränkt, da sie bei dem Thiere nur seinen Bedürfnissen oder seiner Sicherheit dienen, weswegen auch jede Zähmung derselben, wie nützlich der Mensch sie für seine Absichten mit den Thieren finden möge, als eine wahre Ausartung anzusehen ist. Wie frühe schon leidenschaftliche Vorstellungen über körperliche Empfindungen im Menschen die Oberhand gewinnen, darüber lassen sich an ganz kleinen Kindern die auffallendsten Beobachtungen machen. Wie oft lassen sie ihren Verdruß über ein weggenommenes Spielzeug, wodurch doch kein eigentliches Bedürfniß, sondern nur der Trieb nach Beschäftigung befriedigt wird, so laut und anhaltend ausbrechen, daß ihnen die Anstrengung sehr schmerzlich werden muß, und lassen dennoch nicht davon ab! Die Unart des Kindes und die Ausgelassenheit des Wilden fließen aus Einer Quelle her; den ganzen Unter-

schied machen unentwickelte und entwickelte Organe, Mangel und Ueberfluß an Kräften.

Da der Mensch nun, vermöge der Zusammensetzung seines Wesens, einem verderblichen Uebermaaße in den Leidenschaften ausgesetzt ist, und bei dem ersten Erwachen seiner Freiheit unvermeidlich darein verfällt, so ist ihm eben dadurch aufgegeben, sie zu mäßigen, und Ordnung in seinem Innern zu erschaffen. Aber die gewaltigen Stürme des Gemüths, wodurch diese Foderung um so nothwendiger und dringender wird, verhindern den unerzognen Sohn der Natur sie anzuerkennen, ja sie nur zu vernehmen. Ungezügelte Freiheit ist sein höchstes Gut; in ihr genießt er das volle Gefühl seiner Kraft: wie sollte er nicht alles von sich weisen, was sich anmaaßt sie im geringsten einzuschränken? Der Mensch hätte also immerfort durch alle Zeiten im Stande der Wildheit verharren können, er hätte durchaus darin verharren müssen, wäre nicht die Natur selbst durch manche wohlthätige Kraft, die sie in ihm, und um ihn her verbarg, Vermittlerin zwischen seinen Sinnen und seiner Vernunft geworden. Er nimmt die Hand nicht wahr, welche ihn leitet, und erst wann er von einer höhern Stufe der Bildung zurücksieht, erstaunt er in seinen frühen Träumen Vorbilder seiner theuersten Wahrheiten,

in dem, was oft sein Spiel war, Vorübungen der ernsten Pflicht zu erkennen. Gesang und Tanz, die liebsten Beschäftigungen des Menschengeschlechts in seiner Kindheit, bieten ein Beispiel hievon dar. Der Ausdruck der Leidenschaften wurde weit früher als sie selbst gebändigt. Das letzte hätte einen Vorsatz erfodert, welchen zu fassen das sinnliche Geschöpf noch ganz unfähig war; jenes geschah ohne ein absichtliches Wollen durch das Bedürfniß. Die anfangs unwillkührliche und instinctmäßige Beobachtung des Zeitmaaßes in ausdrückenden Bewegungen und Tönen stellte das Gleichgewicht zwischen Seele und Körper wieder her, welches durch die Uebermacht wilder Gemüthsbewegungen und des gleich starken Triebes, sie auszulassen, aufgehoben worden war. Hatte der Mensch diese wohlthätige Wirkung erst einmal erfahren, so kehrte er natürlicher Weise bei jedem neuen Anlasse zu dem zurück, was sie ihm verschäfft hatte, und machte es sich zur Gewohnheit. Die geordnete Freiheit, die er in seinem Innern noch nicht kannte, mußte ihm doch in den äußern Verkündigungen desselben gefallen: er ahnete darin entfernt seine höhere Bestimmung. Indem er sich seiner Leidenschaft ungebunden hingab, schmeichelte ihm ein gemessener Rhythmus mit einer Art von Herrschaft über sie. Zwar stellt sich der Mensch in seinem

ganzen äußern Thun so dar, wie es der Beschaffenheit und Lage seines Innern gemäß ist; allein diese innige Gemeinschaft zwischen Gefühl und Ausdruck ist nicht bloß einseitige Abhängigkeit. Der Ausdruck, wie sich jeder dieß leicht durch eigne Erfahrung bestätigen kann, wirkt nach innen zurück, und verändert das Gefühl selbst, wenn ihm eine fremde Ursache einen verschiednen Grad der Stärke, oder eine verschiedne Richtung gegeben hat. Auf solche Weise mußten die Leidenschaften, indem ihre kräftigen Ausbrüche durch Einführung eines ordnenden Maaßes in Gesang und Tanz umgeschaffen wurden, ebenfalls gemildert werden.

Daß der Rhythmus gleich von den frühesten Zeiten nach seiner Entstehung diese Wirkung gehabt, darüber giebt es, wie sich von selbst versteht, keine historischen Nachrichten, und kann dergleichen nicht geben. Welches Alterthum viele Sagen der Völker auch von sich rühmen mögen, so sind sie doch gewiß alle viel spätern Ursprungs, und nur der Geist des Wunderbaren, welcher in ihnen herrscht, entrückt sie in jene dämmernde Ferne. Poesie wurde nachher das einzige Mittel, wodurch jedes Geschlecht dem folgenden die Haupteindrücke seines Lebens als den köstlichsten Nachlaß übergab. In ihrer ersten Gestalt, wo sie noch nichts weiter war als

unmittelbarer Ausbruch einer bestimmten, gegenwärtigen Leidenschaft, lebte sie selbst nicht länger als das, was ihr Odem gegeben hatte. Allein gesetzt auch, Ueberlieferung wäre schon möglich gewesen: wie hätte der Mensch, noch kaum zur Besinnung erwacht, der Rückkehr in sich selbst fähig sein sollen, welche erfodert wurde, um sich von einer solchen allmähligen, nie von andern Gefühlen abgesonderten Wirkung auf sein Innres Rechenschaft zu geben? Wie viel gehörte nicht dazu, bis er überhaupt nur so weit kam, zu sich selbst zu sagen, er habe eine Seele! Wir sehen es ja aus manchem Denkmahl alter oder wenig gebildeter Sprachen, daß Völker, unter denen schon viele andre Betrachtungen angestellt worden waren, immer noch große Mühe hatten, von der wollenden und denkenden Kraft, welche dem Menschen inwohnt, sich eine nur nicht gar verworrene Vorstellung, wie von einem körperlichen Werkzeuge zu machen. Indessen haben wir doch in einigen Mythen, welche die ersten Fortschritte des Menschengeschlechts bildlich erklären sollten, das gültigste Zeugniß, das man in einer Sache dieser Art verlangen kann. Die Anfänge des gesitteten Lebens werden mit der Erfindung der Musik zusammengestellt; die als Götter oder Heroen verehrten Stifter beider, Osiris und Isis

bei den Aegyptiern, bei den Griechen vorzüglich Orpheus, sollen sich der Macht des Gesanges bedient haben, um die rohen Gemüther zu zähmen. Freilich läßt sich hievon auch eine andre nicht zu verwerfende Deutung geben, daß man nämlich ein so großes Wunder nicht sowohl dem Rhythmus der Lieder, als den Empfindungen, die aus ihnen athmeten, den Lehren, die sie vortrugen, zuschreibt. Aber alsdann verjüngt man diese Sagen gewissermaaßen, und betrachtet jene Namen, mit welchen ein religiöser Glaube nachher so viel allgemeines verflocht, als wirkliche Personen, deren Wohlthaten ihr Andenken auf die Nachwelt gebracht haben. Denn damit sich einzelne Menschen unter ihren Mitbrüdern durch menschliches Gefühl und höhere Erkenntniß auszeichnen können, muß schon das ganze Geschlecht nicht mehr auf der untersten Stufe stehn. Der Gesang muß schon ein Gegenstand des Wohlgefallens geworden sein, wenn durch seine Hülfe sanften Empfindungen, weisen Sprüchen Eingang verschafft werden soll. Die ältesten aller Erfindungen dankt das Menschengeschlecht niemanden insbesondre: sie gehören seiner eignen Natur, und demnächst dem Himmel und der Erde an, insofern diese durch günstige Einflüsse ihrer Entwickelung zu Hülfe kamen. Der älteste Orpheus war wohl nirgends persönlich gegen-

wärtig: er wohnte überall verborgen im thierischen Menschen, und als er zum erstenmal göttlich hervortrat, und das wüste Toben der Leidenschaft durch melodischen Rhythmus fesselte und zähmte, konnte kein Ohr und kein Herz seiner Zaubergewalt widerstehen.

Der Trieb, andre gleichsam in sein eignes Dasein aufzunehmen, und wiederum in ihnen vervielfacht zu leben, der zwar nicht selbst die Fähigkeit zur Sprache ist, aber sie doch hervorgerufen hat, macht die eigentlich menschliche Grundlage der Geselligkeit aus, wie viel andre Umstände und Bedürfnisse auch dazu einladen oder nöthigen mögen. Schon in den frühesten Zeiten des geselligen Standes (und wann lebte der Mensch wohl völlig einsam?) mußte daher häufig der Fall kommen, daß dieselben Gefühle mehrere Gemüther zu gleicher Zeit bewegten, entweder weil Einer sie den Uebrigen durch sichtbaren und hörbaren Ausdruck mitgetheilt hatte, oder weil das, was sie hervorbrachte, alle gemeinschaftlich betraf. Das Beisammensein einer Anzahl von Menschen in leidenschaftlichem Zustande, von denen jeder sich ganz seiner Willkühr überläßt, muß auch dann, wenn sie alle nach derselben Richtung hinstreben, unausbleiblich tumultuarisch werden. Man hat es ja häufig unter gesitteten Völkern erlebt, daß

in solchen Fällen die Wahrheit Rasende machte, und der Patriotismus Gräuelthaten verübte. Es entsteht ein Chaos von Kräften, worin selbst das Gleichartige sich zu kennen aufhört und mit blinder Feindseligkeit gegen einander treibt. Will eine Versammlung ihrer würdig handeln, das heißt, nicht als roh zusammengehäufte Masse, sondern als ein Ganzes, von Einem Willen beseelt, so muß jeder Einzelne sich bis auf einen gewissen Grad seiner Freiheit entäußern, um dagegen von allen Uebrigen vertreten zu werden. Der allgemeine Wille bedarf einer Stimme, die ihn rein und vernehmlich verkündige: wenn die Eintracht einer versammelten Menge nicht mit sinnlicher Gegenwart in ihrer Mitte erscheint, so ist sie so gut als nicht vorhanden. Gäbe es nun ein Mittel, wodurch viele Menschen sich im Ausdrucke derselben Empfindungen vereinigen könnten, ohne sich gegenseitig zu stören noch zu übertäuben, und wodurch bei einem noch so vielfachen, gewaltigen Wiederhalle des lauten Lebensodems doch alles Mißhällige vermieden würde: so müßte dabei die gemeinschaftliche Regung, durch die erklärte Theilnahme Aller bestätigt, sich zwar um so tiefer in die Gemüther pflanzen, aber es könnte nicht fehlen, der milde Sieg des geselligen Triebes über den selbstischen würde ihre äußere Stürme um vieles besänf-

tigen. Die Leidenschaften der einzelnen Glieder der Gesellschaft glichen alsdann nicht mehr wild laufenden Wassern, die beim geringsten Aufschwellen eine Ueberschwemmung verursachen müssen, sondern wären wie Bäche in einem Strom versammelt, und flössen in ihm zwar unaufhaltsam, doch um so ruhiger fort, je tiefer und breiter sein Bett geworden wäre. Ein solches Mittel ist aber Gesang und Tanz, sobald beide durch das Zeitmaaß geordnet sind, denn das wird wesentlich erfodert, wenn man nicht bakchantisch durcheinander toben soll. Dieses könnte man als die zweite Art ansehen, wie der Rhythmus, bloß als Gesetz der Bewegung betrachtet, den wilden Menschen ein wohlthätiger, göttlicher Orpheus ward. Er war es, der ausdrückende Gebährden und Töne, in denen sonst nur uneingeschränkte, hartnäckige Willkühr geherrscht, an ein friedliches Nebeneinandersein gewöhnte, sie zum Bande der Geselligkeit und zugleich zu ihrem schönsten Sinnbilde umschuf. Kein Wunder also, wenn Gesang und Tanz unter wenig gebildeten Völkern von jeher die Seele aller Zusammenkünfte war, und noch ist. Ein gemischter Haufe wird dadurch in Chöre abgesondert und gereiht.

Daß diese menschlich natürlichen Künste Sache der Gesellschaft wurden, konnte und mußte zum Theil.

auf ihre weitere Bildung den entschiedensten Einfluß haben. Zuverläßig beschränkte es zuvörderst ihre ursprüngliche Freiheit, und fügte zu dem, worin man ohne Absicht, fast ohne Bewußtsein übereinstimmte, äußerliche Gesetze der Uebereinkunft und des Herkommens hinzu. Um Verwirrung zu vermeiden war eine gewisse Anordnung, besonders beim Tanze, unentbehrlich; und da diese nicht im Wesen des Alle beseelenden Gefühls lag, so gewann der Verstand dabei Raum, besonnener zu verfahren, zu wählen und das an sich Gleichgültige allmählig mit dem Gefallenden zu vertauschen. Das Verlangen nach diesem ist so tief und wesentlich im Menschen gegründet, daß er es fast eben so früh zu offenbaren anfängt, als er Erzeugnisse der Natur für irgend einen Zweck benutzt. Es genügt ihm nicht, daß sein Werkzeug diesen erreiche: er will sich gern durch etwas höheres als Schöpfer darin erkennen. Der Bogen des Wilden muß nicht bloß in die Ferne treffen; das Holz oder Horn, woraus er verfertigt ist, muß auch zierlich geschnitzt und geglättet sein. Bald wird die Aussenseite seines eignen Körpers ihm ein Gegenstand dieses künstlerischen Triebes: Putz war überall, ausgenommen in ganz rauhen Himmelsstrichen, das frühere Bedürfniß, und bedeckende Kleidung nur ein späterer Fortschritt zur Ueppigkeit.

Mag uns der Putz der Wilden (so schelten wir einander Nationenweise, sagt ein wackrer Forscher, ohne daß einmal jemand so keck oder so billig wäre, zu sagen, was ein Mensch und was ein Wilder sei) noch so abentheuerlich, widersinnig, ja abscheulich vorkommen; das eigenthümliche Gepräge unsrer Natur, welches ihm seine Bestimmung giebt, kann zwar darin entstellt, aber nie ganz ausgelöscht werden. Im Wohlgefallen an vermeintlich schönem Zierrath, und in dem Vermögen der Einbildungskraft, ihn zu erfinden, liegen die edelsten Künste, die sich je unter geistreichen Völkern bis zur Reife entfaltet haben, wie in ihrem Keime beschlossen. Man glaube auch nicht etwa, daß eine beträchtliche Höhe der Ausbildung dazu gehöre, ehe diese Anlagen wirksam werden können, weil wir im gesitteten Europa unter den geringeren Ständen oft jede Spur davon vermissen. Wenn durch eine drückende Lage das freie Spiel der Kräfte, und mit ihm zugleich der wohlthätige Einfluß der Natur gehemmt wird, ohne daß die Vortheile der Verfeinerung zum Ersatz dafür dienen, so wird der Mensch dadurch in einen Stand der Barbarei zurückgeworfen, dem ungebundne, kräftige Wildheit gewiß weit vorzuziehen ist.

Doch ich kehre von dieser kleinen Abschweifung

zurück. Das erste Aufdämmern des vorher schlafenden Triebes nach Schönheit eröffnet wieder eine ganz neue, weite Aussicht künftiger Entwickelungen der drei rhythmischen Künste. Die Seele fing an sich im Ausdrucke ihrer Gefühle, wenigstens solcher, die nicht gradezu schmerzlich sind, zu gefallen, und wiederholte ihn daher gern, auch wenn das Bedürfniß, was sie anfangs dazu gedrungen hatte, schon gestillt war. Nun erst wurde also Tanz und Gesang als Ergötzung getrieben. Es mußte endlich dahin kommen, daß man sich durch Hülfe der Fantasie freiwillig aus einem ruhigen Zustande in lebhafte Regungen versetzte. So entstand eigentliche Dichtung; so kam Nachahmung zum Vorschein; denn alles Vorhergehende war reine, unvermischte Wahrheit gewesen.

Du wirst bemerkt haben, liebe Freundin, daß ich im Gange aller obigen Betrachtungen zwei Sätze ohne Beweis angenommen und stillschweigend zum Grunde gelegt, weil sie mir von selbst einzuleuchten schienen. Erstlich: Poesie sei ursprünglich von der Art gewesen, die man in der Kunstsprache lyrisch nennt. Zweitens: man habe sie immer unvorbereitet nach der Eingebung des Augenblicks gesungen; mit einem Ausdrucke, der uns Deutschen wie die Sache selbst fremd ist, improvisirt. Was

jenes betrifft, so erinnre ich hier nur mit wenigen Worten, daß dem empfindenden Wesen sein eigner Zustand das nächste ist; daß der Geist die Dinge zuerst nur in ihrer Beziehung auf diesen wahrnimmt, und schon zu einer sehr hellen Besonnenheit gediehen sein muß, um seine Betrachtung derselben, wenn ich so sagen darf, ganz aus sich heraus zu stellen. Durch welche Veranlassungen und auf welchen Wegen die andern Gattungen, die in der lyrischen eingewickelt lagen, sich in der Folge von ihr gesondert, erzähle ich dir ein andres Mal. Vorbereitung läßt sich ohne Absicht nicht denken: und wie sollte diese bei den ältesten Gesängen, Kindern der Leidenschaft und des Bedürfnisses Statt gefunden haben? Das Natürliche geht immer vor dem Künstlichen her. Zu der Zeit, da noch alle Menschen dichteten, waren die Dichter wohl nicht so ängstlich für die Ewigkeit ihrer Werke besorgt, als heut zu Tage: das Lied, das auf ihren Lippen geboren ward, starb auch in demselben Augenblicke. Es dem Gedächtnisse einzuprägen, konnte ihnen schwerlich einfallen, eben so wenig als wir alle Worte, in der Hitze eines leidenschaftlichen Gesprächs ausgeschüttet, aufzubewahren gedenken. Das gemeinschaftliche Singen gab vielleicht auch hiezu den ersten Anlaß. Sollte der Chor wiederhohlen, was

Einer vorgesungen hatte, so mußte er sich Worte und Melodie wenigstens für so lange merken; das Gedächtniß wurde mit ins Spiel gezogen, wie gering auch der Dienst sein mochte, den man ihm anfangs zumuthete. Doch dieß läßt sich auch aus einer andern Ursache ableiten. Die Sprache war so äußerst arm an Worten und Wendungen, der Kreis der Vorstellungen so enge gezogen, daß man nicht vermeiden konnte, häufig auf eben dasselbe zurück zu kommen. Wenige Ausrufungen hießen schon ein Lied: sie genügten dem einfältigen Herzen, erschöpften aber auch den ganzen Reichthum des kindischen Geistes. Oft gesungen, blieben sie natürlich samt ihren Anordnungen im Gedächtnisse hängen, und boten sich bei einer ähnlichen Gelegenheit von selbst wieder dar.

Um Deine Geduld zu belohnen, liebste Amalie, wenn Du diesen Brief, ohne etwas zu überspringen, bis zu Ende gelesen hast, füge ich etwas hinzu, worüber Du wenigstens einen Augenblick lächeln magst; ein Paar Proben von Poesie, welche ein Weltumsegler aus der Südsee zurückgebracht. Folgendes Lied dichteten einige Neuseeländer aus dem Stegereif, als sie den Tod eines ihnen befreundeten Taheitiers erfuhren:

Aeghib, matte, ah wäh, Tupaia!
Gegangen, todt! O weh! Tupaia!

Das zweite ist fröhlicher. Die Taheitierinnen begrüßsen damit ihre Göttin O-Hinna, die nach ihrem Glauben in den Flecken des Mondes wohnt:

Te-Uwa no te malama,
Te-Uwa te hinarro.
Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich.

Dem Monde ist doch von jeher in allen Landen viel artiges gesagt worden. Lebe wohl!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

125 129

S. I. X.